universität wien

Diplomarbeit

Titel der Arbeit

Wien – Stadt der Zukunft?

Einflussgrößen auf das subjektive Wohlbefinden der BewohnerInnen des 15. und 19. Bezirks in der Gruppendiskussion und im qualitativen Interview

Verfasserin:

Anna Exel

Angestrebter akademischer Grad:

Magistra der Naturwissenschaften (Mag. rer. nat.)

Wien, 2013

Studienkennzahl:	298
Studienrichtung:	Psychologie
Betreuer:	Univ. Doz. Dr. Ivo Ponocny

„Die höchste Form des Glücks ist ein Leben mit einem gewissen Grad an Verrücktheit.“

– Erasmus von Rotterdam

DANKSAGUNG 01

Mein Dank gilt der Liga der Großen Ms –

Dem Meister der Methodenlehre, dessen nimmermüder Frohsinn die Flamme der Begeisterung nach jeder missglückten Gratwanderung zwischen Verzweiflung und Manie neu zu entfachen vermochte

Meinen Musen und Mäzenen, die mir die monetären, zeitlichen und inspirativen Ressourcen zur Verfügung stellten, ohne die die vorliegende Arbeit niemals Gestalt angenommen hätte

Und Mir selbst, dass ich so lange durchgehalten habe.

Möge die Macht mit uns sein – immer.

DANKSAGUNG 02

Außerdem bedanke ich mich bei all jenen, die uns durch die Beteiligung an Interviews und Gruppendiskussionen einen Einblick in ihre Lebenswelten gewährt und solch umfangreiches und interessantes Datenmaterial für die Studie generiert haben – der kritische Blick auf das Gesagte in der vorliegenden Diplomarbeit möge bitte nicht als Schulmeisterei oder Bagatellisierung aufgefasst werden.

Und last but not least bedanke ich mich bei all meinen gewissenhaften Kolleginnen und Kollegen, die in mühevoller und monatelanger Arbeit die Audiofiles transkribiert haben. Ich ziehe meinen imaginären Hut vor Euch!

INHALTSVERZEICHNIS

α) Einleitung ____ 009

1.1. Aufbau der Arbeit und zentrale Forschungsfragen ____ 009

1.2. Zur Begriffsdefinition „Stadt der Zukunft“ ____ 009

β) Happiness – Life Satisfaction – Subjective Well-being (SWB) ____ 011

2.1. Zur Begriffsdefinition und Messung von subjektivem Wohlbefinden ____ 011

2.1.1. Fragebögen und Skalen ____ 014

2.1.2. ESM ____ 015

2.1.3. Zur Problematik von Glücks- und SWB-Messungen ____ 015

2.2. Zur Bedeutsamkeit von SWB ____ 016

2.2.1. SWB und Gesellschaft ____ 016

γ) SWB in der Stadt ____ 023

3.1. Lebensraumbezogene Einflüsse auf das SWB ____ 023

3.2. Methoden der Stadtforschung ____ 027

δ) (Stadt-)Utopien als Träume vom „Wohlbefinden für alle“ ____ 029

4.1. Die Theorie der (Stadt-)Utopie ____ 029

4.2. Die Utopien Disneys und das Problem US-amerikanischer Städte ____ 031

4.3. Die Situation in Europa ____ 035

ε) Wien – Stadt des Wohlbefindens? ____ 036

5.1. Studien zur Lebensqualität Wiens und Kritik ____ 036

5.2. Mediale Wien-Perspektiven ____ 037

5.3. Zukunftssorgen der ÖsterreicherInnen ____ 038

ζ) Methode und Forschungsfragen ____ 040

6.1. Die Studie „Living conditions, quality of life, and subjective well-being in regions“ (Ponocny et al., 2012) ____ 040

6.2. Das qualitative Interview ____ 041

6.3. Die Gruppendiskussion ____ 045

6.4. Forschungsfragen und Vorgangsweise ____ 048

η) Darstellung der Ergebnisse ____ 050

7.1.Die Bezirke 15 und 19 im historischen und quantitativen Vergleich ____ 050

7.1.1. Aus dem Statistischen Jahrbuch der Stadt Wien 2012 („Bezirksporträts“) 052
7.2. Die Gesamtstichprobe der Studie (Einzelinterviews) 054
7.3. Die Gruppendiskussionen 056
7.3.1. Gruppendiskussion I, 15. Bezirk (15-1) 057
7.3.2. Gruppendiskussion I, 19. Bezirk (19-1) 087
7.3.3. Gruppendiskussion II, 15. Bezirk (15-2) 107
7.3.4. Gruppendiskussion II, 19. Bezirk (19-2) 121

θ) Vergleich mit Einzelinterviews und Explikation 133

κ) Diskussion 140
9.1. … zur gebauten Umwelt 140
9.2. … zu sozialen Aspekten 142
9.3. … zu sonstigen Auffälligkeiten inhaltlicher Natur/Kontroversen/ Scheinwelten 145
9.4. … zu Methodischem und Implikationen für weitere Forschungsvorhaben 154

ι) Conclusio 157

λ) Anhang 160
11.1. Tabellenverzeichnis 160
11.2. Abbildungsverzeichnis 160
11.3. Interviewleitfaden 161
11.4. Soziodemografisches Datenblatt 162
11.5. Abstract (Deutsch) 164
11.6. Abstract (English) 166

μ) Literaturverzeichnis 168

Lebenslauf 176

α) EINLEITUNG

1.1. Aufbau der Arbeit und zentrale Forschungsfragen

Die vorliegende Diplomarbeit beschäftigt sich mit der Frage, ob Wien als eine Stadt des subjektiven Wohlbefindens (SWB), in utopisch-metaphorischer Hinsicht als „Stadt der Zukunft", gelten kann, bzw. für den Fall, dass diese Frage zu verneinen wäre, welche Maßnahmen zu einer Verbesserung beitragen könnten, ausgehend von Gruppendiskussionen und qualitativen Einzelinterviews, durchgeführt an BewohnerInnen der Gemeindebezirke Rudolfsheim-Fünfhaus und Döbling. Zudem soll auf die gewählte Methode der Messung von SWB sowie Implikationen für zukünftige Forschung eingegangen werden.

Zunächst wird der *Begriff SWB* näher erläutert, auch vergleichend zu diesem nahestehenden Begrifflichkeiten. Es wird ein Überblick über die bis dato bestehende *Forschung hinsichtlich des SWB* gegeben, einschließlich verschiedener *Messmethoden* und Grenzen der Aussagekraft derselben. Näher eingegangen wird weiters auf die Themenbereiche *Wohlbefinden in der Stadt* (nebst Messmethoden) und *Wohlbefinden innerhalb der Gesellschaft*. Dies spannt den Bogen zur Idee der *(Stadt-)Utopie* als Vision vom „Wohlbefinden für alle", der zwei konkrete Beispiele aus dem US-amerikanischen Raum folgen.
Der empirische Teil geht auf die Studie "*Living conditions, quality of life, and subjective well-being in regions*" ein, deren qualitatives Datenmaterial zum 15. und 19. Gemeindebezirk die Grundlage der vorliegenden Arbeit bildet. Die Erhebungsverfahren *qualitatives Interview* und *Fokusgruppe* werden näher beschrieben, darauf folgen Stichprobenbeschreibung des Datenmaterials und vergleichende Auswertung desselben. Die Diskussion fasst die Ergebnisse zusammen und gibt Inputs für zukünftige Forschung.

1.2. Zur Begriffsdefinition „Stadt der Zukunft"

Anlässlich des World Habitat Day des United Nations Human Settlements Programme (UN-Habitat) „For A Better Urban Future" am 1. Oktober 2012 definierte Exekutivdirektor Clos (2012, Zugriff am 9.9.2013) die wünschenswerte, jedoch erst noch zu erschaffende Stadt des 21. Jahrhunderts als menschenzentriert, effizient und nachhaltig, die materiellen und immateriellen Aspekte von Prosperität gleichermaßen beachtend und

das Wohlergehen der Bevölkerung in einer holistischen Herangehensweise im Sinn habend. Eine Neugestaltung der bis dato vorherrschenden Stadtkonzepte sei dringend erforderlich, um den Wohlstand heutiger Generationen auf eine größere Anzahl von Personen auszuweiten und den Wohlstand zukünftiger Generationen zu sichern.
Man kann noch weiter gehen und sagen, die Stadt der Zukunft ist gleichbedeutend mit der gesellschaftsutopischen „guten Stadt“, einem Ort des Wohlbefindens für sämtliche BewohnerInnen (respektive einem Ort, der jedem/r Einzelnen die Basis bietet, sein/ihr persönliches Glück und Wohlbefinden darauf aufzubauen, beruhend auf einer standardmäßigen, nicht bedrohten Grundversorgung an Lebensnotwendigem und Respekt voreinander und vor der Lebensumwelt an sich). Dies steht in engem Zusammenhang mit der Forderung nach dem „größtmöglichen Glück für die größtmögliche Zahl“ des (Klassischen) Utilitarismus (bzw. diversen Abwandlungen desselben) respektive Gandhis Forderung nach dem „größtmöglichen Glück für alle“ (vgl. Dhiman, 2010) und beschäftigt sich weiters mit der Frage der Verwirklichbarkeit derartiger Bestrebungen angesichts des „Wesens des Menschen“.

β) HAPPINESS – LIFE SATISFACTION – SUBJECTIVE WELL-BEING (SWB)

2.1. Zur Begriffsdefinition und Messung von subjektivem Wohlbefinden

Bis vor wenigen Jahren wurden Wohlstand und Wohlbefinden der Bevölkerung eines Landes hauptsächlich an der Höhe des Bruttoinlandsprodukts BIP (im Englischen GDP – Gross Domestic Product) bemessen. Auch Indikatoren wie das Pro-Kopf-Einkommen und finanzielle Armut wurden bemüht, da man davon ausging, dass erhöhtes Einkommen zu mehr Konsumationsmöglichkeiten führe und somit das Wohlbefinden steigern müsse. Es kristallisierte sich jedoch mehr und mehr heraus, dass dieser Ansatz zu kurz griff (Conceição & Bandura, 2008, S. 2-3). Robert Francis Kennedy beschrieb bei seiner Rede an der Universität von Kansas am 18. März 1968, drei Monate vor seinem Tod, das Problem folgendermaßen:

> [.....] Too much and for too long, we seemed to have surrendered personal excellence and community values in the mere accumulation of material things. Our Gross National Product[1], now, is over $800 billion dollars a year, but that Gross National Product […] counts air pollution and cigarette advertising, and ambulances to clear our highways of carnage. It counts special locks for our doors and the jails for the people who break them. It counts the destruction of the redwood and the loss of our natural wonder in chaotic sprawl. It counts napalm and counts nuclear warheads and armored cars for the police to fight the riots in our cities. It counts Whitman's rifle and Speck's knife, and the television programs which glorify violence in order to sell toys to our children. Yet the Gross National Product does not allow for the health of our children, the quality of their education or the joy of their play. It does not include the beauty of our poetry or the strength of our marriages, the intelligence of our public debate or the integrity of our public officials. It measures neither our wit nor our courage, neither our

[1] Bis 1991 wurde in den USA nicht das GDP, sondern das Gross National Product, GNP, analog zum Bruttonationaleinkommen, BNE (vormals Bruttosozialprodukt, BSP), als Hauptindikator für den Vergleich der Wirtschaftsleistungen von Nationen herangezogen. Das GDP bzw. BIP unterscheidet sich vom GNP bzw. BNE dergestalt, dass das GDP den Gesamtertrag dessen bezeichnet, was innerhalb der Landesgrenzen an Gütern und Dienstleistungen produziert wird, ungeachtet der Herkunft der ProduzentInnen, während das GNP den Gesamtertrag der Güter und Dienstleistungen bezeichnet, die von den Angehörigen einer Nation im In- und Ausland produziert werden (U.S. Department of Commerce, 1991, Zugriff am 11.7.2013).

wisdom nor our learning, neither our compassion nor our devotion to our country, it measures everything in short, except that which makes life worthwhile. [.....]. (Zugriff am 11.7.2013)

Der Übergang zu neuen Formen und Indikatoren der Wohlbefindens-Messung eröffnete das bisher von ÖkonomInnen dominierte Feld für PsychologInnen und SoziologInnen und für eine breite Palette von Literatur zum Thema, wobei das subjektive Wohlbefinden oft mit „Happiness" synonym verwendet wird, Happiness jedoch im psychologischen Sinne weniger weit reicht als SWB – man könnte sagen, Happiness ist ein Teil des Wohlbefindens (Conceição & Bandura, 2008).

Für manche setzt sich das subjektive Wohlbefinden aus vier Komponenten zusammen: positiven Emotionen, negativen Emotionen, genereller Lebenszufriedenheit und Zufriedenheit mit Teilbereichen des Lebens. Lebenszufriedenheit ist hierbei die kognitive Komponente des Wohlbefindens, gleichsam eine verallgemeinernde retrospektive Bewertung des eigenen Lebenslaufs, während Happiness die emotionale Komponente darstellt, sozusagen die Balance zwischen positivem und negativem Affekt (Conceição & Bandura, 2008, S. 5; Davern, Cummins & Stokes, 2007).

Andere (zum Beispiel Diener, Suh, Lucas & Smith, 1999) beschränken sich auf drei Komponenten: das Vorhandensein von positiven Emotionen, die Abwesenheit von negativen Emotionen und die Lebenszufriedenheit. Sie nennen folgende Einflussgrößen auf das SWB:

- *Persönlichkeitseigenschaften*, wie genetische Prädisposition zum Glücklich- bzw. Unglücklichsein, die sich sowohl auf direktem als auch auf indirektem Wege (etwa durch Verhaltensbeeinflussung und daraus resultierender Erlebnis-Selektion) äußern können, Traits à la Extraversion (dem positiven Affekt förderlich) und Neurotizismus (dem negativen Affekt Vorschub leistend), sowie Optimismus und damit in Zusammenhang stehender Zielstrebigkeit, zudem Kontrollüberzeugungen und eine „gesunde Portion" dessen, was gemeinhin als „Pollyanna-Prinzip" Einzug in die wissenschaftliche Literatur gehalten hat und eine, durchaus an illusorische Überschätzung und Selbsttäuschung grenzende, Fokussierung auf das Positive meint (Maderthaner, 1995, S. 178; Diener et al., 1999, S. 281; Bucher, 2009, S. 45)
- *Wechselwirkungen von Persönlichkeit und Umfeld*
- *Wahrgenommener Grad an Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit durch soziale Vergleiche*, wobei im Großen und Ganzen davon ausgegangen wird, dass Vergleiche mit besser gestellten Personen das Wohlbefinden mindern, während

Vergleiche mit schlechter gestellten es erhöhen (was nicht bedeutet, dass nicht auch das Gegenteil der Fall sein kann) und optimistisch gestimmte Personen eher zu Abwärtsvergleichen neigen, während pessimistisch gestimmte eher zu Aufwärtsvergleichen tendieren

- *Realistisches Anspruchsniveau* bzw. realistische Zielsetzung, die nicht in Enttäuschung oder Langeweile durch Überforderung oder Unterforderung gipfelt, wobei es weniger um die Zielerreichung als solche geht, sondern um deren subjektive Bedeutsamkeit und das Gefühl des Vorankommens
- *Ziele,* die Art derselben (z. B. intrinsische vs. extrinsische), die Bedeutung für die jeweilige Person, die Wahrscheinlichkeit der Zielerreichung, die Akzeptanz dieser Ziele durch das Umfeld, Kulturunterschiede (westliche Welt eher am Individuellen, Unterscheidenden orientiert, asiatische Kultur eher am Kollektiven, an der Gruppenidentität und –harmonie)
- *Gewöhnungseffekte, Coping* (Diener et al., 1999).

Für Ruut Veenhoven (2008) ist das Wohlbefinden ein Teil von "Happiness". Er unterscheidet zwischen vier „Lebensqualitäten" (*Livabilities*), die gemeinhin mit *Happiness* gleichgesetzt werden:

- *Livability of the environment* – vorteilhafte Umweltbedingungen
- *Life-ability of the person* – Gesundheit, "Fitness", Fähigkeit, die Hürden des Lebens zu überwinden, „Capabilities" (Möglichkeiten, Fähigkeiten, Ressourcen) nach Sen und Nussbaum (siehe z. B. Nussbaum, 2007)
- *Utility of life* – Lebenssinn, "höhere" Werte
- *Satisfaction with life* – subjektive Bewertung bzw. Wertschätzung des eigenen Lebens

In der Forschung existieren unterschiedliche Arten, das Wohlbefinden zu messen (zu versuchen). Eine grobe Kategorisierung kann in *objektive* und *subjektive* Messungen erfolgen. Objektive Werte für Wohlbefinden können etwa aus beobachtbaren statistischen Daten betreffend Wirtschaftsleistung, Sozialem und Umweltfaktoren gewonnen werden (Einkommen, Bildung, Sterblichkeitsrate, …). Subjektive Messungen konzentrieren sich auf die Emotionen der Menschen, deren Alltagserfahrungen und Berichte (Conceição & Bandura, 2008; vgl. Quongs *basic* und *non-basic interests*, 2004, S. 238-239). Eine weitere Kategorisierung besteht darin, ob es sich um eine *Selbsteinschätzung* oder eine *Fremdbeurteilung* handelt (Bucher, 2009). Messinstrumente des SWB bzw. für Glück/Lebenszufriedenheit können sein:

- Fragebögen (mit einem oder mehreren Items)/Skalen (mit unterschiedlichen Abstufungen)
- Tagebücher/Listen zur Tagesrekonstruktion (etwa die Day Reconstruction Method, Kahnemann und Krueger, 2006)
- Handcomputer für die Erlebensstichprobenmethode (ESM)
- Interviews (telefonisch oder persönlich)

2.1.1. Fragebögen und Skalen

Im *General Social Survey* in den USA wird beispielsweise ein dreistufiges Einzel-Item verwendet, das nach dem generellen aktuellen Lebensglück fragt. Die Lebenszufriedenheit der AmerikanerInnen erfragten Andrews und Withey mittels eines siebenstufigen Items, das von *entzückt* bis *schrecklich* reicht, beziehungsweise anhand einer sogenannten *Glücksleiter.* Auch eine *Thermometer-Glücksskala* und *Gesichterskalen* („Smileys“) sind in Gebrauch. Sowohl nach der Häufigkeit von Glücksmomenten als auch nach deren Intensität fragte etwa Fordyce. Ebenfalls einen retrospektiveren Bewertungsansatz verfolgte Bradburn mit seiner *Affekt-Balance-Skala*, in der danach gefragt wird, ob man in den vergangenen Wochen bestimmte Empfindungen hatte, etwa schreckliche Langeweile oder besonderes Interesse an etwas, wobei er, konform mit Diener et al. (1999), herausfand, dass Personen, die häufiger positive Emotionen erleben, nicht unbedingt seltener mit negativen Emotionen konfrontiert sind. Als weitere Fragebogeninstrumente sind zu nennen: Dalberts *Aktuelle Stimmungsskala*, Beckers *Befindlichkeitsfragebogen*, der *Berner Fragebogen zum Wohlbefinden*, das *Chinesische Glücksinventar* von Lu und Shih, die *Depressions-Glück-Skala* von McGreal und Joseph (da Depression als Gegenpol zu Glück bzw. Wohlbefinden gilt), die Skala *Eudaimonistisches Wohlbefinden* von Ryff (die jedoch nicht für kollektivistische Kulturen geeignet ist, da sie Individualität positiv konnotiert, vgl. Jagodzinski, 2010), die Skala *Habituelles subjektives Wohlbefinden* nach Dalbert, der Fragebogen zum *Körperlichen Wohlbefinden* nach Frank, der *Oxford-Glücksfragebogen* von Hills und Argyle und das *Oxford-Glücksinventar* von Argyle, Martin und Crossland, das auf Dieners Konzept des SWB basiert, die Skala *Subjektives Glück* nach Lyubomirsky und Lepper (Bucher, 2009), der *WHO-Five Well-being Index*, die *Satisfaction With Life Scale (SWLS)* von Diener et al., die Kurzversion der *Perceived Stress Scale (PSS)* von Cohen et al., die Kurzversion der *Warwick-Edinburgh Mental Well-being Scale (WEMWBS)* von Stewart-Brown et al., sowie die *World Database of Happiness* (http://www.worlddatabaseofhappiness.eur.nl) und Martin Seligmans Website

http://www.authentichappiness.sas.upenn.edu (Ponocny, Weismayer, Dressler & Stross, 2012, S. 7).

2.1.2. ESM

Bei der *ESM* werden die ProbandInnen mit kleinen portablen Computern ausgestattet, die nach dem Zufallsprinzip über den Tag verteilt durch einen Ton signalisieren, dass die aktuelle Befindlichkeit nebst der momentanen Tätigkeit eingegeben werden soll. Somit können die nachteiligen Auswirkungen retrospektiver Messungen (auf die unten genauer eingegangen wird) vermieden werden. Vergleichend zu retrospektiven Befragungen ist die ökologische Validität der ESM höher, da die Daten direkt während der interessierenden Situation erhoben werden, es können Verlaufsmuster von Tagesbefindlichkeiten aufgezeichnet werden, die Gleichzeitigkeit verschiedener Gefühlszustände kann registriert werden, Einschätzungs- und Erinnerungsfehler werden vermindert und es kann ein Vergleich zwischen den ESM-Daten und den Daten retrospektiver Befragungen erstellt werden (Bucher, 2009, S. 39-40).

2.1.3. Zur Problematik von Glücks- und SWB-Messungen

Als Schwächen der ESM listet Bucher (2009, S. 42) auf, dass sie aufgrund ihrer Aufwändigkeit nur mit kleinen Stichproben zu realisieren ist, welche überdies dadurch verzerrt sein können, dass Glücklichere eher zum Mitmachen neigen. Die Signaltöne können zu unpassenden Zeitpunkten kommen, wie etwa während eines Vortrags oder während des Mittagsschläfchens, woraus resultieren kann, dass die ProbandInnen erst durch den Ton selbst in ihrer Stimmungslage negativ beeinflusst werden. Die Antwort muss so bald wie möglich eingegeben werden, da ansonsten die gleichen Verzerrungen wie bei der retrospektiven Messung zu erwarten sind.

Was die retrospektive Selbstbeurteilung anbelangt, so können gegen sie beispielsweise Erinnerungsfehler des autobiografischen Gedächtnisses ins Feld geführt werden, indem Personen etwa die emotionale Intensität von Ereignissen über- oder unterschätzen (Bucher, 2009, S. 36; Gilbert, 2006), wie dies im Übrigen auch bei in der Zukunft liegenden oder antizipierten Ereignissen der Fall ist, wobei diese Schätzfehler bei Glücklichen oder zu Neurotizismus Neigenden vermehrt auftreten und generell oft an relevante Kognitionen gekoppelt sind (Bucher, ebd.). Zudem beeinflusst der Befragungskontext die Antwort der ProbandInnen, also ob sie beispielsweise in einem

hellen oder dunklen Raum befragt werden, ob das Wetter sonnig und warm oder regnerisch und kalt ist, ob sie vor der Befragung ein kleines Geschenk erhalten beziehungsweise „zufällig Geld gefunden“ haben, etc.. Daniel Gilbert prägte den Begriff des *Präsentismus*, welcher besagt, dass aktuelle Gefühle sowohl in die Vergangenheit als auch in die Zukunft projiziert werden (Bucher, 2009, S. 37; Gilbert, 2006). Überdies kann die Reihenfolge, in der die Fragen gestellt werden, einen deutlichen Einfluss auf das Antwortverhalten ausüben (Ponocny et al., 2012). Des Weiteren ist bei der Vorgabe numerischer Skalen zur Erfassung des Wohlbefindens schwer einzuschätzen, auf welchen emotionalen Status es hindeutet, wenn eine Person beispielsweise “8” ankreuzt, sprich ob die Bedeutung für den/die Untersuchte/n die gleiche ist wie für den/die Untersuchende/n (S. 64).

Was bei SWB- und Glücksmessungen im Allgemeinen auffällt, ist, dass die überwiegende Mehrheit der Befragten ihr Wohlbefinden und Glück im positiven oder sehr positiven Bereich verortet – hier sollte stets der Einfluss mitbedacht werden von zur Orientierung herangezogenen sozialen (Ideal-)Normen, sozialer Erwünschtheit, der Unterdrückung negativer Emotionen, selektiver Wahrnehmung, momentaner Stimmung, Vermeidung kognitiver Dissonanz, etc. (Ponocny et al., 2012, S. 69; Bucher, 2009).

2.2. Zur Bedeutsamkeit von SWB

Lyubomirsky, Sheldon und Schkade (2005) listen eine Auswahl an Vorzügen auf, die aus Wohlbefinden und Glücklichsein resultieren: bessere Arbeitsergebnisse (gesteigerte Kreativität und Produktivität, höhere Qualität der Arbeit, höheres Einkommen); mehr Aktivität, Energie und Flow; besserer körperlicher und mentaler Gesundheitszustand; ausgeprägtere Fähigkeit zu Selbstkontrolle, Selbstregulierung und Adaptation; stärkeres Immunsystem; längeres Leben; erhöhte Bereitschaft zu Kooperation, prosozialem Verhalten und Nächstenhilfe; und mehr und befriedigendere Sozialkontakte (S. 112).

2.2.1. SWB und Gesellschaft

> “Here I put forward the gloomy proposition
> that we live in a world not only replete with injustices large and small
> and the most appalling horrors, but, what is nearly as bad,
> also oversupplied with a tolerance for such things
> on the part of most of those not suffering from them.” (Geras, 2000, S. 49).

Aufgrund der Beobachtung der empirischen Glücks- und Wohlbefindensforschung, dass Personen dazu neigen, sich im positiven Spektrum von Glücksskalen einzustufen (Bucher, 2009; Ponocny et al., 2012), erscheint die starke Verbreitung affektiver Störungen, besonders der Major Depression, paradox. Laut World Health Organization (WHO) sind hinsichtlich psychischer Störungen depressive Erkrankungen weltweit die häufigste Ursache für gesundheitliche und funktionale Beeinträchtigung bzw. Erwerbsunfähigkeit (Marcus, Yasamy, van Ommeren & Chisholm, 2012, Zugriff am 11.7.2013). Hidaka (2012) weist auf den Anstieg chronischer Krankheiten und des Risikos, an einer Angststörung oder an Major Depression zu erkranken, hin, während Acarturk, de Graaf, van Straten, ten Have und Cuijpers (2008) von hohen Prävalenzraten sozialer Phobien berichten und die Ansicht vertreten, dass Depression, bipolare Erkrankung und Persönlichkeitsstörungen ein Kontinuum bilden könnten anstatt separater Kategorien (S. 278).

Krankheit und Wohlbefinden können einander wechselseitig beeinflussen; Krankheit kann zu einer Senkung des Wohlbefindens führen, sowie umgekehrt eine Senkung des Wohlbefindens durch andere Faktoren der Auslöser für Krankheiten sein kann, etwa Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Schwächung des Immunsystems bzw. des endokrinen Systems, oder depressive Störungen durch chronischen Stress (Pearlin 1989, S. 252). Wohlbefinden hat also auch eine prognostische Funktion hinsichtlich der Anfälligkeit oder Auftrittswahrscheinlichkeit bestimmter Krankheitsbilder.

Für Hidaka (2012) sind die hohen Inzidenz- und Prävalenzraten chronischer und psychischer Erkrankungen in den Industrienationen (mit Ausnahme von Japan) ein Resultat und eine typische Erscheinung von Modernisierung, Urbanisierung, Technisierung, Säkularisierung und Konsumerismus (S. 206). Der „Westliche Lebensstil“ bringe unausgewogene Ernährung, unzureichende körperliche Bewegung, zu wenig Schlaf und ungenügende Sonnenlichtaufnahme mit sich und fördere Fettleibigkeit und, vor allem in den USA, das Gefühl der Bedrohung durch das soziale Umfeld, welches eher von Wettbewerbscharakter, der Konzentration auf extrinsische Ziele, sozialer Isolation und Misstrauen geprägt sei. Gesundheit und körperliches und geistiges Wohlbefinden gehen für Hidaka Hand in Hand mit einer gesunden Lebensweise, einer beruflichen Tätigkeit, die vom Individuum als sinnstiftend erachtet werden kann und es existenzieller Nöte enthebt, und einem guten sozialen Netz. Zudem betont er die Wichtigkeit der gleichmäßigen Verteilung von Ressourcen und Gütern.

In den Industrienationen steigt die Lebenszufriedenheit nicht mehr mit dem Lebensstandard, sprich der Wirtschaftsleistung (Blanchflower & Oswald, 2004; Klein, 2008; Yang, Hsee & Zheng, 2012). Der Vollständigkeit halber muss jedoch auch hier auf

die Problematik quantitativer Messungen von Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit verwiesen werden (gesetzt etwa den Fall, jemand mit moderatem Einkommen habe vor fünf Jahren bereits den höchsten Wert auf einer 10-stufigen Lebenszufriedenheits-Skala angekreuzt und sein Einkommen sei in diesen fünf Jahren gestiegen und habe auch seine Lebenszufriedenheit subjektiv erhöht, so bliebe ihm dennoch nichts anderes übrig, als neuerlich 10 anzukreuzen, da kein höherer Wert existiert) (vgl. Stevenson & Wolfers, 2008). Kahnemann und Krueger (2006) merken an, dass jemand, der an einer glücklicheren Gesellschaft interessiert sei, sich nicht auf die Steigerung von Konsummöglichkeiten konzentrieren, sondern für mehr Sozialkontakte innerhalb der Mitglieder der Gesellschaft sorgen solle. Einer ihrer Vorschläge bezieht sich außerdem auf die Einführung eines nationalen Wohlbefindens-Index, in Anlehnung an den Gross-National-Happiness-Index des Königreichs Bhutan, allerdings bedürfe es hierfür noch verfeinerter Messmethoden. Einer weiteren Steigerung von finanziellem Wohlstand und Konsummöglichkeiten stehen auch Häußermann und Siebel (2004) kritisch gegenüber: „Würden alle [sieben Milliarden, Anm. d. Verf.] Menschen der Erde so leben wie die schmale Oberschicht der entwickelten Industrieländer, so würde das Ökosystem zusammenbrechen." (S. 70). Daran werde auch der Trend zum Umstieg auf „nachhaltige Technologien" nichts ändern, da die Herstellung, Instandhaltung oder Wiederaufbereitung derselben ebenso Ressourcen bzw. Rohstoffe benötige, die kaum noch zur Verfügung stünden (Exner, Lauk & Kulterer, 2008).

Für Stefan Klein besteht der Schlüssel zu einer glücklichen Gesellschaft aus Bürgersinn, sozialem Ausgleich und Kontrolle über das eigene Leben – er nennt dies das „magische Dreieck des Wohlbefindens" (Klein, 2008, S. 504). Über die positiven Auswirkungen von direkter Demokratie und Regierungsdezentralisierung auf das Wohlbefinden berichten Frey und Stutzer (2000); und Helliwell (2007) weist auf den Zusammenhang zwischen dem subjektiven Wohlbefinden, dem Sozialkapital in einer Gesellschaft, dem Grad an gegenseitigem Vertrauen und einer geringeren Selbstmordrate hin. Auch Maderthaner (1995, S. 180) betont die Verminderung der Sterblichkeitsrate bei gutem sozialem Netz.

Gesundheit und Langlebigkeit von Bevölkerungsgruppen wurden meist im Zusammenhang mit der Ethnie, dem beruflichen Status oder demografischen Gegebenheiten des Wohnortes untersucht, während auf Gesellschaftscharakter und Gruppendynamiken bis in die 1990er-Jahre selten eingegangen wurde (Egolf, Lasker, Wolf & Potvin, 1992, S. 1089). Ein Beispiel für letztere Herangehensweise bildet jenes von Roseto.

Die Kleinstadt Roseto im US-amerikanischen Bundesstaat Pennsylvania zeichnete sich von 1955 bis 1965 durch eine auffallend niedrige Sterblichkeitsrate aufgrund von Herz-Kreislauf-Erkrankungen aus, gemessen an der Nachbarstadt Bangor und drei weiteren benachbarten Gemeinden (ebd.). Risikofaktoren wie Tabakkonsum, schwere Arbeit und der Genuss von fettreichen Speisen waren in Roseto nicht in geringerem Ausmaß gegeben als in den Kontrollregionen. Auf einer Ebene bestand jedoch ein auffälliger Unterschied: Die EinwohnerInnen von Roseto, ImmigrantInnen aus Apulien (Süditalien), entstammten ehemaligen Clans, die auch in den USA ihr Sozialgefüge straff und homogen hielten, gemeinsam Feste zelebrierten, Wohlstand nicht offen zeigten, in 3-Generationen-Haushalten lebten, Religion und Tradition hochhielten, intraethnischen Ehen den Vorzug gaben und lokale Angelegenheiten weitestgehend selbst regelten. Zu Beginn der 1960er-Jahre berichteten viele Jugendliche und 25-35-Jährige in Roseto, dass sie planten, nicht die bisherige Lebensweise der Gemeinschaft zu übernehmen, sondern ihren Lebensstil dem „amerikanischen“ anzugleichen. Dies äußerte sich in weiterer Folge dadurch, dass Reichtum offener zur Schau gestellt wurde, etwa durch größere, umzäunte Häuser mit Pool und Anschaffung teurer Autos, durch interethnische Eheschließungen, Rückzug in die eigenen vier Wände und reduzierte Beteiligung an gemeinschaftlichen Aktivitäten und Ritualen. Wie von den Forschenden vorhergesagt, stiegen im Einklang mit diesen Veränderungen, die in den frühen 1970er-Jahren offenkundig wurden, mit dem Wegfallen der sozialen Bande und der Vergrößerung der Heterogenität, sozusagen dem Schutzfaktor der Solidarität, die Auftrittshäufigkeit von Herzinfarkten sowie die Todesrate signifikant an, vor allem bei den unter-65-jährigen Männern während der Zeit des sozialen Wandels. Der Roseto-Effekt gilt somit als ein Paradebeispiel für den Einfluss von gesellschaftlichem Zusammenhalt auf die Langlebigkeit (Egolf et al., 1992; Klein, 2008).

Wilkinson (1997, S. 591) betont, dass die Todesrate in entwickelten Ländern vor allem von relativen Lebensstandards beeinflusst werde. Er nennt drei Beispiele:

- Die Sterblichkeitsrate hängt eher mit der relativen Einkommensverteilung innerhalb eines Landes zusammen als mit absoluten Einkommensunterschieden zwischen Ländern,
- Sterblichkeitsraten sind am niedrigsten in Ländern mit niedrigen Einkommensunterschieden und somit niedrigerer relativer Deprivation,
- längerfristige Steigerungen der Lebenserwartung scheinen nur geringfügig mit längerfristigen ökonomischen Wachstumssteigerungen zusammenzuhängen (ebd.).

1997 lebte fast ein Viertel der Bevölkerung Großbritanniens in relativer Armut (Wilkinson, 1997, S. 591). Materielle Armut bringt einerseits physiologische Risikofaktoren wie schlechtere Wohnqualität, unausgewogene Ernährung, unzureichende Beheizung etc. mit sich, andererseits wirkt sie sich auch auf die Positionierung innerhalb der Gesellschaft aus, führt zu sozialer Ausgrenzung und erzeugt somit chronischen psychosozialen Stress, aus welchem wiederum Risikoverhalten resultiert wie vermehrter Alkohol- und Tabakkonsum oder erhöhte Kalorienzufuhr durch Nahrung „um sich zu trösten“ (vgl. Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz [BMASK], 2011, zur Armuts- und Ausgrenzungsgefährdung in Österreich). In den USA ist es die Bevölkerungsgruppe der männlichen Afro-Amerikaner, die aufgrund von sozio-ökonomischen Benachteiligungen, Diskriminierung und erhöhten Inhaftierungsquoten bzw. Wechselwirkungen dieser Faktoren eine signifikant schlechtere Gesundheitsverfassung sowie frühere Mortalität aufweist als jede andere ethnische Gruppe (Xanthos, Treadwell & Holden, 2010). Als ein Beispiel für Diskriminierung berichten die Autorinnen über eine 2003 durchgeführte Studie Pagers zu Bewerbungsgesprächen von männlichen Weißen mit bzw. ohne Vorstrafenregister und Afro-Amerikanern mit bzw. ohne Vorstrafenregister. Während 34% der männlichen Weißen ohne Vorstrafen einen Rückruf der potenziellen ArbeitgeberInnen erhielten, war dies nur für 14% der Afro-Amerikaner der Fall. Diese 14%-Rate der Rückrufe bei afro-amerikanischen Bewerbern ohne Vorstrafen steht zudem einer Rückrufrate von 17% bei weißen Bewerbern *mit Vorstrafen* gegenüber (S. 13; Pager, 2003, S. 957-958).

In stärker auf sozialer Gleichheit beruhenden Gesellschaften ist auch der soziale Zusammenhalt stärker ausgeprägt, wie nicht nur das Beispiel von Roseto zeigt. Putnam, Leonardi und Nanetti (1993) etwa berichten von einer hohen Korrelation zwischen Einkommensgleichheit und dem Grad an Partizipation am örtlichen Gemeinschaftsleben in verschiedenen Regionen Italiens. Dies stand auch in Zusammenhang mit der politischen Situation in der jeweiligen Region, indem Dörfer und Städte mit positivem Sozialgefüge weniger von Korruption und Misswirtschaft betroffen waren (Putnam, 1993; Wilkinson, 1997; Klein, 2008). Die Möglichkeit der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und das Wahrnehmen derselben, verringerte Arbeitslosenraten, materielle Sicherheit und geringe Einkommensunterschiede begünstigen gesellschaftlichen Zusammenhalt (Wilkinson, 1997). Putnam (2001) resümiert nach seiner Analyse des Sozialkapitals in verschiedenen Regionen der USA: „The fact that community levels of human and social capital appear to increase happiness, while the reverse is true for income, suggests to me that returns from human and social capital are far broader than whatever positive effects they may have on material standards of living” (S. 53). *Sozialkapital* meint

einerseits die Ressourcen, „auf die ein Individuum aufgrund seiner Zugehörigkeit zu verschiedenen Netzwerken potenziell zugreifen kann“ (Franzen & Pointner, 2007, S. 71), andererseits auch „das generalisierte Vertrauen in Personen und Institutionen“ und allgemeine „Normen, wie [die] Fairness- oder [die] Reziprozitätsnorm“ (ebd).

Hooghe (2012) wirft die Frage auf, wie es sein kann, dass diverse Studien der Westlichen Gesellschaft zwar eine hohe Lebenszufriedenheit bescheinigen, zugleich aber andere Studien von einer Abnahme von Gemeinschaftssinn und einer Zunahme von Unzufriedenheit mit der Gesellschaft berichten. Er beruft sich darauf, dass SWB und der Blick auf die Gesellschaft zwei unterschiedliche Konzepte darstellen, die sich nur durch Spill-Over-Effekte aufeinander auswirken. Hooghe bringt hierbei den Faktor des Ethnozentrismus ins Spiel, der, wenn stark ausgeprägt, die Bewertung der Gesellschaft stark negativ beeinflusse, jedoch keinen Effekt auf das SWB habe. Hierbei mag es verwundern, dass dieses Phänomen ausgerechnet in Belgien, wo die Analyse durchgeführt wurde, zu Tage trat, da Belgien keine besondere Gesellschafts-Diversität aufweise; zwar gebe es Ballungen von ImmigrantInnen in den größeren Städten, abseits davon stoße man jedoch auf ziemlich homogene Gemeinschaften mit einer „fast unsichtbaren“ Gegenwart von Minderheiten (S. 11). Hooghes Meinung nach werde die Gegenwart ethnischer Minderheiten als ein Anzeichen gesellschaftlichen Wandels gesehen, was wiederum mit der Unzufriedenheit mit der Gesellschaft eng verschränkt sei. Einen Grund dafür sieht Hooghe darin, dass die TeilnehmerInnen der Analyse die Anzahl der ethnischen Minderheiten und somit die Diversität der Gesellschaft als ganzes stark überschätzten. Ethnozentrische Personen nehmen den Unterschied zwischen sich selbst und „den Anderen“ als besonders groß wahr. Seien sie darüber hinaus der Überzeugung, dass die Gesellschaft, in der sie leben, zu über einem Viertel aus “Fremden” bestehe, könne dies das eigene Entfremdungsgefühl der Gesellschaft als ganzes gegenüber noch weiter verstärken (ebd.).

Um es mit Pearlins Worten zu formulieren (1989):

> Many stressful experiences, it should be recognized, don't spring out of a vacuum but typically can be traced back to surrounding social structures and people's locations within them. The most encompassing of these structures are the various systems of stratification that cut across societies, such as those based on social and economic class, race and ethnicity, gender, and age. To the extent that these systems embody the unequal distribution of resources, opportunities, and self-regard, a low status within them may itself be a source of

stressful life conditions. This search, I believe, will reveal how ordinary people can be caught up in the disjunctures and discontinuities of societies, how they can be motivated to adopt socially valued dreams and yet can find their dreams thwarted by socially erected barriers, and how as engaged members of society they come into conflict with others and with themselves. (S. 242)

γ) SWB IN DER STADT

3.1. Lebensraumbezogene Einflüsse auf das SWB

Unter dem Begriff *lebensraumbezogen* subsumiert Maderthaner (1998, S. 488) „jene Bedürfnisse […], deren Befriedigung großteils oder überwiegend von der Gestaltung des sozialen, gebauten, technischen und natürlichen Lebensraumes abhängt". Folgende Hauptkategorien werden in diesem Zusammenhang genannt, wobei eine „Nichtbefriedigung" negative Konsequenzen erwarten lässt: *Regeneration*, *Privatheit*, *Sicherheit*, *Funktionalität*, *Ordnung*, *Kommunikation*, *Aneignung*, *Partizipation*, *Ästhetik* und *Kreativität*. Hier bestehen allerdings starke individuelle Unterschiede hinsichtlich der Bedeutung und Wichtigkeit dieser Kategorien, bzw. können sich Bedeutung und Wichtigkeit über die Zeit verändern (zum Beispiel zwischen jungen und alten Personen hinsichtlich Lärmfreiheit des Wohngebiets) oder Bedürfnisse durch andere prinzipiell kompensierbar sein (z. B. Ästhetik durch gute nachbarschaftliche Beziehungen) (vgl. auch Maderthaner, 1995). Auf das Ästhetik- und Kreativitätsempfinden wirkt sich beispielsweise der Grad an Komplexität der Gebäude- und Fassadengestaltung aus (wobei etwa Baustile wie Gotik, Barock oder Jugendstil als positiv empfunden werden, Moderne, Postmoderne und monotone Sozialbauten als negativ) sowie die Art und Anzahl der Grün- und Freiflächen(anordnung), mögliche Konsequenzen einer Nichtbefriedigung können negative Verstimmung, Abwanderung und Vandalismus sein (Maderthaner, 1998).

Ein bedeutender Einfluss auf das Wohlbefinden geht zudem vom Faktor der sozialen (Kontakt-)Dichte aus, je nachdem, welche Art von Dichtemaßstab zugrunde gelegt wird, wobei ausreichend Freiraum innerhalb der eigenen vier Wände wichtiger sein dürfte als außerhalb des Wohngebäudes bzw. in der Wohnumgebung (Maderthaner, 1995). Während im Jahr 1950 die durchschnittliche Wohnfläche in der Stadt pro Person bei 25 m² lag, beansprucht heute jedeR StädterIn bereits 43 m² für sich, und in den kommenden 10 Jahren werden es Schätzungen zufolge bereits 50 m² sein (Maerki, 2009, S. 43). Dies ist für Wien, als Zuwanderungsstadt österreichweit an oberster Stelle rangierend (Magistrat der Stadt Wien, siehe www.wien2025.at, Zugriff am 22. Mai 2013), durchaus als Problem anzusehen. Mieg und Hoffmann (2006) thematisieren unter dem Begriff *Crowding* (vgl. „social overload" bei Maderthaner, 1995, S. 186) das Zusammenspiel des Dichteempfindens in der Stadt und des Erlebens von Stress nebst

der Reaktionen darauf. Bauliche Dichte hängt für sie auch mit dem Sicherheitsempfinden in der Stadt zusammen (S. 5).

Sowohl Maderthaner (1995) als auch Bucher (2009) merken an, dass sich der selbstberichtete Grad an Lebenszufriedenheit von StädterInnen nicht wesentlich von jenem der Landbevölkerung unterscheide, ein wichtiger Faktor für Wohnzufriedenheit jedoch sowohl bei Stadt- als auch bei LandbewohnerInnen das Vorhandensein von Bäumen und Grünflächen sei; nach Maderthaner (1998) sei speziell bei EuropäerInnen und NordamerikanerInnen eine deutliche Vorliebe für Naturlandschaften erkennbar. Bucher berichtet von Studien, die StädterInnen, in deren unmittelbarer Wohn- bzw. Arbeitsumgebung Parks oder dergleichen existieren, einen besseren Gesundheitszustand bescheinigen als jenen, die lediglich von Beton- und Asphaltdschungel umgeben sind, und unterstreicht im Zusammenhang mit Wohn- und Lebenszufriedenheit außerdem die Bedeutsamkeit von Lärmfreiheit (vor allem in Bezug auf die Stress auslösende [Dauer-]Beschallung durch Straßen- und Flugverkehr) und sauberer Luft (S. 79).

Ein wesentliches Thema der Stadtsoziologie und Stadtpsychologie ist jenes der *Segregation*. Man kann zwischen verschiedenen Formen der Segregation unterscheiden (nach Häußermann & Siebel, 2004):

- funktionale vs. residentielle/soziale Segregation
- soziale vs. ethnische Segregation
- freiwillige/aktive Segregation vs. erzwungene/passive Segregation

Die *funktionale Segregation* bezeichnet die unterschiedliche Verteilung unterschiedlicher funktionaler Einheiten im Stadtraum, etwa die Konzentration von Fabriken am Stadtrand, während Bürogebäude eher im Stadtzentrum angesiedelt sind. Die *residentielle* oder *soziale Segregation* nimmt Bezug auf die Ungleichverteilung der Wohnstandorte verschiedener Bevölkerungsgruppen und –schichten innerhalb der Stadt (Häußermann & Siebel, 2004, S. 139). Eine spezielle Form der sozialen Segregation bildet die *ethnische Segregation*, welche sich aus den kulturellen Unterschieden innerhalb der Bevölkerung ergibt und durch Migration ausgelöst wird, wobei die jeweilige Ethnie auch meist den Sozialstatus einer Person in der Gesellschaft definiert oder beeinflusst (S. 151). Von *freiwilliger* oder *aktiver Segregation* wird gesprochen, wenn Personen sich aufgrund der ihnen zur Verfügung stehenden Angebote und Ressourcen für jenen Wohnstandort entscheiden konnten, der ihrem Lebensgefühl am meisten zusagt, wohingegen *erzwungene* oder *passive Segregation* dort zum Tragen kommt, wo

Personen sich nicht aufgrund ihrer Präferenzen, sondern aufgrund von Restriktionen angesiedelt haben (S. 159) (finanziell Bessergestellte etwa haben die Möglichkeit, in homogenen Villenvierteln Tür an Tür mit Ihresgleichen zu wohnen, während dies finanziell Schlechtgestellten versagt bleibt, obwohl sie möglicherweise lieber in einer solchen Gegend leben würden als in einem „typischen ArbeiterInnenviertel“).

Obgleich soziale Segregation nicht nur ein Phänomen ökonomischer Ungleichheit darstellen muss, sondern beispielsweise auch dadurch zustande kommt, dass sich Menschen bewusst aufgrund von Lebensstilen in bestimmten Gegenden vermehrt zusammenfinden (z. B. StudentInnenviertel in Universitätsnähe, Einfamilienhaus-Siedlungen), ist sie doch auch ein Marker für den Grad an sozialer Ungerechtigkeit und ungleicher Chancenverteilung in einer Gesellschaft. Zum Problem wird sie vor allem dann, wenn die Wohnumgebung benachteiligter bzw. ausgegrenzter Bevölkerungsgruppen sich ihrerseits benachteiligend und ausgrenzend auf die BewohnerInnen auswirkt und somit einen circulum vitiosum entstehen lässt, der sowohl eine Verbesserung der Lebenschancen als auch den „gesellschaftlichen Aufstieg“ dort Beheimateter erschwert oder verunmöglicht (vgl. Häußermann & Siebel, 2004). Den beiden Autoren zufolge habe sich der Grad an sozialer Segregation in den europäischen Großstädten zwar seit dem 19. Jahrhundert verringert, dennoch seien in sämtlichen Großstädten noch immer eindeutige ArbeiterInnenquartiere existent, in denen der ArbeiterInnenateil der Haushaltsvorstände mehr als 70% betrage. Durch Arbeitsmarktkrisen und abrupten Anstieg der Arbeitslosenquote beispielsweise entstünden „überforderte Nachbarschaften“ (S. 160) respektive „soziale Brennpunkte“ (Problemgebiete), wo BewohnerInnen aufgrund vielfacher überlastender sozialer Probleme Verhaltensweisen ausprägen und auch in der Öffentlichkeit zeigen, die von der Allgemeinheit als störend oder „asozial“ empfunden werden, etwa Vermüllung öffentlicher Plätze, Beschädigung öffentlichen Eigentums, Aggressivität oder exzessiven Alkoholismus (S. 162).

Das Phänomen der Segregation hat sowohl BefürworterInnen als auch GegnerInnen auf den Plan gerufen. *Gegen Segregation* und für eine etwa politisch und städteplanerisch geförderte Durchmischung unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen wird beispielsweise die sogenannte *Kontakthypothese* ins Feld geführt, welche besagt, dass Menschen umso häufiger Kontakt zueinander haben, je enger sie beieinander wohnen, und häufiger Kontakt das Wissen übereinander und das Verständnis, die Toleranz und Akzeptanz füreinander und somit die gegenseitige Anpassung fördere. *Für Segregation* spricht wiederum beispielsweise die sogenannte *Konflikthypothese*, die davon ausgeht, dass „das Fremde“, Andersartige automatisch eine gewisse Abwehrhaltung bzw. ein gewisses Unbehagen auslöse und „Reibungsflächen“ entstehen lasse, die in Aggression

münden können. Wo es „Gleichgesinnten“ unmöglich gemacht wird, in derselben Umgebung zu leben, und Menschen unterschiedlicher Weltanschauungen und Wertvorstellungen gleichsam dazu gezwungen werden, Tür an Tür miteinander zu wohnen, sei es wahrscheinlicher, dass keine friedliche, auf gegenseitigem Respekt gründende Atmosphäre geschaffen wird, sondern ein stressendes und belastendes Umfeld. Von Wichtigkeit sei es daher, StadtbewohnerInnen zu ermöglichen, soziale Distanzen in räumliche Distanzen zu transponieren (Häußermann & Siebel, 2004, S. 180-183). Räumliche Nähe allein führe nicht zu funktionierenden nachbarschaftlichen Sozialbeziehungen (S. 112).

Interessant an der Segregations-Thematik mutet auch an, dass die (freiwillige) Segregation der „Oberschicht“ im Gegensatz etwa zur (freiwilligen) Segregation von (ökonomisch benachteiligten) ImmigrantInnen nicht oder kaum mit Besorgnis gesehen zu werden scheint. Häußermann und Siebel (2004) bemerken hierzu, dass ImmigrantInnen oft aufgrund der für Individuen unzureichenden Unterstützung durch den Staat kaum eine andere Wahl gelassen werde, als in der Gruppe ihres eigenen Kulturkreises zu verbleiben, um nicht Gefahr zu laufen, durch das „soziale Netz“ zu rutschen. Auf der anderen Seite bedeutet dies jedoch auch, umgelegt auf die Gesamtbevölkerung, dass intensive, positive nachbarschaftliche Bemühungen und Kontakte an Wichtigkeit verlieren, je mehr Unterstützung durch den Wohlfahrtsstaat der/die Einzelne erhält, was ebenso kritisch betrachtet werden muss.

Maderthaner, 1995, erwähnt überdies eine an ÖsterreicherInnen durchgeführte Studie aus den 1970er-Jahren von Guttmann und Kühberger zur sogenannten *Bautypen-Segregation*, in der BewohnerInnen unterschiedlicher Gebäudetypen darum gebeten wurden, die BewohnerInnen des gleichen bzw. eines anderen Gebäudetyps einzuschätzen und anzugeben, mit welchen Personen sie sich eher engere Sozialkontakte zu pflegen vorstellen könnten. Hierbei ergab sich, dass jene Personen, die im gleichen Gebäudetyp wie die Befragten wohnten, in der Einschätzung durch die Befragten mit positiveren Attributen bedacht wurden als die BewohnerInnen anderer Bauformen und dass die Befragten mit ersteren auch lieber in Kontakt treten wollten (S. 186).

Der Problematik der Diversität der Stadtbevölkerung wird nach Sandercock (2000; 2003) von stadtpolitischer Seite im Allgemeinen mit einem der nachfolgenden vier Lösungsansätze begegnet: a) weiteren Gesetzeserlässen bzw. Verschärfung bereits bestehender, b) Segregation, c) „moral reform“, bei der versucht wird, „brave BürgerInnen“ zu „produzieren“, indem etwa mehr Gemeinschaftseinrichtungen, öffentliche Parks etc. zur Verfügung gestellt werden, und d) Assimilation, also

Verpflichtung des/r Fremden, die Lebensweise, Sprache, Kleidung, Kultur etc. der „Einheimischen“ zu übernehmen und somit zu einem der ihren zu werden. Als fünfte mögliche und zu präferierende Methode schlägt Sandercock den „therapeutischen Ansatz“ des „speak-outs“ vor, in dem verfeindeten Gruppierungen zuerst getrennt voneinander und dann in gemeinsamen Diskussionen die Möglichkeit gegeben wird, offen und emotional über ihre Differenzen und die Gründe derselben zu sprechen, um letztlich zu einem Ergebnis zu gelangen, das für alle Parteien akzeptabel ist und darüber hinaus das Wissen übereinander vermehrt und den Beteiligten die Gelegenheit gegeben hat, Ärger, Wut und dergleichen zum Ausdruck zu bringen, ohne dafür verurteilt zu werden oder mit Sanktionen rechnen zu müssen.

Häußermann und Siebel (2004) halten fest, dass sich in „den städtischen sozialen Beziehungen […] stets die maßgeblichen Beziehungen innerhalb der Gesamtgesellschaft“ widerspiegeln (S. 122); eine „wichtige zivilisatorische Leistung von Städten […] darin [besteht], die Integration verschiedener Gruppierungen auf engem Raum zu ermöglichen“ (S. 139), und die „sozialräumliche Struktur einer Stadt […] Ausdruck ihrer Sozial- und Machtstruktur [ist] und […] zur Verteilung von Lebenschancen [beiträgt], insofern diese vom Wohnstandort beeinflusst werden“ (S. 140).

3.2. Methoden der Stadtforschung

Im 19. und früheren 20. Jahrhundert wurde Stadtforschung hauptsächlich von JournalistInnen betrieben. Häußermann und Siebel, 2004, S. 46-51, listen hier u. a. auf: Die *Undercover-Recherche*, die *Rollenreportage* als Vorläuferin der *teilnehmenden Beobachtung*, im Zuge derer der/die ReporterIn bzw. ForscherIn sich selbst in die Situation jener begibt, die er/sie beforschen möchte; so geschehen etwa bei Elizabeth Cochran(e) („Nellie Bly“), die sich z. B. als geistig verwirrt in eine Nervenheilanstalt für Frauen einweisen ließ, um die dortigen Vorgänge am eigenen Leibe zu erfahren, worüber sie 1887 unter dem Titel „Ten Days in a Mad-House“ berichtete, oder später, seit den 1960er-Jahren, bei Günter Wallraff in und außerhalb der Bundesrepublik Deutschland. Die *Milieu-Reportage* beschäftigte sich vor allem mit verschiedenen Gruppen von MigrantInnen und deren speziellen Lebensweisen und Habitaten. Das *Muckraking* wiederum diente der Aufdeckung unlauterer Machenschaften auf Seiten politischer Entscheidungsträger und brachte Heuchelei, Korruption und Lobbying ans Licht. Der Begründer der *Sozialfotografie* Jacob A. Riis fertigte mittels Textbeschreibungen und Vor-Ort-Fotografien einen „Stadtplan der Ethnien“ und der unterschiedlichen „Bevölkerungstypen“ an, den er auch mit Statistiken versah. Robert

Park als Vertreter der Chicagoer Soziologie ging nach den Leitsprüchen *get the feeling* und *see life* vor, indem er und seine SchülerInnen zu erforschende Stadtteile zu Fuß durchwanderten und dabei ihre Eindrücke verzeichneten und mit jenen sprachen, die ihnen begegneten, deren Lebensverläufe und Verhaltensweisen ergründeten. Gesellschaftliche Randgruppen waren für die Chicagoer SoziologInnen nicht bloß „Opfer gesellschaftlicher Verhältnisse", sondern auch „Akteure gesellschaftlicher Innovation" (S. 51).

Einen Ansatz, der nicht nur die Sichtweisen der StadtbewohnerInnen auf ihre Stadt erforschen, sondern auch zu einer „Aktivierung" der BewohnerInnen führen möchte, um jene zu befähigen bzw. zu bestärken, sich selbst für Verbesserungen zu engagieren („Empowerment"), verfolgt Ehmayer (2011) mittels der *Aktivierenden Stadtdiagnose*, als deren Ziel eine *bedürfnisorientierte Stadtentwicklung* anzusehen ist. Ein ForscherInnen-Team besteht für gewöhnlich aus ca. acht Personen unterschiedlicher Fachrichtungen (Biologie, Geografie, Kulturtechnik und Wasserwirtschaft, Landschaftsplanung, Philosophie, Psychologie, Soziologie, Umweltökonomie), zur Datenerhebung werden der *Empirische Stadtspaziergang* (ähnlich Robert Parks oben genannter Methode) und Interviewverfahren angewandt, die mittels Triangulation, Komparativer Analyse und Theoretischem Sampling zueinander in Beziehung gesetzt werden. Der IST-Analyse folgt eine Diagnose der Zukunftspotenziale und nach Gesprächen mit GesetzesträgerInnen und der Bevölkerung ein Diagnosebefund mit, wie Erfahrungswerte gezeigt haben, recht genau siebenjähriger Gültigkeit. Dieser beinhaltet das „Motto" der untersuchten Stadt oder Gemeinde und den Versuch, das „Wesen" derselben zu verdeutlichen, beispielsweise als Person, Kleidungsensemble oder Mahlzeit, den „historischen Kontext" der Stadt oder Gemeinde, Sagen, Denkmäler, spezielle Plätze, die aktuell relevanten Themen innerhalb der Gemeinde oder zur Gemeinde, ein „Kommunegramm", das das Sozialgefüge in der Gemeinde veranschaulicht, die Zukunftspotenziale der Gemeinde, die methodische Vorgehensweise und die Rückmeldungen und Vorschläge der Beteiligten aus den der IST-Analyse gefolgten Gesprächen (S. 54-55).

Eine weitere Erhebungsmethode der Stadt(teil)wahrnehmung erfolgt dergestalt, dass Personen in mehreren Durchgängen je zwei Fotografien etwa unterschiedlicher Straßenzüge vorgelegt werden, die sie in puncto Sicherheit oder sozialer Schicht der BewohnerInnen einschätzen sollen. Auf Basis der aggregierten Daten werden hierauf „emotionale Karten" einer Stadt angefertigt, die beispielsweise erstaunlich genau die tatsächlichen Kriminalitätsraten der unterschiedlichen Stadtteile abbilden (Salesses, Schechtner & Hidalgo, 2013).

δ) (STADT-)UTOPIEN ALS TRÄUME VOM „WOHLBEFINDEN FÜR ALLE“

4.1. Die Theorie der (Stadt-)Utopie

Mit dem „Wohlbefinden für alle“ setzt sich die Utopische Theorie auseinander (Hawlik, 1997, S. 25). Während für die einen das Nicht-Reale bzw. Nicht-Realisierbare Kennzeichen der Utopie ist (sei es in technologischer oder gesellschaftlicher Hinsicht), steht bei den anderen die (eventuell tatsächlich mögliche) Veränderung bzw. Andersgeartetheit eines real empfundenen gesellschaftlichen Ist-Zustands im Vordergrund (vgl. Schmidt, 1988). Beide Sichtweisen wie auch der Begriff selbst lassen sich auf das 1516 erschienene Werk *Libellus vere aureus nec minus salutaris quam festivus de optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia [Ein wahrhaft goldenes Büchlein, genauso nützlich wie heiter, von der besten Staatsverfassung und von der neuen Insel Utopia]*, kurz *Utopia*, des englischen Staatsmannes und Ironikers Thomas More (Thomas Morus) zurückführen: Einerseits lässt sich „Utopia“ mit „Nicht-Ort“ oder „Nirgendwo“ übersetzen (griechisch ou = nicht, topos = Ort, Gegend); andererseits ist, als eine Art Wortspiel verstanden, welches etwa im Englischen dadurch funktioniert, dass der Aussprache nach mit „Utopia“ ebenso „Eutopia“ („glücklicher/guter Ort“; eu = gut, wohl) gemeint sein kann, das Augenmerk auf eine wohlgeratene, glückliche Gesellschaft gerichtet (vgl. Saage, 1999, S. 8; Hawlik, 1997, S. 25; und Schmidt, 1988, S. 62). Als einen der wichtigsten Punkte in Morus‘ „Utopia“ identifiziert Hawlik die „Befreiung von der Arbeitsfron“ (S. 27). Für Hawlik sind besonders seit der Zeit der Aufklärung und des Frühsozialismus Visionen einer glücklicheren Menschheit in hohem Maße an utopische politische und gesellschaftliche Umstände gekoppelt (S. 29).

> Wenn man nach einem historischen Grund sucht, aus dem die Zukunftsbilder einer dem Menschen angemessenen Gesellschaft entstanden sind, so zeigen wichtige Stationen des utopischen Denkens gesellschaftliche Krisen an, die noch erst schwach Tendenzen zu ihrer Aufhebung enthielten. Die Krise etwa des griechischen Kleinstaats vor seiner Aufhebung in die hellenistischen Großreiche verbindet sich mit der ersten ausgeführten Staatsutopie, der Politeia des Platon [verfasst um 370 v. Chr., Anm.]. Im Gefolge der ersten bürgerlichen Aufstiegskrisen entstanden die Renaissanceutopien von Morus, Campanella und Bacon. [….] In den Anfang des krisenhaft anarchisch sich durchsetzenden industriellen Umbruchs gehören die utopisch zu nennenden Gesellschaftsbilder der Frühsozialisten. Allen diesen Utopien ist gemeinsam, daß sie die als heillos

> empfundene jeweilige Gegenwart konfrontierten mit dem Bild eines endgültig gut gewordenen Zustands, sei es in räumlicher Entfernung, sei es nach vorn geschoben in die Zukunft. (Schmidt, 1988, S. 62-63)

Saage (1999, S. 50) spricht von zwei Formen der Utopie nach Voigt, wobei diese eher als Gegenpole auf einem Kontinuum anzusehen sind, das auch Mischformen zulässt: Einerseits finde man die *archistische* (oder *etatistische*) *Utopie*, welche gekennzeichnet sei durch die Allgewalt des Staates oder Herrschers, der das Leben der BürgerInnen weitgehend diktiere und wenig oder keinen Raum für Eigenmächtigkeiten lasse. Auf der anderen Seite existiere die *anarchistische* (oder *naturalisierte*) *Utopie*, die von „der absoluten persönlichen Freiheit" ausgehe und „jeden Zwang, jede Art der Herrschaft" ablehne, also demzufolge auch Staat und Staatsorgane. Weiters schreibt Saage (ebd.), dass

> die *archistische Utopie* durch spezifische Muster der Stadtplanung und der Architektur gekennzeichnet werden kann, die eine bemerkenswerte Kontinuität von der Frühen Neuzeit bis zur russischen Avantgarde in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts [des 20., Anm. d. Verf.] aufweist. [….] Zunächst fällt auf, daß die Stadtplanung auf die Rationalität geometrischer Basisfiguren wie Quadrat, Rechteck und Kreis festgelegt ist. Nicht zufällig entsteht die utopische Stadt auf einer „tabula rasa": Ihre Gründung setzt gleichsam voraus, daß von den ursprünglichen Gegebenheiten der Landschaft abstrahiert wird, um der Natur von außen rational durchdachte Formen aufzuzwingen. Die utopischen Städte selbst sind in ihrer Planung und Architektur vollständig transparent und homogen. Den seriellen Typenhäusern sind im Rastersystem oder in Kreisform angelegte Straßen zugeordnet. […..] Der städteplanerisch und architektonisch zu gestaltende Raum ist per se „öffentlich" und lässt für die Entfaltung individueller Bedürfnisse nur einen begrenzten Raum: Sie sind als Rahmenbedingung für Stadtplanung und Architektur unerheblich. Ihre Zielperspektive besteht vielmehr darin, funktional auf die Hervorbringung eines kollektiven Gemeinwesens bezogen zu sein, dessen Träger ein „neuer Mensch" in einer „geometrischen Epoche" ist. (S. 50)

Dagegen beschreiben anarchistische Utopien ein „Zurück zur Natur", zum einen im Sinne von Ökologie-Betonung und Technologie-Abkehr, zum anderen im Sinne einer „Rückbesinnung" auf das „eigentliche, ursprüngliche Wesen" des Menschen und dessen Rolle und Einbettung in die „natürlichen" Vorgänge des Planeten (Saage, 1999).

Schmidt (1988) warnt im Zusammenhang mit utopischen Stadtentwürfen vor „Scheinutopien rein technischen Charakters“ (S. 68) und fasst zusammen: „Nicht, daß durch Veränderung der Stadtformen sich Gesellschaft verändern ließe, doch die veränderte Gesellschaft bedarf veränderter Stadtformen.“ (S. 66).

4.2. Die Utopien Disneys und das Problem US-amerikanischer Städte

„Everything in EPCOT will be dedicated to the happiness of the people
who live, work, and play here,
and those who come here from around the world
to visit our living showcase.”
(Disney, 1966, https://sites.google.com/site/theoriginalepcot/the-epcot-film-video, Zugriff am 11.07.2013)

Als Planer und Architekt nahezu optimal funktionierender Städte(simulationen) kann Walt Disney (05.12.1901 – 15.12.1966) gelten, dessen Themenparks eine perfekte Symbiose aus Stimulierung und Geborgenheit darstellen und von scheinbar reibungslosen Organisationsabläufen geprägt sind (Roost, 2000). Seine u. a. den städtischen Raum simulierenden Themenparks klammern all das aus, was sich in realen Städten negativ auf das Wohlbefinden auswirkt: Armut, Verbrechen und ethnische Konflikte (Hannigan, 2000, S. 73), oder, noch pointierter formuliert, Chaos und Unbehagen/Krankheit („dis/ease“, Sandercock, 2003, S. 109) (vgl. auch Siebels [2000] „problematische Gruppen“, die „sogenannten vier As“: *Arme*, *Arbeitslose*, *Alte*, *Ausländer*, S. 29). Allerdings gab sich Walt Disney nicht mit dem Bau von Vergnügungsparks zufrieden. Der Erwerb von 43 Quadratmeilen Land nahe Orlando in den Sechzigerjahren diente Walt Disney nicht nur dazu, sein Disneyland-Konzept zu perfektionieren und einen zweiten Themenpark zu installieren, sondern dieser zweite Themenpark mit den dazugehörigen Hotels und Einkaufsmöglichkeiten wäre eigentlich dazu gedacht gewesen, Geld einzubringen für ein weitaus umfangreicheres Projekt, eine „Stadt der Zukunft“ mit Namen EPCOT – Experimental Prototype Community of Tomorrow (Bartling, 2004; Gennawey, 2011). Unter anderem wurde Disney zu diesem Projekt vom Architekten Victor Gruen, einem geborenen Wiener, und dessen 1964 erschienenem Buch *The Heart of our Cities – The Urban Crisis: Diagnosis and Cure* inspiriert, welcher durch die Planung der ersten überdachten Shopping-Mall in den USA Berühmtheit erlangt und sich selbst mit dem Entwerfen einer zukunftsträchtigen, lebenswerten Stadt beschäftigt hatte. Dass EPCOT letztendlich in der ursprünglich gedachten Form nicht zur

Umsetzung gelangte, mag in erster Linie damit zu erklären sein, dass Walt Disney wenige Wochen nach dem Dreh eines Werbefilms, in dem er seine Vision präsentierte, an Lungenkrebs verstarb (Gennawey, 2011).

Walt Disneys Plan war jener einer sich permanent auf dem neuesten technologischen und wissenschaftlichen Stand befindlichen, kreisförmig ausgerichteten Stadt (siehe auch LeCorbusiers „Radiant City“) für (zu Anfang) 20.000 EinwohnerInnen, die dort sowohl arbeiten als auch wohnen und ihre Freizeit verbringen hätten sollen, wobei EPCOT zugleich als Modellstadt für BesucherInnen aus aller Welt hätte dienen sollen. Das Stadtzentrum als Mittelpunkt des Arbeitens, Freizeitverbringens und Einkaufens sollte mittels Glaskuppel überdacht und klimatisiert sein. Dieses Zentrum sollte nach außen hin ringförmig von Wohn- und Gewerbequartieren umgeben sein und diese wiederum durch breite Grüngürtel voneinander getrennt. Als besonders wichtig erachtete Disney die strikte Trennung von Personenwegen und Verkehrsrouten; im Zentrum EPCOTs wäre jeglicher Automobilverkehr in den Untergrund verbannt gewesen und die Hauptverkehrsmittel für den Personentransport innerhalb der Stadt und darüber hinaus hätten einerseits im „Wedway Peoplemover“ bestanden, andererseits in der „Monorail“, beides geräuschlose, elektrobetriebene Transportmittel eine Ebene über der FußgängerInnenzone. Arbeitslosigkeit, unerschwingliche Mieten und Nicht-Partizipation der BürgerInnen am Gesamten hätte es in EPCOT laut Plan nicht gegeben (Roost, 2000; Gennawey, 2011).

Walt Disney schwebte aber nicht nur eine Umstrukturierung der Lebensbedingungen der Stadtgesellschaft vor, sondern, auf privatwirtschaftlicher Basis, eine Umstrukturierung des Gemeinwesens an sich. Als Besitzer EPCOTs hätte der Disney-Konzern Wohnen, Bildung, kulturelles Angebot und Beschäftigungsverhältnisse diktiert, und Verhaltensregeln wie Haustierverbot und Kleidungsvorschriften hätten den Alltag der BewohnerInnen begleitet. Trunkenheit etwa hätte die Verbannung aus der Stadt zur Folge gehabt (Roost, 2000).

Bis in die 1980er-Jahre ruhte der Plan einer Disney’schen Stadtgründung und Formung einer „lebenswerteren Gemeinschaft“ (Roost, 2000; vgl. Hannigan, 2000). Dann nahm sich das Team um Company Chairman Michael Eisner der Vision Walt Disneys an, allerdings mit einigen grundlegenden Veränderungen. Mit den ursprünglichen Ideen für EPCOT deckte sich die geplante EinwohnerInnenzahl der neuen Stadt von (zunächst) 20.000 Personen und das Bestreben nach einem möglichst fußgängerInnenfreundlichen Areal, hier jedoch, anders als bei EPCOT ausgeführt, mit zum Flanieren einladenden

gewundenen Wegen und zahlreichen Grünflächen und hinter den Häusern versteckten Abstellplätzen und Garagen für das Privatfahrzeug; mit künstlichem das Wohngebiet durchmessendem Wasserlauf, Bänken, Golfclub und Seepromenade. Während Walt Disney mit EPCOT eine hochmodernisierte futuristische Stadt hatte errichten lassen wollen, wurde bei Celebration, so der gewählte Name, ganz im Sinne des New Urbanism bzw. des Neotraditionalismus auf Kleinstadtidylle gesetzt, wobei man sich an historischen Südstaaten-Städten wie Charleston und Savannah und den Gartenstädten nach dem Modell Ebenezer Howards orientierte (siehe auch *Seaside*; z. B. bei Bartling, 2004). Schon Tönnies (1887/1991), der über drei Formen der Gemeinschaft schrieb (Gemeinschaft des Blutes [Verwandtschaft; primär im *Haus* in Erscheinung tretend], Gemeinschaft des Ortes [Nachbarschaft; analog zum *Dorf*], Gemeinschaft des Geistes [Freundschaft; zu finden im größeren Radius der *Stadt*]), galt die Kleinstadt als dem Gemeinschaftlichen am zuträglichsten, noch mehr als das Dorf, während die Großstadt soziale Distanziertheit fördere und WohnungsnachbarInnen einander dort tendenziell eher als Fremde begegnen würden. Tönnies unterschied zwischen *Gemeinschaft* und *Gesellschaft:* Erstere sei durch Solidarität, Loyalität, Brüderlichkeit und Zusammengehörigkeitsgefühl gekennzeichnet, Letztere durch formale Organisationen, Märkte, vertragliche Bindungen, soziale Distanz, fragmentierte, funktional spezialisierte und zweckgebundene Beziehungen, Zweckkalkulationen und rationale Beschlüsse (vgl. auch Häußermann & Siebel, 2004).

Was ist nun das Besondere an Celebration, abgesehen davon, dass es sich um eine Planstadt handelt, in der die AnrainerInnen zwischen sechs Baustilen wählen dürfen bzw. müssen (Victorian, Colonial Revival, Mediterranian, Coastal, Classical und French) (Roost, 2000, S. 84)? Aus welchem Grund bewarben sich, obwohl die Häuserpreise etwa 30% über den in der Region marktüblichen Preisen lagen, über 5.000 Kauffreudige für die 460 Wohneinheiten der ersten Bauphase, woraufhin 1996 eine – anzahlungspflichtige – Tombola darüber entschied, wer den Zuschlag erhielt, zu der sich 1.200 Interessierte einfanden? Lag es an den Werbemaßnahmen, am „positiven Image des Disney-Konzerns“ (S. 86), am optischen Eindruck, war der Zeitgeist genau getroffen worden? Warum waren die EinwohnerInnen Celebrations bereit, ein verbindliches, umfassendes Regelwerk zu unterzeichnen, das ihnen beispielsweise untersagt, ihre Häuser baulich zu verändern, beschädigte Autos auf der Straße zu parken, den Rasen über eine gewisse Höhe hinaus wachsen zu lassen, im Vorgarten Wäsche aufzuhängen, eine bestimmte Anzahl unterschiedlicher Gartenpflanzen zu überschreiten oder Vorhänge in einer anderen Farbe als in Weiß zu applizieren (S. 88)? Besieht man sich die fünf auf der Homepage (http://www.celebration.fl.us/) der Stadt und bei Bartling

(2004) genannten „Celebration Cornerstones“ – *Sense of Community, Sense of Place, Focus on Technology, Focus on Education* und *Focus on Health* – fällt das Wort *Community* auf: Tatsächlich sind regelmäßige gemeinschaftliche Aktivitäten in Celebration nicht optional, sondern Pflicht, um das Gemeinschaftsgefühl zu stärken (so wie man sich als BürgerIn beim Einzug dazu verpflichtet, mindestens neun Monate im Jahr zuhause zu sein, damit gewährleistet ist, dass Celebration nicht nur als Feriendomizil oder Wochenendresidenz genutzt wird) (S. 87-88). Anders als in den meisten US-amerikanischen *Suburbs,* dem bevorzugten Wohngebiet der weißen Mittel- und Oberschicht, mit ihren ausladenden Grundstücken, deren Gärten „als Abstandsgrün zum Nachbarhaus fungieren“ (S. 23), wurde in Celebration der Abstand zwischen den Gebäuden bewusst gering gehalten, um Nachbarschaftskontakte zu begünstigen. Zudem wird den BewohnerInnen nahegelegt, im Gesundheitszentrum „Celebration Health“ so oft wie möglich Körper und Geist zu ertüchtigen und soziale Kontakte zusätzlich durch virtuelle Kommunikation zu stärken, weshalb für eine Ausstattung sämtlicher öffentlicher und privater Einrichtungen mit hochmodernen Telekommunikationsmitteln gesorgt wurde.
Im Bereich der Bildung beispielsweise schlug das Disney‘sche Konzept jedoch fehl: Altersübergreifende Lerngruppen und Teamarbeit und die Abkehr von Ziffernbenotung schienen vielen konservativeren EinwohnerInnen Celebrations kein Garant für die Wettbewerbsfähigkeit ihrer Kinder in der „Außenwelt“ zu sein, weshalb, da die demokratischen Mitbestimmungsrechte der Bevölkerung in Celebration stark eingeschränkt sind, heimlich Widerstand zu organisieren versucht wurde, der sich jedoch gegen den Konzern und die Mehrheit der BewohnerInnen nicht durchzusetzen vermochte und schließlich mit dem Auszug der „Oppositionellen“ aus der Stadt endete (Roost, 2000, S. 89-90; vgl. Hannigan, 2000).

Bartling (2004) betont den utopischen Charakter Celebrations und des New Urbanism; utopisch deshalb, weil die Philosophie hinter dem Design eine grundlegende soziale Veränderung anstrebe. In den USA habe sich der Bedarf nach neuen Wohnformen wie Celebration ergeben, nachdem sich die „Flucht“ (vor allem der weißen Mittel- und Oberschicht) aus den heterogen zusammengesetzten Kernstädten in Zersiedelung, Entfremdung und sozialer Fragmentierung bzw. Isolation ausgewirkt habe. Auch der Trend zur Ansiedelung in Vorstädten zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg habe in zweierlei Hinsicht utopische Züge erkennen lassen, einerseits im Sinne einer Hoffnung auf Glücksmehrung durch veränderte Lebensumstände und die Segnungen der Technik, indem man die überfüllten, verschmutzten und unsicheren Stadtgebiete eingetauscht habe gegen das Privileg eines eigenen Rasens, die Freiheit eines eigenen Automobils,

mehr Freizeit etc., andererseits im Sinne dessen, dass sich das erhoffte bessere Leben als Illusion entpuppt habe, da jene Vorstädte zwar Konformität zu generieren vermochten, jedoch keinen Gemeinschaftssinn (S. 376-377; S. 383). Demgegenüber wurde in Celebration bewusst versucht, Gemeinschaftssinn herzustellen, welcher allerdings auf das Areal Celebrations begrenzt blieb: Viele EinwohnerInnen Celebrations brachten ihre Vorbehalte bezüglich des Baus von Luxushotels in der Stadt zum Ausdruck, da sie sowohl um ihre Sicherheit und die Sicherheit ihrer Kinder besorgt seien, welche sie durch den ständigen Zustrom Fremder gefährdet sähen, als auch um den Verlust des Heimat- und Gemeinschaftsgefühls durch die Anwesenheit so vieler, ständig wechselnder, Unbekannter (S. 389).

4.3. Die Situation in Europa

Siebel (2000) vergleicht die US-amerikanische Stadt mit der mitteleuropäischen und kommt zu dem Schluss, dass auch in Mitteleuropa der Trend zu Stadtflucht bzw. Suburbanisierung und Gated-Community-ähnlichen Wohnformen erkennbar sei, was Mittel- und Oberschicht betreffe, während die oben genannten vier As in den Innenstädten bzw. Übergangs-Zonen verblieben, welche von weiteren Armen/MigrantInnen/Arbeitsuchenden sowie KünstlerInnen und „AusbildungswanderInnen“ (S. 29) permanent Zustrom erhielten. Er merkt an, dass bauliche Maßnahmen und attraktive Wohnangebote längst nicht ausreichend seien, um die sozialen Probleme der Stadt zu lösen.

ε) WIEN – STADT DES WOHLBEFINDENS?

5.1. Studien zur Lebensqualität Wiens und Kritik

Die Lebensqualität in Wien wird in aktuellen Umfragen und Studien zumeist als sehr hoch beurteilt; *Mercer* etwa stufte Wien im Jahr 2012 (zum wiederholten Mal in Folge) auf Platz Eins der weltweiten „Top-50-Städte-Liste“ bezüglich der *local living conditions* ein, welche jährlich mittels 39 objektiver Faktoren in zehn Kategorien erhoben werden (www.mercer.com/qualityofliving, Zugriff am 11.8.2013).
Im *State of the World's Cities Report 2012/2013: Prosperity of Cities* des *United Nations Human Settlements Programme (UN-Habitat)* wird der städtische Wohlstand anhand der fünf Dimensionen *Produktivität*, *Infrastruktur*, *Lebensqualität*, *Gleichberechtigung/soziale Inklusion* und *Nachhaltigkeit* gemessen, woraus der *City Prosperity Index* (*CPI*) resultiert. Wiederum rangiert Wien hier an oberster Stelle (vor 68 weiteren Städten), und zwar sowohl in der alle fünf Dimensionen umfassenden Version des CPI als auch in der nur vier Dimensionen umfassenden (ohne Gleichberechtigung/soziale Inklusion).
Das *Städtebarometer 2012* wiederum, eine Telefonumfrage des SORA-Instituts im Auftrag des *Österreichischen Städtebundes* an 1058 Personen, bezieht sich auf das berichtete Lebensgefühl in Städten und Gemeinden innerhalb Österreichs (Arbeit und Bildung, Assoziationen mit der Wohngemeinde, Eingebundenheit, Einkaufen, Erholung und Freizeit, kommunale Dienstleistungen, soziale Situation, Zuwanderung). Von den befragten WienerInnen etwa bekundeten 95% ihre Zufriedenheit mit den öffentlichen Verkehrsmitteln, 88% mit Stadtbild, Parkpflege und Kinderbetreuung, 65% mit den Maßnahmen zur Verkehrsberuhigung und 45% mit den Möglichkeiten zur Mitbestimmung.

Okulicz-Kozaryn (2013) kritisiert an Mercers Vorgangsweise der ausschließlichen Erhebung objektiver Indikatoren, dass diese nur schwach mit dem subjektiven Lebensgefühl und Wohlbefinden in der Stadt korrelieren. Er vergleicht subjektive Umfragedaten zur Wohnzufriedenheit mit den Daten aus dem Mercer-City-Ranking und zeigt auf, dass sich die Sichtweise der EinwohnerInnen auf ihre Stadt keineswegs mit dem Bild decken muss, das „objektive“, genormte Kriterien wie Infrastruktur, Ausbildungsangebot, Kriminalitätsrate etc., Indikatoren für den „Lebensstandard“ im Unterschied zur „Lebensqualität“, davon zeichnen. Allerdings gehört Wien in diesem Fall zu jenen Städten, die eine Ausnahme bilden und sowohl nach subjektiven als auch nach objektiven Kriterien ausgezeichnete Werte aufwiesen (mehr als 90% zufriedene

EinwohnerInnen, hier verglichen mit dem Mercer-City-Ranking 2010, S. 441). Darüber hinaus stellt Okulicz-Kozaryn die Frage, wie sich eine „lebenswerte“ Stadt überhaupt definieren lasse und inwieweit es eigentlich sinnvoll sei, Faktoren wie nationales Erbe oder Wahrzeichen, die Anzahl an Fahrradfahrenden und Ähnliches als Kriterium für Lebensstandard oder Lebensqualität anzusehen. Zudem müsse man die Faktoren, die zu Lebensstandard und Lebensqualität beitragen, in wohlhabenderen Ländern anders gewichten als in ärmeren. Toleranz, generelles Vertrauen in die Mitmenschen, Kreativität und die Möglichkeit der Selbstentfaltung beispielsweise haben nach Okulicz-Kozaryn einen höheren Stellenwert in wohlhabenden Ländern (S. 437).
Ehmayer (2011) nennt ein konkretes Beispiel aus Wien, wie statistische „Fakten“ und die Wahrnehmung derselben durch die Bevölkerung voneinander abweichen können: Ein von Ehmayer nicht näher definierter Wiener Gemeindebezirk galt laut Bevölkerungsstatistik als einer der „jüngsten“, die BewohnerInnen selbst empfanden ihn jedoch als überaltert. Eine stadtpsychologische Analyse förderte zutage, dass die alten Bauwerke die Empfindung von Bezirksüberalterung bei den BürgerInnen auslösten.

5.2. Mediale Wien-Perspektiven

Ein durchwegs positives und bürgerInnennahes Bild Wiens und der Wiener Stadtregierung zeichnet das monatlich erscheinende Magazin *wien.at* des Magistrats Wien, etwa mit Berichten zur helfenden Funktion von „Bürgerdienst“[2] und „Fair-Play-Teams“, mit Aufrufen zur Partizipation an Stadtplanungsprojekten bzw. zur Einsendung von Verbesserungsideen, mit lobenden Artikeln zur Sauberkeit und Sicherheit von Wohnanlagen und dem Fokus auf Nachhaltigkeit, Leistbarkeit und Anpassung an die Bedürfnisse der (zukünftigen) BewohnerInnen[3], zur Förderung von Elektrofahrzeugen und Carsharing[4], zum geplanten vermehrten Mitspracherecht der BürgerInnen hinsichtlich der EU-Politik, zur sich ständig verbessernden Infrastruktur der Wiener Linien und zum Ausbau des Radnetzes[5], zu „intelligenten Reformen“ zur Ankurbelung des Wirtschaftswachstums[6], zur Qualität von medizinischen Einrichtungen, Kindergärten, Schulen und Jugendbetreuung[7], Gratisangeboten, Gleichberechtigung und Miteinander, zur Attraktivität von Lehrberufen[8], zu Projekten wie *aspern Seestadt* und *Smart City*

[2] *wien.at*, z. B. Ausgabe vom 05. 2013
[3] *wien.at*, z. B. Ausgabe vom 06. 2013
[4] *wien.at*, z. B. Ausgabe vom 10. 2012
[5] *wien.at*, z. B. Ausgabe vom 05. 2013
[6] *wien.at*, z. B. Ausgabe vom 11. 2012
[7] *wien.at*, z. B. Ausgabe vom 02. 2013
[8] *wien.at*, z. B. Ausgabe vom 01. 2013

Wien (*SMART = sustainable, mobile, attractive, resilient, tolerant*), zu *Urban Gardening*[9], zu Volks- und Wohnbefragungen (vgl. z. B. die BürgerInnenbeteiligungsprojekte *Wiener Charta* und *Lokale Agenda 21 Wien*)[10], etc..

„Die erste österreichische Boulevardzeitung *Augustin*" demgegenüber berichtet u. a. von alltäglichen Menschenrechtsverletzungen, etwa gegenüber BettlerInnen und Obdachlosen in Wien (siehe z. B. Ausgabe 341 vom 3.4.–16.4.2013); das Magazin „Schmelztiegel" der *Grünen* zitiert in der Ausgabe vom Mai 2012 die Statistik Austria, der zufolge 1,4 Millionen Menschen in Österreich als armutsgefährdet gelten und 105.000 Menschen in Wien sich das Heizen nicht leisten können, u. a. aufgrund der steigenden Energiepreise, und erwähnt weiters, in Ausgabe 3/2013, die „Korruptionsskandale" und „Misswirtschaft" anderer österreichischer Parteien. Die Mitgliederzeitschrift der Arbeiterkammer Wien, *AK FÜR SIE*, enthält Artikel zu jährlich steigendem Arbeitsdruck und unbezahlten Überstunden, darüber, dass die Wirtschaftsleistung pro Kopf in Österreich stärker steige als die Beschäftigung[11], dass Wohnen, Nahrungsmittel und Energie zu teuer seien, auch aufgrund von Spekulation und Lobbying[12], aber dennoch rund 157.000 Tonnen Lebensmittel allein von Privathaushalten jährlich weggeworfen würden[13], über die Ungleichverteilung von Bildungschancen[14] und Vermögen, eine dringend notwendige Reform des Mietrechts[15], etc..

5.3. Zukunftssorgen der ÖsterreicherInnen

Im Jahr 2005 führte das Institut für Freizeit- und Tourismusforschung (ift) Befragungen zu „Zukunftssorgen" durch. Eine der Fragen zur Erwartung von Problemen im zwischenmenschlichen Umgang, 100 ÖsterreicherInnen gestellt, ergab, dass 64% Kriminalität nannten, 54% Soziale Ungerechtigkeit, 49% Aggressivität, 47% soziale Kälte und Herzlosigkeit, 41% Stress und Hektik, 39% soziale Konflikte, 35% AusländerInnenfeindlichkeit und 31% Egoismus. (Zellmann & Opaschowski, 2005, S. 62). Eine andere Frage, wiederum 100 ÖsterreicherInnen gestellt, erkundigte sich nach antizipierten „sozialen Spannungen als Zündstoff der Zukunft". Als am stärksten wurden hier die Konflikte zwischen AusländerInnen und ÖsterreicherInnen befunden (61%), gefolgt von jenen zwischen SteuerzahlerInnen und SozialhilfeempfängerInnen (45%), ChristInnen und MuslimInnen (39%), Arm und Reich (33%), ArbeitnehmerInnen und

[9] *wien.at*, z. B. Ausgabe vom 04. 2013
[10] *wien.at*, z. B. Ausgabe vom 09. 2012
[11] *AK FÜR SIE*, z. B. Ausgabe vom 04. 2013
[12] *AK FÜR SIE*, z. B. Ausgabe 07. – 08.2013
[13] *AK FÜR SIE*, z. B. Ausgabe vom 02. 2013
[14] *AK FÜR SIE*, z. B. Ausgabe vom 03. 2013
[15] *AK FÜR SIE*, z. B. Ausgabe vom 05. 2013

Arbeitslosen (31%), ArbeitgeberInnen und ArbeitnehmerInnen (27%), Jung und Alt (25%), Männern und Frauen (20%), Stadt- und LandbewohnerInnen (8%) und schließlich Familien und Singles (7%) (S. 60).

ζ) METHODE UND FORSCHUNGSFRAGEN

6.1. Die Studie “Living conditions, quality of life, and subjective well-being in regions” (Ponocny et al., 2012)

Aus dem Bedarf heraus, die Methoden zur Erhebung des Wohlbefindens der Bevölkerung zu optimieren bzw. auf die Befragten abzustimmen, entstand dieses Projekt, das zugleich als Pilotprojekt für Österreich gelten kann, da es erstmalig eine Mixed-Methods-Approach umsetzte: Sowohl Fragebögen als auch Tagebücher sowie explorative (halbstrukturierte) Interviews wurden zur Datenerfassung herangezogen. Man stellte sich die Frage: Was bedeutet es eigentlich, wenn 78,7% der Bevölkerung eine hohe oder sehr hohe Lebenszufriedenheit berichten? Woraus setzt sich diese Lebenszufriedenheit zusammen? Und was ist mit den restlichen 21,3%, immerhin mehr als ein Fünftel der Bevölkerung?

In methodischer Hinsicht sollen in weiterer Folge auf Basis der Antworten der RespondentInnen in den qualitativen Interviews Instrumente für quantitative Abfragen kreiert werden.

4 Schritte sollten hierbei angegangen werden: Erstens die Evaluierung der Lebensbedingungen in ausgewählten Zielregionen laut den BürgerInnen, zweitens die Wechselwirkungen zwischen Einflussfaktoren auf das SWB, die in der Person selbst liegen, und den Einflussfaktoren, die in der Umgebung begründet liegen, drittens ein interregionaler Vergleich zwischen den Individuen, und viertens konkrete Empfehlungen an die Politik hinsichtlich einer Verbesserung der Lebensbedingungen der ÖsterreicherInnen, sofern auf BürgerInnenebene Bedarf bestünde.

Die Auswahl der Regionen beruhte einerseits auf ökonomischen Überlegungen (Anfahrtskosten für die InterviewerInnen), andererseits bieten sie einen ganz guten (wenngleich nicht erschöpfend repräsentativen) österreichischen Querschnitt in puncto Urbanität, geografischer Lage, landschaftlicher Faktoren, wirtschaftlicher Gegebenheiten und Bevölkerungszusammensetzung. Mit zwei Wiener Bezirken (Rudolfsheim-Fünfhaus und Döbling) und einem Grazer Bezirk (Ries) sind drei Regionen in Hauptstädten vertreten, mit Wels und Amstetten zwei kleinere Städte, mit Stadl an der Mur, Mühlbach am Hochkönig, Kaindorf bei Hartberg und Rietz vier ländlichere Regionen, und mit Ferlach die südlichste Stadtgemeinde Österreichs.

Nach einer Pretest-Phase von 50 Interviews, auf welchen basierend ein Interviewleitfaden entwickelt wurde, wurden in jeder der genannten Regionen 50 halbstrukturierte Interviews durchgeführt, wobei die TeilnehmerInnen teilweise per Zufallssystem, teilweise per Schneeballsystem rekrutiert wurden und 50 € Aufwandsentschädigung erhielten. Zusätzlich füllten alle interviewten Personen ein soziodemografisches Datenblatt aus, auf dem auch auf zwei zehnstufigen Skalen angekreuzt werden sollte, wie zufrieden bzw. wie glücklich sie alles in allem mit ihrem Leben seien, um später die quantitative Bewertung mit den aus dem Interview gewonnenen Erkenntnissen vergleichen zu können. Für weitere 20 € konnten sich die Interviewten zudem bereit erklären, ein „Tagebuch“, basierend auf dem EU-Time-Use-Survey und einer Tagebuchstudie von Kirchler aus dem Jahre 1986, für eine Woche auszufüllen, was 341 Personen taten. Außerdem wurden in jeder Region zwei Fokusgruppendiskussionen abgehalten, die sich zumeist ebenfalls aus bereits interviewten Personen zusammensetzten (zwischen 4 und 11 TeilnehmerInnen pro Diskussionsrunde, bei freiwilliger Teilnahme und einer Aufwandsentschädigung von 20 €), wobei die jeweilige Gruppendiskussion I eher darauf abzielte, die Personen frei sprechen zu lassen, was an ihrem Wohnort dem Wohlbefinden besonders zu- oder abträglich sei, auch im Vergleich zu anderen Orten, wohingegen Gruppendiskussion II bereits Resultate aus den Interviews und Fragebögen behandelte und die Meinung der Teilnehmenden dazu abzuklären intendierte. Des Weiteren wurden, wie oben bereits angesprochen, Fragebögen generiert und teilweise im Paper-Pencil-Format ausgeschickt, bzw. online gestellt. Trotz einer mäßigen Rücklaufquote der Paper-Pencil-Fragebögen konnten 1432 Fragebögen gesammelt werden.

6.2. Das qualitative Interview

In der empirischen Sozialforschung ist die Befragung bzw. das Interview die am häufigsten angewandte Methode der Datenerhebung (Spöhring, 1995, S. 147; vgl. Hopf, 1991). Die Interviewsituation ist im Allgemeinen dadurch charakterisiert, dass InterviewerIn und BefragteR einander nicht persönlich kennen, die Rollenverteilung klar definiert bzw. die Beziehung asymmetrisch ist (eine Person stellt überwiegend Fragen, die andere antwortet überwiegend) und die befragte Person durch die Zusicherung von Anonymität nicht mit sozialen Sanktionen in Folge des Interviews rechnen muss (Spöhring, 1995, S. 148).

Im Unterschied zu vollstandardisierten (bzw. vollstrukturierten) Interviews, in denen die Fragen und deren Abfolge exakt und verbindlich festgelegt sind bis hin zu

geschlossenen Fragen, bei denen der/die Befragte zwischen bereits vorgegebenen Antwortalternativen auswählen muss, sind die Fragen bzw. Themen im halbstandardisierten (bzw. teil- oder semistrukturierten) Interview zwar anhand eines Gesprächsleitfadens vorgegeben (weshalb man sie auch etwas salopper Leitfaden-Interviews nennt), die Fragenvorgabe darf jedoch von der interviewenden Person während des Interviews nach eigenem Ermessen mehr oder weniger adaptiert werden, je nachdem, wie es in der speziellen Interviewsituation im Hinblick auf die Bedeutsamkeit für das untersuchte Forschungsfeld angemessen erscheint (Hopf, 1991, S. 177; Spöhring, 1995, S. 148). So kann es sich z. B. als angebracht erweisen, bei manchen Themen länger zu verweilen als bei anderen bzw. genauer nachzufragen, die Reihenfolge der Fragen zu verändern, manche Fragen gänzlich zu streichen, neue Fragen hinzuzufügen etc. (vgl. Hopf, 1991, S. 177). Da es im teilstrukturierten Interview keine Antwortvorgaben gibt, sind die Befragten angehalten, ihre Sicht der Thematik so frei wie möglich zu artikulieren (ebd.). Fuchs (1984, zit. n. Spöhring, 1995, S. 148) bezeichnete als *qualitatives Interview* nur die Variante des nichtstandardisierten (bzw. unstrukturierten, freien oder offenen) Interviews, bei dem zwar der thematische Rahmen vorgegeben ist, der Gesprächsverlauf jedoch weitgehend offen bleibt und [noch stärker als beim teilstrukturierten Interview, Anm. d. Verf.] von interviewender und interviewter Person und deren Interaktion abhängt. Andere AutorInnen (vgl. Hopf, 1991; Hölzl, 1994) fassen sowohl das teil- als auch das unstrukturierte Interview unter dem Begriff des qualitativen Interviews zusammen und diese Definition wird auch in der vorliegenden Arbeit vertreten.

Beispiele für verschiedene Formen qualitativer Interviews (nach Hölzl, 1994, S. 62-63; Hopf, 1991, S. 177-180):

- *Narratives Interview*: Eine Erzählung zu einem bestimmten Themenkomplex soll erfolgen, Orientierungsmuster des Handelns und retrospektive Deutung sollen geliefert werden, Einsatz z. B. in der Lebensereignis- und Biografieforschung
- *Fokussiertes Interview*: Erfahrungen mit erlebten Situationen sollen geschildert werden, anhand eines Leitfadens wird versucht, aufgestellte Hypothesen zu überprüfen, Einsatz z. B. in der Wirkungsforschung
- *Tiefeninterview*: Bedeutungsstrukturen von Befragten sollen in einem alltagsnahen Gespräch ergründet und, meist mit Mitteln der Psychoanalyse, gedeutet werden, Einsatz z. B. in der Motivforschung
- *Rezeptives Interview*: Spontane oder provozierte Mitteilungen der (hier auch verdeckt) Beforschten sollen der Exploration von Sachverhalten dienen, Einsatz

z. B. in der Beforschung von Randgruppen und Subkulturen (Hölzl, 1994, S. 62-63).

- *Struktur- oder Dilemma-Interview*: Aufgrund von Erzählvorgaben, in denen Dilemmata präsentiert werden, sollen die Urteilsstrukturen der Befragten und ihre Fähigkeit zur sozialen Perspektivenübernahme erfasst werden
- *Klinisches Interview*: Als Teil der therapeutischen Praxis dient es der Diagnose von Erkrankungen; im allgemeinen psychologischen Forschungskontext wird es mitunter als Sammelbegriff für nicht-standardisierte Erhebungsmethoden gebraucht, beispielweise um sie von Testverfahren abzugrenzen
- *Diskursives Interview*: Befragte werden mit den Deutungen von in früheren Interviews getätigten Aussagen konfrontiert, um diese im erneuten Gespräch auf ihre Adäquatheit zu überprüfen. Diskursive Elemente kommen auch in anderen Interviewformen vor, wenn etwa von den Interviewten Geäußertes von den Interviewern zusammengefasst und nachgefragt wird, ob die Äußerungen so aufgefasst worden seien, wie sie gemeint gewesen seien (Hopf, 1991, S. 177-180).
- *Problemzentriertes Interview*: Witzel (1982; 1985, zit. n. Hölzl, 1994, S. 63-67) betrachtet diese Form des Interviews als eine „Forschungsprogrammatik“, die die Erhebungselemente des Interviews, der biografischen Methode, der Gruppendiskussion und der Fallanalyse beinhaltet. Die Art der Befragung ist eine weitgehend offene, halbstrukturierte mit einem knappen, der Orientierung dienenden Leitfaden, schweift der/die Befragte jedoch in seinen/ihren Ausführungen zu weit vom eigentlichen Thema ab, wird er/sie vom Interviewer/von der Interviewerin immer wieder darauf zurückgeführt. Das Wort „Problem“ meint dabei für gewöhnlich nicht ein akutes persönliches Problem des oder der Befragten, sondern einen gesellschaftlich relevanten Themen- bzw. Problembereich, zu dem der/die Befragte Stellung beziehen und seine/ihre subjektive Sicht schildern soll. Das problemzentrierte Interview ist theoriegeleiteter als beispielsweise das narrative und die Forschenden bringen bereits ein problemspezifisches Vorwissen in das Interview mit (auf das auch der Leitfaden aufgebaut ist), das allerdings in der Interviewsituation nicht offengelegt wird, damit keine Beeinflussung stattfindet.

Die Gesprächsleitung durch den/die InterviewerIn kann je nach Autoritätsgrad hart, neutral oder weich erfolgen. Meist wird eine neutrale Gesprächsführung gewählt, bei der sich der/die InterviewerIn gleichsam freundlich wie distanziert auf die Informationssammlung konzentriert, ohne Antworten zu erzwingen zu versuchen. Die

übliche Interviewsituation ist die des Einzelinterviews mit dyadischer Konstellation (ein/e Befragende/r, ein/e Befragte/r). Mehrere Befragende gegenüber einem/r zu Befragenden gibt es in Hearings oder Board-Interviews, zwei Befragende in Tandem-Interviews (triadische Konstellation) (Spöhring, 1995, S. 149).

Die Qualität der im Interview erhobenen Daten hängt abgesehen von der Bereitschaft zur kooperativen Mitarbeit seitens der Interviewten natürlich auch in starkem Ausmaße von den Fähigkeiten und der Motivation der Interviewenden ab. Für eine Auflistung der an Interviewende gestellten Anforderungen bzw. möglichen InterviewerInnenfehler siehe Spöhring (1995, S. 153-157) und Froschauer und Lueger (2003, S. 58-79).

Die Analyse eines qualitativen Interviews bedarf, abgesehen von den Notizen des/der Interviewenden, einer transkribierten, das heißt verschriftlichten, Tonaufzeichnung (seltener Bild-und-Ton-Aufzeichnung). Folgende Vorüberlegungen bestimmen u. a. die Art und Weise der Transkription, ausgehend von den jeweils im Vordergrund stehenden Erkenntnisinteressen (Lamnek, 2005, S. 174):

- Sollen nur die gesprochenen Worte oder auch die Betonungen notiert werden?
- Sollen Pausen und deren Längen festgehalten werden?
- Sollen, sofern Videoaufzeichnungen vorliegen, nichtsprachliche Kommunikationsinhalte mitverschriftet werden, also Mimik, Gestik, etc.?
- Sollen Dialekte 1:1 wiedergegeben oder in Schriftsprache übersetzt werden?
- Sollen unvollständige Sätze, deren Sinngehalt aus dem Kontext ableitbar ist, ergänzt oder originalgetreu belassen werden?

Die Analyseverfahren für qualitative Interviews unterscheiden sich anhand ihrer (eher) quantitativen oder (eher) qualitativen Orientierung. Zu den qualitativen Analyseverfahren zählen etwa die hermeneutischen Interpretationsverfahren (z. B. objektive oder wissenssoziologische Hermeneutik), die Grounded Theory oder bestimmte Formen der kritischen Diskursanalyse. Zu den quantitativen Verfahren zählen die Themen-, die Frequenz- und die Kontingenzanalyse. Dazwischen angesiedelt sind die qualitative Inhaltsanalyse und bestimmte Varianten der semantischen Analyse (Froschauer & Lueger, 2003, S. 89). Zur objektiven Hermeneutik siehe z. B. Reichertz (1991), zur Grounded Theory Strauss und Corbin (1996), zur Themenanalyse Lueger (2010) und zur qualitativen Inhaltsanalyse Mayring (1991).

6.3. Die Gruppendiskussion

Die Gruppendiskussion [focus group; auch group discussion oder, etwas irreführend, wie noch gezeigt werden wird, group interview] (Lamnek, 2005, S. 29) ist „eine Erhebungsmethode, die Daten durch die Interaktionen der Gruppenmitglieder gewinnt, wobei die Thematik durch das Interesse des Forschers bestimmt wird“ (Morgan, 1997, zit. n. Lamnek, 2005, S. 27). Es handelt sich hierbei um ein „multilaterales Gespräch von Gruppenmitgliedern unter relativ kontrollierten Bedingungen, sozusagen unter den Augen des Forschers“ (Lamnek 1995b, zit. n. Lamnek, 2005, S. 27). Daneben existiert eine Reihe weiterer ähnlicher Begriffe, die jedoch nicht mit der Gruppendiskussion verwechselt werden sollten. Drei davon seien hier genannt (Lamnek, 2005, S. 27-28):

- Als eine Variante der Einzelbefragung kann das *Gruppeninterview* gelten, bei dem aus Gründen der Zeitersparnis mehrere Personen in einem Raum gleichzeitig befragt werden, die Gruppensituation als solche jedoch nicht Teil der Erhebung ist.
- Ein Spezialfall des Gruppeninterviews ist die von manchen AutorInnen als *Gruppenbefragung* bezeichnete Paper-&-Pencil-Methode, bei der an die Anwesenden Fragebögen ausgeteilt werden, die sie unter Aufsicht ausfüllen sollen, wobei die Aufsichtsperson für Rückfragen zur Verfügung steht, die Befragten sich jedoch nicht untereinander austauschen sollen.
- Beim *Gruppenexperiment* soll eine kleine Anzahl von Personen eine Aufgabe gemeinsam lösen; dieser Prozess wird von den Forschenden verdeckt und nicht-teilnehmend beobachtet. Die Diskussion der Gruppe über ein Problem ist hier nicht Instrument der Untersuchung, sondern Gegenstand.

Gruppendiskussionen können ihrerseits unterteilt werden in *vermittelnde* und *ermittelnde* Gruppendiskussionen (Lamnek, 2005). Eine vermittelnde Gruppendiskussion wird geführt, „um z. B. bestimmte Dinge ins Bewusstsein der Teilnehmer zu heben und nicht, um herauszufinden, ob ihnen diese Dinge bewusst sind“ (Lamnek, 2005, S. 30). Sie werden vor allem in der Handlungs- und Aktionsforschung eingesetzt, um Veränderungen in den Teilnehmenden hervorzurufen. Die ermittelnde Gruppendiskussion hingegen fokussiert auf die Äußerungen der Teilnehmenden sowie auf „die Gruppenprozesse, die zu diesen Äußerungen, Einstellungen und Meinungen führen“ (S. 31), sie untersucht sowohl die Meinungen und Einstellungen einzelner TeilnehmerInnen als auch die Einstellungen und Meinungen der gesamten Gruppe, ermittelt öffentliche Einstellungen und Meinungen, gruppenspezifische

Verhaltensweisen, erkundet die den Meinungen und Einstellungen zugrundeliegenden Bewusstseinsstrukturen der TeilnehmerInnen und die Gruppenprozesse, die zur Bildung einer bestimmten individuellen oder Gruppenmeinung führen, und erfasst ganze gesellschaftliche Teilbereiche (S. 32). Sie ist nicht oder nur begrenzt standardisiert und der/die DiskussionsleiterIn sollte sich eines weichen bis neutralen Kommunikationsstils bedienen (ebd.).

> Während von der traditionellen Umfrageforschung mit standardisierten Einzelinterviews die öffentliche Meinung als aggregierte Durchschnittsmeinung der separat befragten Mitglieder einer Population errechnet wird, geht der Ansatz der Gruppendiskussion von der kontextuellen, gesellschaftlichen Bedingtheit der Einzelmeinungen aus. Das heißt, dass Einzelmeinungen immer im Kontext spezifischer Situationen entstehen und deshalb auch vor diesem situativen Hintergrund betrachtet und gedeutet werden müssen. […] Kennzeichen von Gruppendiskussionen ist eben die explizite Verwendung von kommunikativen Gruppeninteraktionen zum Zwecke der Datenerhebung. (Lamnek, 2005, S. 33)

Ein ausführlicher Überblick über die Vor- und Nachteile der Gruppendiskussion im Allgemeinen und im Vergleich zum Einzelinterview findet sich beispielsweise bei Bohnsack (2003) sowie bei Lamnek (2005); im Folgenden nur ein paar Beispiele (wobei anzumerken ist, dass sich je nach Kontext, Methodologie, Anspruch etc. die genannten „Nachteile“ auch als „Vorzüge“ erweisen können und vice versa) (Lamnek, 2005, S. 84-88):

Vorteile:

- Nähe zu alltäglichen Gesprächssituationen, daher Meinungsäußerungen der Teilnehmenden besonders authentisch und verhaltensrelevant
- Freundlich-entspannte Atmosphäre (in homogenen Gruppen), daher Bereitschaft zur Mitarbeit erhöht
- Gegenseitiger Austausch von Einstellungen bewirkt spontanere Reaktionen
- TeilnehmerInnen regen einander zu freimütigeren Erzählungen an, daher auch prekäre Thematiken leichter besprechbar; bei homogenen Gruppen Stigmatisierungsfurcht reduziert
- Ökonomisch, da in kurzer Zeit breites Meinungsspektrum erfasst werden kann + Erkenntnismehrwert durch Synergieeffekte

Nachteile:

- Höhere Anforderungen an Kooperationsbereitschaft der Teilnehmenden, z. B. dadurch, dass sie sich zu einem bestimmten Termin an einem vereinbarten Ort eigenständig einfinden müssen
- Gleichmäßige Beteiligung aller Teilnehmenden kaum erreichbar; Problem der MeinungsführerInnen/VielrednerInnen und SchweigerInnen; nicht jedeR Teilnehmende äußert sich zu jedem Diskussionsthema
- Zurückhalten von Meinungen, die im Einzelinterview möglicherweise angesprochen würden
- Tendenz zu Meinungskonformität oder –polarisation, dadurch Verzerrung der Ergebnisse
- Bei zu stark involvierten TeilnehmerInnen Schwierigkeit für ModeratorIn, die Diskussion zu kontrollieren; bei zu geringer Involviertheit Gefahr, dass Diskussion ins Stocken gerät

Nach Kromrey (1986, zit. n. Spöhring, 1995, S. 216) habe es den Anschein, als orientierten sich Befragte, deren Meinungsbild noch nicht gefestigt sei, im Einzelinterview eher an übergreifenden bzw. gesamtgesellschaftlichen Normen, während in relativ homogen zusammengesetzten Diskussionsgruppen den Gruppennormen der Vorzug gegeben werde.

Bei den Diskussionsgruppen kann es sich entweder um künstlich gebildete *Ad-hoc-Gruppen* (*zusammengesetzte Gruppen*) handeln, deren Mitglieder einzeln ausgewählt wurden und sich untereinander nicht unbedingt kennen müssen, oder um *Realgruppen* (*natürliche Gruppen*) (Spöhring, 1995, S. 214). Gemeinsam ist ihnen, dass sie dazu angehalten sind, über Themen und Sachverhalte zu diskutieren, die auch außerhalb der Gruppendiskussions-Situation existent sind (S. 213). Weiters merkt Spöhring an, dass sich die Gruppendiskussion in besonderer Weise zur Erhebung (kollektiver) Kritik- bzw. Unzufriedenheitspotentiale eigne (S. 219).

Die Analysevarianten von Gruppendiskussionen können nach Lamnek (2005) unterteilt werden in *inhaltlich-thematische* und *gruppendynamische* Formen und diese wiederum in *deskriptive* (zusammenfassend-beschreibende), *reduktive* (Verringerung der Datenmenge bei gleichzeitiger durch die Analyse hervorgerufener Mehrung von Erkenntnissen) und *explikative/intensive* (die Analyse vergrößert die Datenmenge sowohl quantitativ als auch qualitativ). In der Praxis werden diese Varianten meist kombiniert angewandt, z. B. als deskriptiv-reduktive, statistisch-reduktive, interpretativ-

reduktive, interpretativ-rekonstruktive oder interpretativ-explikative Analyse. Zur Ermittlung bzw. Darstellung gruppendynamischer Strukturen kann laut Lamnek (ebd.) beispielsweise auf *Interaktiogramme*, die *Interaktionsprozessanalyse* nach Bales (1950) oder die *Interaktionsanalyse* nach Atteslander (2003) zurückgegriffen werden; liegt der Fokus auf inhaltlichen Aspekten, können etwa *pragmatische* oder *semantische Inhaltsanalysen* oder *Zeichenträgeranalysen* zum Einsatz kommen. Steht die Ermittlung kollektiver Orientierungsmuster im Vordergrund, bietet sich als interpretativ-rekonstruktives Verfahren die in vier Schritten (Formulierende Interpretation, Reflektierende Interpretation, Diskurs- oder Fallbeschreibung, Typenbildung) aufeinander aufbauende *dokumentarische Methode* der Interpretation nach Ralf Bohnsack an (Bohnsack, 2003; vgl. Lamnek, 2005).

6.4. Forschungsfragen und Vorgangsweise

Obgleich bei der Analyse der vorhandenen Daten ein vorwiegend exploratives Vorgehen geplant war, lassen sich, vor dem Hintergrund des oben Genannten, mehrere mögliche Forschungsfragen definieren, deren Hauptaugenmerk darauf liegt, wie es nun tatsächlich um das selbstberichtete Wohlbefinden der WienerInnen, erhoben im Rahmen der vier Gruppendiskussionen, bestellt ist, im Falle der vorliegenden Diplomarbeit konkret auf das Wohlbefinden der EinwohnerInnen des 15. bzw. des 19. Gemeindebezirks bezogen:

- Wie ist das Lebensgefühl im 15. bzw. 19. Bezirk? Lassen sich Trends erkennen? Was wünschen sich die Befragten, welche Befürchtungen bringen sie zum Ausdruck, welche Verbesserungsvorschläge haben sie und wie sind diese zu bewerten, was erwähnen sie positiv? Wie gehen sie miteinander um? Stehen sie der Entwicklung der Stadt eher optimistisch oder eher pessimistisch gegenüber? Was müsste das „Wien der Zukunft“ beinhalten, um als lebenswert gelten zu können? Werden utopische Ideen vorgebracht oder sind utopische Ansätze zu erkennen? Arbeiten die Befragten auch in dem Bezirk, in dem sie wohnen, nehmen sie in ihrem Wohnbezirk Freizeit- und Kulturangebote wahr? Jeder Gemeindebezirk Wiens hat einen spezifischen „Ruf“ inne bzw. ist Träger spezifischer Assoziationen – werden diese Assoziationen von den BewohnerInnen geteilt bzw. unterstützt? Decken sich diese Assoziationen überwiegend mit objektiven Kriterien? In ihrem stadtpsychologischen Forschungsprojektbericht „Das Wesen von Wien“ aus dem Jahr 2003 listet Ehmayer jene Attribute auf, die die von Ihrem Forschungsteam Befragten mit dem „Charakter“ und der „Art der WienerInnen“ in Verbindung bringen, und fasst

zusammen, dass die genannten Eigenschaften hauptsächlich negativer Natur seien (S. 17-18) – wird diese Sichtweise von den TeilnehmerInnen der Gruppendiskussionen bestätigt? Was fällt sonst noch auf, sowohl in inhaltlicher als auch in methodischer Hinsicht? Welche Implikationen für EntscheidungsträgerInnen ergeben sich am stadt- und gesellschaftspolitischen Sektor?

Und im Hinblick auf die methodische Vorgangsweise:

- Welche Schlüsse lassen sich inhaltlich und methodisch ziehen, wenn man die Ergebnisse der Gruppendiskussionen mit jenen der Einzelinterviews oder objektiven Daten vergleicht? Erscheint der Versuch einer derartigen Wohlbefindens-Erhebung überhaupt sinnvoll, vermögen Personen adäquate Urteile darüber abzugeben, was „gut“ oder „schlecht“ für sie und andere ist, ist der Versuch einer Wohlbefindenssteigerung sinnvoll bzw. realistisch? Wo liegen die Stärken bzw. Schwächen der unterschiedlichen Vorgangsweisen, was sollte verbessert, was bei weiterführender bzw. zukünftiger Forschung beachtet werden?

Die Analyse der Daten erfolgte nicht strikt nach einem bestimmten Verfahren, sondern in eklektischer Weise, wobei eine Basisorientierung an Bohnsacks dokumentarischer Methode der Interpretation (2003), der Grounded Theory nach Strauss und Corbin (1996) und der bei Lueger (2010) beschriebenen Themenanalyse stattfand.

η) DARSTELLUNG DER ERGEBNISSE

7.1. Die Bezirke 15 und 19 im historischen und quantitativen Vergleich

Wien mit seinen 23 Bezirken bzw. 89 Kastralgemeinden, einer EinwohnerInnenzahl von über 1,7 Millionen und einer Gesamtfläche von rund 415 km^2 (Magistrat der Stadt Wien/MA 23, S. 274) zählt zu den am schnellsten wachsenden Städten im deutschsprachigen Raum (http://wien.gruene.at/wien-waechst, Zugriff am 9.9.2013).

Der 15. Wiener Stadtbezirk, Rudolfsheim-Fünfhaus, setzt sich aus den Bezirksteilen bzw. Kastralgemeinden Rudolfsheim, Fünfhaus und Sechshaus zusammen. Die Entstehungsgeschichte des Bezirks veranschaulicht das viergeteilte Bezirkswappen: Ein silberner Halbmond mit Gesicht repräsentiert das an der heutigen Mariahilferstraße gelegene Areal Rustendorf, das erstmals um 1700 urkundliche Erwähnung fand und als sehr wohlhabend galt. Die goldene Weintraube steht für das Weinbaugebiet Reindorf, erstmals erwähnt 1344 als „In der Rein". Die ehemalige Gemeinde Braunhirschen erhielt ihren Namen von einem Gasthaus aus dem 18. Jahrhundert; sie symbolisiert ein brauner Hirsch. Die früheren Gemeinden Fünfhaus und Sechshaus besaßen ein nahezu identes Wappen, weshalb der vierte Teil des heutigen Wappens beide Gemeinden repräsentiert: Der drachentötende Erzengel Michael ist darauf abgebildet. Fünfhaus erhielt seinen Namen um 1700 durch fünf Winzerhäuser, Sechshaus im 18. Jahrhundert durch sechs Häuser im Zeilenbau südlich der Sechshauser Straße in unmittelbarer Nähe des Linienwalls. Nach dem Bau der Westbahn wurde nördlich der Bahn Neu-Fünfhaus im Rastergrundrisssystem errichtet. Im 19. Jahrhundert stellte Fünfhaus einen besonders vornehmen Vorort dar. 1863 wurden Braunhirschen, Rustendorf und Reindorf unter dem Namen Rudolfsheim (nach Kronprinz Rudolf) vereint. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verschmolzen Rudolfsheim und Sechshaus zu Rudolfsheim, damals noch als 14. Bezirk geführt, während Fünfhaus den damaligen 15. Bezirk bildete. 1938 wurden Rudolfsheim und Fünfhaus als 15. Bezirk zusammengelegt, der Doppelname Rudolfsheim-Fünfhaus wurde jedoch erst 1957 eingeführt[16].

Der 19. Bezirk, Döbling, besteht aus den Bezirksteilen Grinzing, Heiligenstadt, Josefsdorf, Kahlenbergerdorf, Neustift am Walde, Nussdorf, Oberdöbling, Salmannsdorf, Sievering und Unterdöbling. Der Name Döbling leitet sich von der slawischen

[16] http://www.wien.gv.at/bezirke/rudolfsheim-fuenfhaus/geschichte-kultur/bezirksgeschichte.html; http://www.wien.gv.at/bezirke/rudolfsheim-fuenfhaus/geschichte-kultur/wappen.html; Zugriff am 9.9.2013

Bezeichnung für „sumpfiges Wasser“, in Anspielung auf die Lage am Krottenbach, ab, und wurde als „(de) Teopilic“ 1114 erstmals erwähnt. Das neungeteilte Wappen symbolisiert den Weinbau und die einst von den Römern gepflanzten Nussbäume und zeigt zudem die Heiligen Jakob, Sebastian, Rochus und Severin sowie die zwei Drachentöter Georg und Michael. Zum Zusammenschluss der ehemaligen Wiener Vororte und der Eingemeindung als 19. Stadtbezirk unter dem Namen Döbling kam es 1892, wobei Salmannsdorf und Neustift am Walde erst 1938 von Währing an Döbling gingen[17].

[17] http://www.wien.gv.at/bezirke/doebling/geschichte-kultur/wappen.html; http://www.stadt-wien.at/wien/wienerbezirke/wien-19/geschichte.html; Zugriff am 9.9.2013

7.1.1. Aus dem Statistischen Jahrbuch der Stadt Wien 2012 („Bezirksporträts“)

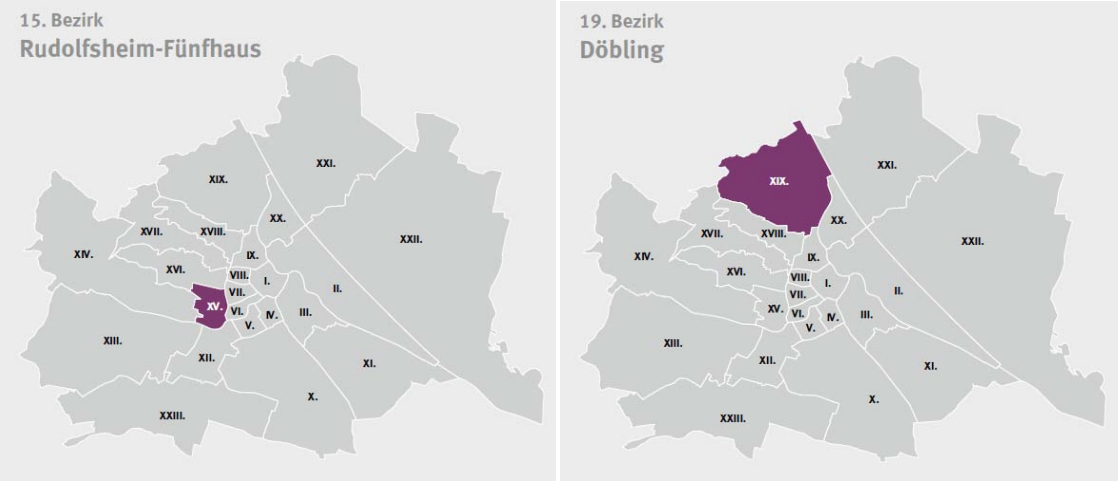

Abbildung 1. ***Die Bezirke Wiens. (Quelle: Magistrat der Stadt Wien, 2012, S. 304/312)***

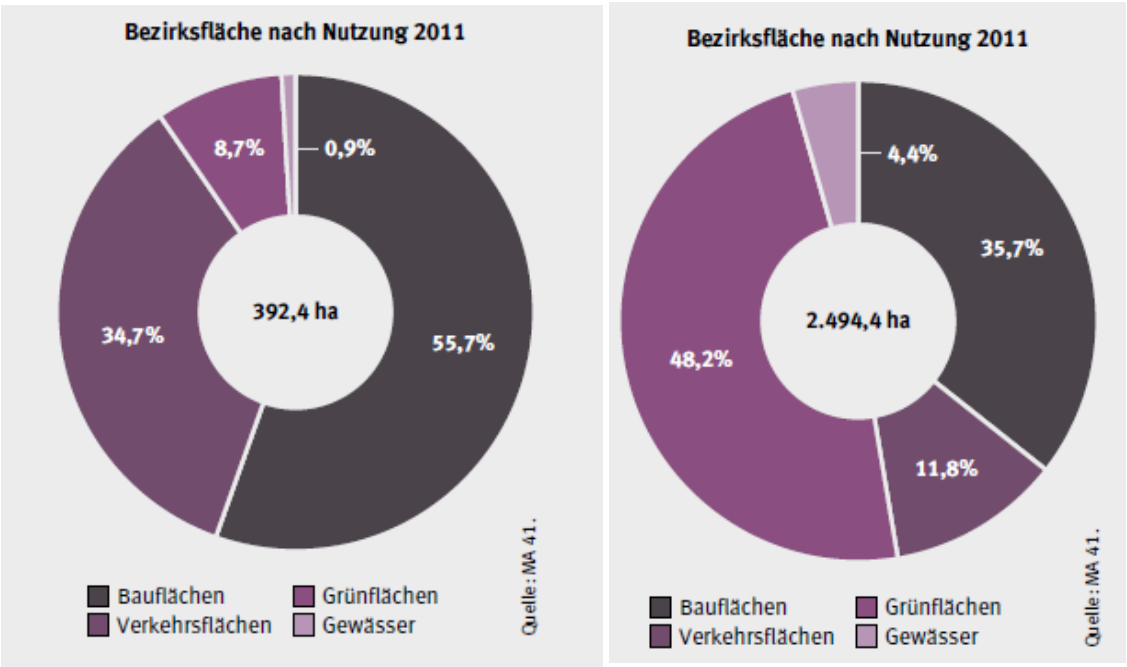

Abbildung 2. ***Die Nutzungsflächen von Rudolfsheim-Fünfhaus (links) und Döbling (rechts) im Vergleich. (Quelle: Magistrat der Stadt Wien, 2012, S. 304/312)***

Tabelle 1. ***Bezirksstatistik des 15. und 19. Bezirks. (Quelle: Magistrat der Stadt Wien, 2012, S. 304-305/312-313)***

	Rudolfsheim-Fünfhaus	Döbling
Wohnbevölkerung (Stichtag 01.01.2012)	72.593	69.324
Durchschnittsalter	38,8	43,9
AusländerInnenanteil in %	34,9	18
Altersgruppen		
0-5 Jahre	4.363	3.720
6-14 Jahre	5.691	5.397
15-24 Jahre	9.655	7.551
25-64 Jahre	43.230	36.473
65 Jahre und älter	9.654	16.183
Zuzüge	11.109	6.661
Wegzüge	10.801	5.948
Bevölkerungsdichte	18.497,70	2.779,20
Erwerbspersonen (Stichtag 31.10.2009)	35.108	29.432
Arbeitslose 2011 (beim AMS gemeldet)	4.489	2.198
Einkommen in EUR 2010 (Jahresnetto d. unselbstständig Beschäftigten)	16.571	25.539
Gebäude 2001	3.875	8.650
Wohnungen (Stichtag 01.01.2012)	37.087	35.616
Pkws (Stichtag 31.12.2011; Gesamtsumme inkl. Polizei, Post & ÖBB)	21.810	28.831
Bildungsstand (25-64-Jährige 2009)		
Pflichtschule	31,30%	14,70%
Lehre und berufsbildende mittlere Schule	34,50%	29,50%
Matura	16,20%	21,70%
Kolleg, Fachhochschule, Akademie, Universität	18,10%	34,10%
Personen je Wohnung 2012		
1 Person	48,60%	48,60%
2 Personen	26,90%	28,10%
3 Personen	11,80%	11,40%
4 Personen	7,50%	7,50%
5 und mehr Personen	5,20%	4,40%

Der Binnenbezirk Rudolfsheim-Fünfhaus und der Randbezirk Döbling unterscheiden sich in laut Literatur zum SWB wesentlichen Punkten voneinander. Während in Döbling fast die Hälfte der Bezirksfläche aus Grün besteht, sind es in Rudolfsheim-Fünfhaus nur 8,7% und beinahe die gesamte übrige Fläche gehört dem Straßenverkehr bzw. ist verbaut, wohingegen die Verkehrsfläche Döblings nur etwa ein Drittel der Verkehrsfläche von Rudolfsheim-Fünfhaus ausmacht (*Abbildung 2*). Einer Bevölkerungsdichte von nahezu 18500 EinwohnerInnen pro km² in Rudolfsheim-Fünfhaus steht in Döbling lediglich eine Dichte von rund 2800 EinwohnerInnen pro km² gegenüber (wobei dieser Wert mit Vorsicht zu genießen ist, da er die unbewohnbare Fläche des Bezirks nicht als solche behandelt). Der „AusländerInnen"-Anteil in Rudolfsheim-Fünfhaus ist etwa doppelt so hoch wie jener in Döbling. Außerdem fällt eine Ungleichverteilung der Einkommen auf: Knappe 16600 € Jahresnetto pro Kopf hat Rudolfsheim-Fünfhaus zu verzeichnen, Döbling hingegen rund 25500 € (*Tabelle 1*).

7.2. Die Gesamtstichprobe der Studie (Einzelinterviews)

Die Stichprobe der Studie gibt den ungleich höheren „AusländerInnen"-Anteil des 15. Bezirks gegenüber dem 19. Bezirk gut wieder (laut von den interviewten Personen ausgefülltem soziodemografischem Datenblatt; *Tabelle 3* und *4*). Auch der Altersdurchschnitt der Interviewten im 15. Bezirk wurde fast genau getroffen, im 19. Bezirk überwiegt hinsichtlich der Stichprobe jedoch der Anteil älterer Personen. Persönliche Zufriedenheit und persönliches Glück werden im 15. Bezirk als geringfügig niedriger eingestuft als im 19. Bezirk, verbleiben jedoch trotzdem im positiven Spektrum (Grenzwert zwischen 5 und 6), was sich mit den Erkenntnissen aus der Literatur deckt (jedoch um so mehr verwundert in Anbetracht zahlreicher berichteter Belastungen oder sehr negativer Erlebnisse, besonders nicht-deutschstämmige MigrantInnen betreffend, z. B. im Zusammenhang mit Krieg und Flucht aus dem Heimatland). Weniger als die Hälfte aller Personen gab das eigene Einkommen an, was wiederum, der Literatur zufolge, nichts Ungewöhnliches darstellt (*Tabelle 2*).

Tabelle 2. ***Durchschnitt ausgewählter Angaben der interviewten Personen nach Bezirk laut soziodemografischem Datenblatt.***

15. Bezirk	⌀	19. Bezirk
38,48 **Jahre**	**Alter**	***53,34*** **Jahre**
3,06	**Zufriedenheit**	***2,58***
3,08	**Glück**	***2,84***
28 **Pers.**	**weiblich**	***34*** **Pers.**
22 **Pers.**	**männlich**	***16*** **Pers.**
1407,88 **€ (monatl./Netto)**	**Einkommen**	***1578,7*** **€ (monatl./Netto)**

Anmerkungen. Zufriedenheit und Glück wurden mittels 10-stufiger Skala erfragt, wobei 1 für sehr zufrieden/sehr glücklich steht und 10 für sehr unzufrieden/sehr unglücklich.
Das Einkommen wurde nur von 26 (15. Bez.) respektive 20 (19. Bez.) Pers. angegeben.

Tabelle 3. ***Nationalität und Sprache der interviewten Personen (15. Bezirk).***

Nationalität und *zuhause gesprochene Sprache*	15. Bezirk
Nationalität Österreich, davon	
in Ö geboren & zuhause gesprochene Sprache *Deutsch*:	**17**
in Ö geboren & andere *zuhause gesprochene Sprache*:	
Kroatisch-Deutsch	**2**
Serbisch-Deutsch	**2**
nicht in Ö geboren, *zuhause gesprochene Sprache*:	
Bosnisch-Deutsch	**3**
Albanisch	**2**
Türkisch-Deutsch	**1**
Türkisch	**1**
Russisch	**1**
Persisch-Deutsch	**1**
Persisch	**1**
Philippinisch	**1**
Rumänisch-Deutsch	**1**
Serbisch	**1**
keine Angabe	**1**

andere Nationalität, *zuhause gesprochene Sprache*:	
Deutschland:	
Deutsch	**3**
keine Angabe	**2**
Türkisch	**1**
Rumänien:	
Rumänisch-Deutsch	**2**
Rumänisch	**1**
Griechenland:	
Griechisch-Deutsch	**1**
keine Angabe	**1**
Lettland (*Englisch*):	**1**
Kroatien (*Kroatisch-Deutsch*):	**1**
Türkei (*Türkisch*):	**1**
Bosnien und Herzegowina (*Bosnisch*):	**1**

Tabelle 4. ***Nationalität und Sprache der interviewten Personen (19. Bezirk).***

Nationalität (*zuhause gesprochene Sprache*)	19. Bezirk
Österreichisch (*Deutsch*)	**42**
Ungarisch-Österreichisch (*keine Angabe)*	**1**
Persisch-Österreichisch (*Deutsch/Persisch*)	**1**
Peruanisch-Österreichisch (*Spanisch*)	**1**
Türkisch (*Türkisch*)	**1**
Russisch (*Russisch*)	**1**
Finnisch (*Finnisch*)	**1**
Mazedonisch (*Albanisch*)	**1**
Deutsch (*Deutsch*)	**1**

7.3. Die Gruppendiskussionen

Die Vorgehensweise erfolgte dergestalt, dass die transkribierten Gruppendiskussionen zunächst in das Datenverarbeitungsprogramm MAXQDA eingelesen wurden, um die Gliederung in sinngemäße Gesprächsabschnitte zu vereinfachen. Einen Überblick bieten die folgenden Tabellen, in denen zudem verzeichnet ist, ob ein Thema von den DiskussionsteilnehmerInnen oder von der Interviewerin aufgebracht wurde. Daran knüpft eine Analyse ausgewählter Passagen an. Im Folgenden ist der Ablauf von Diskussion 15-1 lückenlos wiedergegeben, wobei das Hauptaugenmerk auf jene Stellen mit besonders hoher metaphorischer bzw. dramaturgischer Dichte gerichtet wurde (vgl.

Bohnsack, 2003). Die restlichen drei Gruppendiskussionen sind reduzierter wiedergegeben und vergleichend zueinander angelegt. Die Gruppendiskussionen wurden von unterschiedlichen Personen transkribiert, weshalb Layout und Orthografie geringfügig voneinander abweichen. Je nach dem zur Verfügung gestellten File existieren zudem manchmal Zeitangaben zu den jeweiligen Aussagen/Absätzen, manchmal nicht. Die Transkriptionsregeln wurden aber einheitlich befolgt.

7.3.1. Gruppendiskussion I, 15. Bezirk (15-1)

Tabelle 5. ***Überblick über den thematischen Verlauf der Gruppendiskussion 15-1.***

Code/Thema	**erste inhaltliche Notizen**
000 - 003 Einleitung der Diskussion	Begrüßung durch I., Zwischenfragen, Diskussionsregeln-Erläuterung, Einstiegsfrage
004 Wien allgemein	"schönste Stadt der Welt", gleich Einwand, Rechtfertigung des Erstredners, dass er nicht die Bewohner damit gemeint habe; Wien werde von den WienerInnen zu wenig geschätzt; Infrastruktur wird gelobt, Menschen missmutig und überlastet
005 Sicherheit	positive Erwähnung
006 erneut Infrastruktur, bedrückte Gesichter	Stress
007 Vergleich durch Anwesende mit Migrations-hintergrund	WienerInnen nicht so locker und spontan, haben Scheuklappen auf
008 Einwand, Sauberkeit, noch immer Vergleiche und	Anmerkung, dass es einen Unterschied mache, ob man an einem Ort urlaube oder lebe (bezüglich der Sicht auf diese Stadt), und Anmerkung, dass es wenig nütze zu sagen, es passe hier praktisch eh alles, weil es anderswo schlechter sei, dennoch Sympathie der Stadt

Argumen-tationen	Wien gegenüber
009 I. bittet um Vergleich mit DE	Erzählerin meint, die WienerInnen seien tatsächlich "grantiger", I. bittet um konkretes Beispiel, jemand anderer antwortet
010 Sprach-problem-Beispiel	Schottin habe gefunden, dass das Wienerische aggressiv klinge
011 positive Erwähnung des sozialen Netzes	+ andere Prioritäten, nur EINE Rednerin, vor allem im DE-Vergleich
012 I. fragt, wie sich das auswirke, wenn man "grantigen" Menschen begegne	gut gelaunten begegne man lieber
013 Arbeit (negativ)	Missmut hänge mit zu viel Arbeit zusammen, Überlegung, das System zu revolutionieren (Arbeitszeit halbieren), Gegenargument, dass Lebensstandard der bisherigen Besserverdienenden dann nicht mehr haltbar sei, Übergang zu Mietpreisen, Preisen in Wien generell (Lebensmittel z. B.)
014 Lebenser-haltungs-kosten im Vergleich	Lagos, 19. Bez., Erwähnung, dass das Mietpreisleistungsverhältnis im 15. oft überhaupt nicht stimme; Vorschlag, Mieten generell abzuschaffen, Einwand dagegen, dass das quasi idiotisch sei
015 Bedingungs-loses Grundeinkom-men	Diskussion, Anspruchsniveau, Arbeitswilligkeit contra Arbeitsmöglichkeit

016 Diskussion bezüglich Rezeptionsjob-Beispiel …	... und ob es legitim sei, beim Vorstellungsgespräch zuerst nach dem Gehalt zu fragen, "Arbeitssystem" wird hinterfragt, Krankenkassen-/Leistungssystem angesprochen, wäre wahrscheinlich noch weitergegangen, wenn nicht jemand angemerkt hätte, dass die RednerInnen gerade abschweifen
017 "Wir schweifen ab"	
018 I. fragt bezügl. Kinderbetreu-ung	„Ausländerthema“ kommt auf (Kind deswegen in Privatkindergarten gegeben); Kinder haben in der Schule viel zu viel zu tun, seien schon genauso überfordert wie die von der Arbeit heimkehrenden Eltern, die dann gar nicht mehr die Kraft hätten, sich mit ihnen zu beschäftigen; Thema geht über in zuvor bereits angesprochenes Arbeitsstress-Thema
019 (Arbeits-) Stress	besser Job schmeißen trotz ungewisser Zukunft, wenn Job einen fertig macht?
020 Mietpreise	negativ
021 Lebens-standard	sehr hoch in Wien von den Kosten her; Lebenssituation überdenken; Frage, ob lieber mehr Luxus oder lieber mehr Zeit
022 I. will nochmal Kinderbetreu-ungsthema aufwerfen	+ Vergleich mit DE, jemand bringt wieder AusländerInnenthema aufs Tableau und behauptet einerseits, er habe nichts dagegen, erwähnt aber andererseits, dass er schon konkret „Probleme mit einem von denen" gehabt habe und sie ihre Kultur zuhause zu lassen hätten; I. meint, man solle sich an anderer Stelle darüber unterhalten und Redner meint, er wolle sich überhaupt nicht darüber unterhalten
023 I. fragt nach kulturellem Angebot	Redner aus der Türkei lobt die Tatsache, dass es im Wiener Schulsystem (im Religionsunterricht z. B.) auch islamspezifische Veranstaltungen gebe; unterschiedliche Zugangsweisen zu Kulturangeboten werden genannt (jemand nennt Gratisangebote, jemand anderer meint, die Dinge würden zu viel kosten, jemand meint, Kultur werde kriminalisiert, etc.), Gespräch über Kritiker
024 I. fragt nach Möglichkeiten,	wird positiv beantwortet, Thema geht über in Infrastruktur allgemein, U-Bahn-Erwähnung positiv (Wochenende)

abends wegzugehen	
025 Infrastruktur, Einkaufs- und Parkmöglich-keiten	Gespräch über Kleingeschäfte und Shopping-City/Großkonzerne, Vor- und Nachteile; I. fragt herum, auf dass sich jeder zum Thema äußere
026 I. zum Thema Auto, Öffis oder Fahrrad	sehr geteilte Meinungen zur Qualität der Öffis (auch abhängig vom Vergleichssystem - z. B. Türkei oder Estland), jemand meint, nur weil etwas ganz gut sei, brauche man sich noch längst nicht darauf auszuruhen; Vorschlag, dass Verbrennungsmotorautos aus der (Innen-) Stadt verbannt gehören (und Verwunderung, dass die Öffi-Tickets immer teurer werden [betreffe nicht Jahreskarte]); Vorschlag, dass Öffis gratis sein sollten; Gespräch über Feinstaubgrenzwert (in Graz einfach hochgeschraubt)
027 I. fragt nach Lärmpegel im 15.	Thema geht recht bald wieder über in Personenverkehr allgemein in Wien und Gespräch über "Wollen und Brauchen" (Auto versus Zimmer + Fernsehgerät + Computer für jedes Familienmitglied, sprich Anspruchsniveau und Bereitschaft, sich etwas zu leisten)
028 jemand fragt, ob die Zwei, die vorhin gegangen sind, zusammen gehören	Feststellung, mit welchem Verkehrsmittel die beiden angereist sind
029 I. fragt weiter in die Runde nach präferierten Verkehrs-mitteln	Fahrradthema kommt auf, um überzugehen in Fahrraddiebstahlsthema
030	zunächst Frage, warum das Rad nicht einfach in einen Keller

Fahrraddieb-stahlsthema	eingesperrt werden könne, etc.
031 I. fragt nach Kriminalität/ Sicherheits-empfinden im 15. Bezirk	Haustier- und Juwelendiebstahl, Fatalismus (Vergleich mit Frankreich); Debatte, ob Diebstahl auch gerechtfertigt oder okay sein könne; Debatte um Möglichkeiten, soziales Netz; Diskussion zur Qualität der Polizei und deren "faschistischen" Einstellungen, I. schaltet sich zwischendurch hin und wieder ein
032 I. fragt nach Ausbildungs-möglichkeiten	wendet sich vor allem an die Studierenden in der Runde; Diskussion über Qualität des Ausbildungssystems ("Chancengleichheit"?); Diskussion über Eifer und Willigkeit der Studierenden (Argument, dass ein Studium nicht separiert vom restlichen Leben gesehen werden könne, sondern ein Teil des Lebensentwurfs sei mit Arbeit/Freundschaften/Familie/negativen Lebensereignissen nebenher); Knackpunkt Diplomarbeit; Frage, ob man nach Abschluss überhaupt in dem Bereich Arbeit finden werde
033 I. fragt eine Person direkt, warum sie unbedingt studieren möchte	... es geht um Entfaltungsmöglichkeiten, um eine Überholung des gesamten Schulsystems zugunsten von Individualität, Entscheidungsfreiheit, wohin man sich spezialisieren möchte, um die Art der Wissensvermittlung (nicht nur dumpfes Auswendiglernen, auf Holzschemeln hockend), Notensystem und Anerkennung, Wertewandel in der Gesellschaft wäre wichtig
034 I. fragt eine Studierende nach deren Jobaussichten	Gespräch entwickelt sich dahingehend, dass Studieren nicht unbedingt ein Vorteil gegenüber einer Lehre sei; dass es ohnehin zu viele Akademiker gebe, weil es so im Kollektiv verankert sei, dass dies etwas Besseres sei als eine Lehre zu machen; dass aber Handwerker bzw. manuelle Jobs in Wahrheit genauso wertvoll seien und es immer am besten sei, wenn Menschen das tun dürften, wofür sie geeignet seien, weil sie das dann auch gut machen würden, man also nicht aus falschem Prestigedenken heraus studieren solle
035 I. fragt jemanden nach Zufriedenheit mit	... und erhält zur Antwort, dass die Eltern des Redners quasi dafür gesorgt hätten, dass dieser nicht gleich arbeiten gegangen sei nach der Hauptschule, obwohl er das eigentlich vorgehabt habe; Gespräch zu Energieaufwand (muss viel in Ausbügeln der Schwächen investieren, was man stattdessen in Ausbau der Stärken investieren könnte, wenn

Ausbildungs-stätte …	das System anders wäre)
036 I. fragt jemanden nach dessen Studiums- und Berufsfindungs-erfahrungen	Antwortender berichtet von Verkehrsunfall und den Problemen, die jener nach sich zog
037 I. fragt nach Altenpflege-qualität	jemand beschwert sich über das Sozialsystem (Großmutter sei Sozialrente verweigert worden); Diskussion entbrennt bezüglich Selbstverwirklichung der Frauen durch Arbeit (tatsächlich gegeben, wenn => mehr Stress und keine Zeit, sich um die Kinder zu kümmern, und mehr Geld hauptsächlich in Kinderbetreuung und Fertignahrung zu investieren?); Heimarbeit "nichts wert", weil nicht bezahlt; Auflösung des Familienverbandes; Menschen sollten allgemein solidarischer werden und sich nicht so isolieren; Männer sollten sich nicht wie "Weicheier" vorkommen müssen, wenn sie daheim bleiben; Vorschlag der Geldumverteilung (etc.) erregt bei jemandem ziemlichen Ärger
038 I. fragt jemanden explizit nach Altenpflege	äußert sich prinzipiell positiv dazu, obwohl er auch die hohen Kosten anmerkt und dass es schwierig sei, einen Platz zu bekommen, und dass zu wenig Personal vorhanden sei
039 I. fragt, wie es mit der Altenpflege in anderen Kulturen sei	in der Türkei bleibe man sein Lebtag lang in der Familie und werde auch dort gepflegt; Diskussion bezüglich Segregation versus Bande-ein-Leben-lang bzw. Betreuung der Kinder durch die Alten, Unterschied Stadt-Land diesbezüglich, etc.....
040 Abschluss, Verab-schiedung	

Ergänzende Angaben

Die Gruppendiskussion fand am 03.06.2012 statt und dauerte 2 Stunden und 45 Minuten. Es nahmen 10 Personen an der Diskussion teil. Die Diskussionsleiterin (I.) beschreibt Rahmenbedingungen und Setting wie folgt:

„Ich habe am Anfang gefragt, ob jemand früher gehen muss, darauf antworteten mir gleich drei mit ja [Anm. d. Verf.: Von denen aber eine Person dann doch bis zum Schluss geblieben sein muss]. Somit hab ich die Einverständniserklärungen ausgeteilt und gleich auch ausbezahlt. Sie gingen tatsächlich nach einer Stunde. Ich weiß nicht, ob das gut war. Ich habe mich im Nachhinein gefragt, wenn ich sie nicht gefragt hätte, wären sie möglicherweise länger geblieben. Andererseits war meine Idee, wenn sie wirklich pünktlich raus müssen, hätte das den Gesprächsverlauf gestört. Für mich persönlich hat das gut gepasst, es waren bis zum Schluss noch 8 Leute im Raum.

Konflikte: Einer der Teilnehmer ist mir schon beim Einzelinterview wegen seiner Ausländerfeindlichkeit gegen eine bestimmte Migrantengruppe (türkische) aufgefallen. Es kam im Zusammenhang mit Kulturen und Offenheit fast zum Konflikt. Zum Glück ist mir gelungen das Thema umzudrehen und somit diesem Konflikt zu entgehen. Ein zweites Mal hat derselbe Teilnehmer versucht eine Punk-Dame im Raum verbal anzugreifen. Auch da wäre es knapp zum Streit gekommen. [Anm. d. Verf.: Beim Durchhören der Audio-Aufnahme entstand der Eindruck, dass die ‚Punk-Dame' es bewusst auf Provokation angelegt hatte und eher sie diejenige war, die andere verbal angriff, doch ohne dass besagter Teilnehmer sonderlich heftig darauf reagiert hätte. Die Attacke des Teilnehmers kann also nicht explizit bestätigt werden].

Abschluss: Ich musste die Unterhaltung abbrechen, sonst hätten sie noch weiter diskutiert und das hätte mit dem Inhalt der Gruppendiskussion nichts mehr zu tun gehabt. Ich nahm einen passenden Satz einer Teilnehmerin und beendete die Diskussion. Ich bedankte mich recht herzlich für die Teilnahme an der Diskussion."

Auswertung der Diskussion

Beim Lesen des Transkripts erschien so mancher Schlagabtausch der TeilnehmerInnen sehr amüsant, die Audio-Aufnahme ließ aber doch eher eine gewisse Angespanntheit der Gesprächsrunde erkennen. Es war äußerst interessant mitzuverfolgen, wie sich Themen entwickelten und kommentiert wurden.
Im ursprünglichen Transkript wurde bei den Wortmeldungen nur zwischen Interviewerin und Nicht-Interviewerin unterschieden; die genaueren Angaben zu den Wortmeldungen

wurden später ergänzt und stimmen nicht mit den Personenkürzeln der Einzelinterviews überein, wobei *W*s für Rednerinnen stehen und *M*s für Redner.

EINLEITUNG DER DISKUSSION (wobei hierzu gesagt werden muss, dass der erste Einleitungsversuch durch eine Zwischenfrage unterbrochen wurde, es sich beim Folgenden also bereits um den zweiten Anlauf handelt):

I:ja ihr wohnt ja alle im Fünfzehnten und also natürlich fangen wir vielleicht einmal in Wien wie ist das Leben in Wien im Vergleich zu anderswo

M1:ich könnte anfangen

I:Sie müssen nicht aufzeigen natürlich

M1:naja nun ich mach den Anfang

I:bitte

M1:ich finde dass Wien die schönste und modernste Städte Stadt ist verglichen mit vielen anderen mit allen anderen europäischen Städten die ich kenne also alle anderen Städte sind schmutziger weniger schön neu renoviert und ich finde das Aussehen in Wien ist einfach wesentlich angenehmer wie in allen anderen Städten die ich kenne und auch das die Probleme in Wien sind wesentlich weniger wie in den anderen Städten die Aggressivität der Leute ist woanders wesentlich größer eine größere in anderen Städten wo tu ich jetzt nach München Paris London schaue das ist überhaupt kein Vergleich mit Wien also Wien ist eine Oase des Freundlichseins und ich freue mich dass ich in Wien bin

I:was glauben die anderen

W1:also ich finde Wien ist anders weil die Leute im Vergleich zu anderen Ländern finde ich jetzt was die Leute betrifft viel mürrischer sind oft miesgelaunter sind als wie gesagt jetzt irgendwo in Spanien oder in Griechenland oder generell am Balkan und ich finde wenn ich montags in die U-Bahn einsteig da vergeht‘s mir auch wenn ich mir die Gesichter anschaue wenn die Leute mit so einem Gesicht herumlaufen und ich finde dass das in anderen oder in vielen Ländern nicht so ist aber ich spreche jetzt nur von Wien ich finde auch dass die Menschen außerhalb von Wien die am Land leben ganz anders sind als die Wiener also so sehe ich das

M2:es hat aber auch damit zu tun wie die Leute das wertschätzen wie Wien ist also dass Wien objektiv eine relativ qualitative Stadt ist das kann man ja nicht leugnen aber es viele Leute schätzen es gar nicht so

(:ja)

M2:was sie hier haben wo wenn man in ein anderes Land geht dann merkt man plötzlich die Leute haben da vielleicht sogar weniger oder es ist schmutziger oder irgend so was aber es wird nicht so wertgeschätzt

W1:stimmt ja schauen halt glücklicher aus finde ich dann

M1:ja dazu möchte ich Entschuldigung wenn ich jetzt noch kurz unterbreche ich habe vorhin mit dem schönen Aussehen die die Bauten und den baulichen Hintergrund gemeint in erster Linie nicht auf die Menschen ich finde dass Wien weniger aggressiv ist wie andere aber das mit missmutig vielleicht das ist typisch wienerisch ja (Abs. 18-32).

Auffällig ist zunächst, dass sich die Einstiegsfrage hier auf Wien im Allgemeinen bezieht und nicht auf den 15. Bezirk im Speziellen. Weiters wird bereits anhand der ersten paar Kommentare erkennbar, dass die gesellschaftliche/soziale Komponente einer Stadt mindestens ebensolches Gewicht hat wie die bauliche/infrastrukturelle und dass der Fokus eher auf einer Verbesserungsbedürftigkeit der ersteren liegt, indem dem Erstredner spontan nicht in Bezug auf das Aussehen Wiens widersprochen wird, sondern in Bezug auf die Freundlichkeit der EinwohnerInnen. Hier wäre es interessant gewesen zu erfahren, was M1 konkret meint, wenn er von „Aggressivität" spricht.

GRUNDSTIMMUNG, PERSPEKTIVENUNTERSCHIEDE

Abschnitt 006-011: Als Grund für die „schlechte Laune" der WienerInnen wird *Arbeitsstress* vermutet (W4). Der Bemerkung, in anderen Ländern sei die Bevölkerung lockerer und lege mehr Wert auf Freizeit, wird von W5 insofern widersprochen, als dass dieses Bild von anderen Ländern oft durch Urlaubseindrücke zustande käme und somit ein oberflächliches sei. Auch die gepriesene Sauberkeit in Wien lasse sich laut derselben Rednerin nicht auf sämtliche Bezirke generalisieren und sei erfahrungsgemäß in den Touristendestinationen am ausgeprägtesten, sprich im 1. Bezirk. Nach einem Flohmarkt im 15. sehe der Platz beispielsweise katastrophal aus. An dieser Stelle wird einerseits die *MA 48 gelobt*, die das Chaos bis zum nächsten Tag für gewöhnlich beseitige (M1), jedoch folgt der Einwand durch W5, dass es grundsätzlich *in der Eigenverantwortung jedes Einzelnen liege*, gar nicht erst so viel Müll zu hinterlassen, beziehungsweise eigenen Mist selbst zu entsorgen. Dies wird von ihr mit „gegenseitigem Respekt" gleichgesetzt. In diesem Abschnitt rückt W5 als kritische Stimme in den Vordergrund.

ARBEIT, GELD

Abschnitt 012-013: Das Gespräch kehrt, ausgelöst durch I., bald zu den „bedrückten Leuten in der U-Bahn" zurück und wie sich dieses Phänomen auf die Anwesenden auswirke, wozu sich mehrere TeilnehmerInnen äußern. Wiederum kommt die

Überarbeitung zur Sprache. W4 macht den Vorschlag, die vorhandene Arbeit auf alle Leute aufzuteilen, da somit der/die Einzelne weniger belastet sei und auch diejenigen, die aktuell erfolglos auf Arbeitssuche seien, Arbeit hätten. M1 stimmt dem zu, indem er meint, dies sei schon länger eine Idee seinerseits, und versucht sein Modell etwas näher auszuführen. Hier erfolgt durch M1 zudem eine *beiläufige Kritik an der Politik* dafür, dass es bisher verabsäumt worden sei, dies in die Tat umzusetzen; im Hintergrund ist teilweise zweifelndes Gemurmel seitens W5 und einer anderen weiblichen Person vernehmbar, wohingegen W2 schon zuvor die Anmerkung einbringt, ob es denn nicht so sei, dass in den nördlichen Staaten „irgendwo" ein ähnliches System bereits existent sei. W4 geht allerdings noch weiter und behauptet, es müsse sich auch ausgehen, dass dieses Modell ohne Lohnverlust umgesetzt werde, respektive propagiert W4 anschließend ein *bedingungsloses Grundeinkommen* [BGE in der Literatur] von € 1.000,- als durchwegs positiv für Individuum und Wirtschaft. Als darauf keine Zustimmung folgt (auch nicht durch M1), springt M4 helfend ein und erklärt kurz umrissen einen Aspekt der Grundtheorie zu diesem Modell. Die Thematik des unterschiedlichen *Lebensstandards* der Menschen wird aufgeworfen und wie weit diese bereit seien beziehungsweise die Möglichkeit hätten, Abstriche zu machen. In diesem Abschnitt lässt W4 schon provokante Ansätze erkennen.

MIETEN, KOSTEN

Abschnitt 013-015: Einstimmigkeit herrscht bei den vier RednerInnen, die sich zu diesem Thema äußern, darüber, dass sowohl die Lebenserhaltungskosten in Wien allgemein als auch die Mieten im Speziellen sehr hoch seien und sukzessive steigend, und dies auch bezogen auf Gebäude und Gegenden, die dies ganz und gar nicht rechtfertigen würden. Eine Teilnehmerin fügt hinzu, dass sie sich damit teilweise wirklich schwer tue. W4 merkt an, dass das Wohnen generell mietkostenfrei sein solle, und wird dafür von mehreren Seiten kritisiert, besonders von W5, die die Naivität und Basislosigkeit dieses Ansatzes unterstreicht, und M1, der mit logischen Argumenten zu erklären versucht, warum VermieterInnen sehr wohl das Recht haben sollten, Mieten einzuheben. Die Argumentation verdichtet sich, nicht zuletzt dadurch, dass W4 ihren Standpunkt weiterhin hartnäckig vertritt in einer Art und Weise, die vermuten lässt, dass sie sich über die Situation lustig macht, und wird wiederum von M4 auf eine rationalere Ebene gehoben und entschärft. M4 und die merklich entnervte Koalition W5-M1 beenden somit, wenngleich nicht ganz ohne witzelnde Kommentare von W4, das Thema Mietfreies Wohnen, W4 lässt jedoch nicht locker und kommt auf das bedingungslose

Grundeinkommen zurück mit dem Argument, dass es dazu schon konkrete und im Internet nachlesbare Studien gebe. M1 spricht sich dagegen aus (hierbei jene Aspekte ignorierend, die W4 und M4 zuvor als für das Modell sprechend vorgebracht haben), während W4 einfach weiterredet, um ihre Meinung kundzutun, ohne M1 ungestört zu Ende sprechen zu lassen. M1 Hauptargumentation bezieht sich darauf, dass ein solches Modell zwar verständlicher Weise gut bei jenen ankommen müsse, die bislang weniger Einkommen als das BGE hätten, jedoch jemand, der „durch schwere Arbeit das Doppelte verdient", nicht damit einverstanden sein werde. W4 versucht dies zu kontern, indem sie, sehr schnell sprechend, einwendet, dass „viele" Leute auch ohne viel gearbeitet zu haben „reich" seien (aufgrund des Aufwachsens in einer reichen Familie), während andere, etwa durch Behinderung arbeitsunfähige, Personen durch ein ungerechtes bzw. unzureichendes soziales Netz zum Betteln gezwungen seien (was durch das Bettelverbot weiters zu deren Inhaftierung führe – wieder wird ein Vorwurf an die Politik laut nebst der Erwähnung von sozialer Ungerechtigkeit, obgleich W4 in einem früheren Abschnitt das soziale Netz in Österreich noch lobend gegenüber jenem in Deutschland erwähnt hat).

Hier klingt also, zusätzlich zum Zweifel an der Umsetzbarkeit des BGE-Modells, eine *Klassen-Gesellschaft* bzw. *Kategorisierung der Menschen* („Reiche" vs. „Arme") an sowie ein *Ungerechtigkeitsempfinden* einerseits darüber, dass die zweite Gruppe (auf Kosten) der ersten zu einer Erhöhung ihres Lebensstandards gelangen könne, andererseits darüber, dass es der zweiten Gruppe verunmöglicht werde, zu (mehr) Geld zu kommen. Nicht näher definiert wird, wie viel Einkommen oder Vermögen jemand haben muss, um zur Gruppe der „Reichen" gezählt zu werden.

Es wird bereits sehr früh in der Diskussion die Frage aufgeworfen, welche Verantwortung der Staat/die Gesellschaft dem Individuum gegenüber haben solle und welche Bereiche in der Eigenverantwortung des Individuums liegen sollten. Ebenfalls offenbart sich bereits, dass die HauptrednerInnen wenig gewillt sind, Gegenargumente zu erwägen oder in Ruhe bis zum Ende anzuhören; eher kann davon gesprochen werden, dass jedeR versucht, die eigene Meinung darzulegen (im Notfall auch durch Gleichzeitig-Sprechen), ohne etwa das Gegenüber zum Beispiel durch Nachfragen besser verstehen zu können. Trotz des Aufeinanderprallens sehr gegensätzlicher Weltanschauungen verbleibt die Debatte jedoch in einem relativ gesitteten Rahmen, in dem die TeilnehmerInnen einander nicht offen beschimpfen oder unverhältnismäßig laut werden.

ARBEIT

Abschnitt 015-017: Eine Teilnehmerin versucht W4s jüngste Aussage zum schlechten sozialen Netz in Österreich zu relativieren, indem sie es mit „anderen Ländern“ (nicht näher definiert) vergleicht, in denen Leute „gar nichts haben“, und äußert unter Einspruch W4s den Eindruck, dass es viele Arbeitslose gebe, die trotz Arbeitsmöglichkeit „gar nicht arbeiten gehen wollen“. W5 bringt zur Sprache, dass das *Anspruchsniveau* der Arbeitsuchenden mitunter zu hoch sei und meint, es sei bei einem Bewerbungsgespräch fehl am Platze, gleich zu Beginn danach zu fragen, was man verdiene, da ja eine Leistung bezahlt werde und daher zuerst abzuklären sei, was der Bewerber/die Bewerberin zu bieten habe. M2 kritisiert daraufhin die *Leistungsorientierung der Gesellschaft* zu Lasten Leistungsunfähiger. W4 spricht sich erneut gegen die Qualität des sozialen Netzes aus, wohingegen M1 diese als Sicherheitsfaktor erwähnt. W5 versucht auf ihr eigentliches Ansinnen zurückzukommen, wird von M1 unterstützt, während M2 als Gegenredner fungiert. Die Debatte erstreckt sich ab W5s Zursprachebringen des überhöhten Anspruchsniveaus über die Absätze 246-308 und die Mehrheit der TeilnehmerInnen der Diskussionsrunde äußert sich in irgendeiner Form dazu:

M2:aber wäre es umgekehrt wäre jetzt nicht so eine große Arbeitslosenproblematik sondern gäbe es sogar einen Arbeitsüberschuss sozusagen dann würde immer zuerst die Frage gestellt werden dann würde nämlich der Arbeitgeber fragen müssen hey kommt jemand zu mir ich biete das

M1:[ja die Situation gibt es nicht]

W1:[ja aber das ist nicht der Fall]

M2:die Situation gibt es effektiv nicht aber das das sagt jetzt nichts darüber aus dass niemand den Anspruch stellen darf auch ein bisschen Geld zu verdienen

W?:[naja den Anspruch kann er schon stellen]

M1:[nein ich finde in einem bei einer gehobenen] Arbeit kann ich annehmen wenn ich meine Leistung bringe die nicht jeder bringen kann dass auch der Gehalt entsprechend ist [da ist es gar nicht notwendig]

W?:[nein (-)]

M1:von vornherein einmal die Frage stelle weil da nehme ich an dass das ein gewisses Mindestniveau hat wenn ich also dann dort reinkommen will dann kläre ich einmal ab was ich arbeiten darf was ich arbeiten können muss und dann wird sich später mal die Frage ergeben diese Frage für das was verdiene ich das kann ich fragen wann ich in der Fabrik anrufe weil ich ein Fabriksarbeiter bin der einfach nur am Fließband steht und irgendwas macht der kann fragen wie viel verdiene ich [aber nicht für einen gehobenen Klasse] (Abs. 289-297).

Das Ende dieses Auszugs verweist wiederum auf die unterschiedlichen Bewertungsmaßstäbe beziehungsweise Schablonen, die an Menschen angelegt werden: Auf der einen Seite „der Fabriksarbeiter“, der „einfach nur am Fließband steht und irgendwas macht“ und sich in Bewerbungsgesprächen nicht durchs Höflichkeitsstandardprozedere hindurchbewegen muss, da man davon ausgeht, dass das Geld bei ihm ohnehin und berechtigt Priorität habe (weshalb, bleibt offen; möglicherweise könnte die Überzeugung vorherrschen, dass es so etwas wie Selbstverwirklichungs- oder altruistische Wünsche im tumben Arbeitermilieu sowieso nicht gebe, bzw. könnte „der Arbeiter“ nur als Roboter gesehen werden, mit dem man sich gar nicht eingehender beschäftigen müsse, da er (a) uninteressant ist und (b) ohnehin keinen direkten Kontakt zur zahlenden Kundschaft hat); auf der anderen Seite die ArbeitnehmerInnen „gehobener Klasse“, sprich von höherem Bildungsstand, von denen gewisse Manieren und die Kenntnis gesprächsverlaufsspezifischer Etikette erwartet werden können sollten. Die einander gegenüberstehenden Kategorien „Arbeiter“ und „Gehobener Job“ treten in Erscheinung (wobei eine Tätigkeit als RezeptionistIn offenbar auch schon letzterer Kategorie zuzuordnen sei, jedenfalls M1 folgend).

Schließlich entschärft eine Teilnehmerin die Debatte mit dem Hinweis, dass man wohl vom Thema abgekommen sei, was I. sogleich zum Anlass für die nächste Frage nimmt.

KINDERBETREUUNGSPLÄTZE

Abschnitt 018: Hier ist zunächst W3 Hauptrednerin und berichtet von der Ausbildungssituation ihrer Tochter:

W3:bei uns ist es eben so dass wir von Anfang an also war für für meinen Mann und mich klar dass unsere Tochter in einen privaten Kindergarten kommt und auch in eine Privatschule die sie jetzt beendet und jetzt da in der Fünften ein erfülliges [sic!] Gymnasium besucht

I:wieso privat darf ich nachfragen

W3:weil wir eben aufgrund der hohen Ausländeranzahl im fünfzehnten Bezirk obwohl ich selber wie gesagt meine Eltern kommen selber nicht aus Österreich (-) vom Balkan wir wollten einfach nicht dass unsere Tochter in einer Klasse sitzt die hier eben aufgewachsen ist und die Deutsche Sprache spricht von Anfang an in einer Klasse ist wo vielleicht weiß ich nicht so jetzt mal ganz böse achtzig Prozent der Kinder nicht die Deutsche Sprache beherrschen weil wir uns gedacht haben dass dass sie sich vielleicht dadurch langweilt in der Klasse weil bis die anderen armen Kinder die eben die Deutsche Sprache nicht beherrschen von Anfang an das erlernt haben geht vielleicht unserem Kind einiges dann verloren an Wissen was sie in der Zeit vielleicht hätte

> lernen sollen habe ich gesagt die Tochter von von unseren Freunden die war ja auch in einer erfülligen [sic!] sehr guten Schule im Fünfzehnten Fünfzehnten oder Vierzehnten war's (Abs. 317-320).

Hier wird wiederum ein Hinweis auf die Unausgewogenheit der Gesellschaft beziehungsweise der gesellschaftlichen Strukturen nebst einem gewissen Hang zum Eskapismus gegeben: Vor der öffentlichen Einrichtung wird, trotz des eigenen Migrationshintergrundes, zurückgeschreckt zugunsten eines „anderen Lernniveaus" und der „Chance […] auf ein besseres Leben" (Abs. 331/337), vorausgesetzt, die finanziellen Mittel für die Privatschule sind vorhanden. Von gleichen Bildungs-Chancen für alle kann somit keine Rede sein. Interessant ist hier unter anderem, dass „die öffentliche Schule" sich zwar dadurch als erstrebenswert disqualifiziert, dass aufgrund von Sprachproblemen nicht der hohe (theoretische) Leistungs- und Wissensstandard hergestellt werden könne wie an einer Privatschule, andere Ängste oder Konflikte (wie etwa erhöhte Gewalt, Ausgrenzung oder Übernahme von Verhaltensweisen anderer Kulturen oder Gesellschaftsschichten) jedoch nicht thematisiert werden. Auch mögliche Vorzüge öffentlicher (und somit möglicherweise lebensnäherer?) Schulen werden nicht angesprochen (wie etwa das Kennen- und Verstehenlernen anderer Kulturen oder Milieus).

Davor habe W3s Tochter einen Privatkindergarten besucht, da W3 der Ansicht sei, dass man in einem Privatkindergarten wesentlich besser auf die Schule vorbereitet werde. Erwähnt wird von ihr auch die Möglichkeit des (Mit-)Bestimmungsrechts an einer Privatschule, wobei man sich an ein Zitat Jafars aus dem 1992 erschienenen Disney-Zeichentrickfilm „Aladdin" erinnert fühlt („Du kennst doch die goldene Regel, oder? Wer das Gold hat, bestimmt auch die Regeln."):

> **W3**: „ja also in einer privaten Schule kann man sagen wenn es nicht klappt hallo ich zahl dafür sehr sehr viel Geld und dann klappt es auch" (Abs. 328).

Mehrere Personen schalten sich bestätigend in das folgende Gespräch über Leistungsdruck, der bereits in der Volksschule beginne, ein. Zwar bereite dieser „Drill" laut W3 einerseits gut auf das spätere Leben vor (beziehungsweise darauf, gute Noten zu erbringen), andererseits brächen auch viele unter dem Druck zusammen, respektive sehe man ihnen an, dass sie nicht minder gestresst seien als man selbst. Hinzu komme auch noch das enorme Hausaufgabenpensum.

W3: „[…] gestresst gehetzt nach Hause und dann muss man eh noch mit dem Kind was machen ein paar Stunden ein zwei Stunden da bleibt nichts mehr und die Woche vom Montag bis Freitag vergeht wie nichts also es ist“ (Abs. 357).

VORSCHLÄGE ZUR STRESSMINDERUNG

Abschnitt 019-020: W5 meint, wenn der Arbeitsstress zu groß werde, solle man kündigen, und untermauert dies damit, dass sie ebenjenes selbst schon getan habe, was von M2 und W3 fast unisono dergestalt kommentiert wird, dass sich das nicht jeder leisten könne (der Unterton könnte darauf schließen lassen, dass den beiden die „Schulmeisterei“ W5s bereits auf die Nerven geht) – wieder klingt die Problematik der Erhaltung des Lebensstandards an (teure Wohnung, Privatschule). W5 hält dem entgegen, dass sie schon mehrere Jobs gekündigt habe und es immer irgendwie weitergegangen sei, auch als alleinerziehende zweifache Mutter, und dass das Geld am Konto nichts nutze, wenn die Stressbelastung die persönliche Lebensqualität beeinträchtige. Die anderen RednerInnen, allen voran W3, die hier als Hauptgegnerin fungiert, sind dennoch nicht überzeugt und bringen Existenzängste und Angst vor riskanten Entscheidungen zum Ausdruck, vor allem im Zusammenhang mit den Mietkosten, die auch in „Nicht-Luxuswohnungen“ beträchtlich seien. Auch hier scheint W5 sehr erpicht darauf, ihre persönliche Geschichte zu erzählen, zugunsten derer sie den anderen des Öfteren ins Wort fällt.

ANSPRUCHSNIVEAU

Abschnitt 021: W5 rät im Zusammenhang mit Lebensstandards im Falle von Burnoutgefährdung zu überdenken, ob wirklich jedes Familienmitglied ein eigenes Zimmer, einen eigenen Computer, ein eigenes Fernsehgerät brauche, etc., W3 ergänzt, dass es nicht Sinn ihres Lebens sein könne, vom Arbeitsmarktservice (AMS) abhängig zu sein und damit kaum über die Runden zu kommen, beziehungsweise keine Urlaube mit ihrer Familie machen und ihrem Kind keine gute Ausbildung ermöglichen zu können, merkt aber auch an, dass sie ihre Ansprüche ebenfalls bereits heruntergeschraubt und den Job gewechselt habe. Interessant ist die von W3 getätigte, das Thema abschließende Relativierung, weil sie die (möglicherweise resignative) Akzeptanz einer unveränderlich erscheinenden Lebensweltsituation zum Ausdruck bringt:

W3: „ich denke es gibt keinen Traumjob ja jeder steht einmal auf denkt sich oh mein Gott muss ich jetzt in die Arbeit würde viel lieber weiß nicht heute zu Hause bleiben aber ich denke mal der Lebensstandard ist

einfach in Wien so hoch (-) von den Kosten her dass dir was anderes gar nicht überbleibt es geht gar nicht anders denke ich mal“ (Abs. 426).

MIGRATION

Abschnitt 022: Im Zuge des Themas „Kinderbetreuungseinrichtungen“ wird ein konkreter Kindergarten von M1 mit den Worten „[…] auch ein sehr hoher Ausländeranteil, aber der hat wirklich was geboten“ gelobt, was M4 zur Frage veranlasst, ob er *trotz* oder *wegen* des Ausländeranteils etwas geboten habe; dies wird von M1 quasi überhört, der fortfährt, dass die Leiterin mit einem Ausländer zusammen gewesen und das „eigentlich recht gut gegangen“ sei, woraufhin M4 wieder wissen möchte, inwiefern dies eine Rolle spiele, und M1 wiederum einfach weiterredet (und dies in gewohnt ruhigem und bedächtigem Sprechfluss):

M1: „[…] also das es ist so dass ich offiziell einmal gehört habe dass der Ausländeranteil im fünfzehnten Bezirk achtundsechzig Prozent ausmacht also fast siebzig Prozent von den von denen die dort wohnen und ich denke das ist wirklich eine sehr hohe Zahl die würde die hätte ich so nicht geschätzt auf so hoch nur ich habe kein Problem damit ja weil ich finde im Allgemeinen obwohl ich ganz konkret mit einem einmal Schwierigkeiten hatte und die Polizei die dann gekommen ist gemeint hat das ist übertrieben von mir und hat gesagt aber sie müssen den fragen und dann sind sie gekommen und dann habe ich gesagt nein bitte tun Sie was der ist ja noch schlimmer als Sie schon gesagt hatten aber sonst habe ich eigentlich gar kein Problem ich finde das ist auch in der heutigen Zeit nicht mehr die die Welt rückt zusammen und wenn wir ein bisschen offen sind und ja ok das ist jetzt was was ich finde wenn ich in ein anderes Land gehe dann kann ich nicht dorthin gehen und sagen ich bringe meine Kultur dort mit du musst meine Kultur dort einführen wenn ich in ein anderes Land gehe dann lasse ich meine Kultur zu Hause und passe mich dort an wo ich wo ich jetzt leben möchte und ich habe das“ (Abs. 446).

Interessant sind hier einerseits der ambivalente, in sich widersprüchliche Monolog(aufbau) von M1, gleichsam eine Spirale der Entkräftungen und Gegen-Entkräftungen (möglicherweise darauf beruhend, dass ihm die Thematik einerseits wichtig ist, er sich andererseits aber zu wenig von den anderen unterstützt sieht, um weniger diplomatische Worte zu wählen), wobei das Thema trotz der umfangreichen Ausführung später mit den Worten quittiert wird, dass er eigentlich gar nicht darüber reden wolle (wiederum eventuell aufgrund der nicht vorhandenen Bestätigung durch andere Anwesende), sowie die Tatsache, dass keineR der anderen DiskussionsteilnehmerInnen Näheres zu dem von M1 angesprochenen Vorfall beziehungsweise dem Ärgernis-Erreger in Erfahrung zu bringen versucht

(möglicherweise damit in Zusammenhang stehend, dass M4s Fragen zuvor zweimal ignoriert worden sind). Bemerkenswert ist außerdem, dass sich keineR der anwesenden MigrantInnen zu verteidigen oder aufzuregen versucht und auch M4, obwohl vorhin konsequent überhört, völlig ruhig bleibt. Möglicherweise wäre das Thema aber auch vertieft und verschärft worden, hätte I. nicht rechtzeitig eingegriffen.

Zudem fällt hier zum zweiten Mal die Kategorisierung von anderen Personen in „Ausländer“ versus „Nicht Ausländer“ auf, wobei davon ausgegangen werden kann, dass in die Kategorie „Ausländer“ nur (vermeintliche) Angehörige bestimmter Kulturkreise fallen, unabhängig von der tatsächlichen Staatsbürgerschaft dieser Personen. Zudem scheint „die Ausländer“ zu charakterisieren, dass sie (a) der deutschen Sprache kaum mächtig seien und daher das Lernniveau in Schulen senken, (b) es um ihre Finanzen und/oder ihre Intelligenz und/oder ihre Ambitionen nicht allzu gut bestellt sein könne, da man sonst an Privatschulen mehr von ihnen finden müsste, es sei denn, man ginge davon aus, dass sie (b1) lieber unter sich und daher an den öffentlichen Schulen verblieben, oder (b2) dadurch, dass der Zugang zu einer Privatschule eine sehr gute Kenntnis der deutschen Sprache voraussetze, ein „Ausländerkind“, das sich diese Kenntnis angeeignet habe und damit die Voraussetzung erfülle, nicht mehr als „Ausländer“ gelte, und (c) ihr Hang zum Stiften von Unruhe, da ihre Sitten und Gepflogenheiten andere seien.

Anhand der Abschnitte 018 und 022 wird die Angst vor dem Überrannt-Werden durch das Fremde, gefühlt Niveaulosere gut ersichtlich, das subjektiv einen Rückschritt sowohl in intellektueller als auch sittlicher Hinsicht bedeuten würde. Abschnitt 018 zeigt außerdem auf, dass die Kategorie „Ausländer“ nicht nur von „autochthonen“ ÖsterreicherInnen gebraucht wird, sondern auch von Personen mit eindeutigem Migrationshintergrund (hier der zweiten Generation) und dies ebenfalls in eher abwertender Weise.

VERANSTALTUNGEN, FREIZEITMÖGLICHKEITEN, INFRASTRUKTUR

Abschnitt 023-025: Überwiegend positiv wird das Freizeitangebot bewertet (die einzige Ausnahme bildet W4, die behauptet, dass es zu wenig kulturelle Angebote gebe, weil die meisten kriminalisiert würden, jedoch fragt niemand aus der Runde nach, was genau sie damit meine), auch deshalb, weil es sehr viele günstige oder Gratis-Angebote gebe, wobei W5 sich wieder als besonders mitteilsam und belehrend erweist. Abgesehen von W5 ist das Gespräch über Freizeitmöglichkeiten dominiert von der männlichen Teilnehmerschaft. M3 (türkischer Hintergrund) merkt lobend an, dass es an seiner

Schule in Wien Veranstaltungen gebe, die sich etwa mit islamischem Brauchtum in Theorie und Praxis beschäftigen, wohingegen es an seiner alten Schule in Istanbul keine solchen Angebote zum Kennenlernen anderer Religionen gegeben habe.

Auch die Einkaufsmöglichkeiten werden positiv erwähnt, am meisten hat wiederum W5 zu erzählen. Sorge wird zum Ausdruck gebracht bezüglich der kleinen Einzelhandels-Geschäfte im Bezirk (zum Beispiel Heimwerkbedarf), da deren Existenz durch die großen Einkaufscenter, das steigende Parkplatzproblem und die steigenden Mieten bedroht sei. Das Gespräch erweckt den Eindruck, als werde den kleinen Geschäften insgesamt der Vorzug gegenüber den großen Ketten gegeben (teils in richtiggehend schwärmerischer Manier), da erstens die Kundenbetreuung besser sei (wobei es nicht darum gehe, auf Schritt und Tritt von einem Verkäufer verfolgt, sondern, sollte man Fragen haben, kompetent beraten zu werden), zweitens der Kauf von geringen Stückzahlen möglich sei anstatt von nicht benötigten Großpackungen und drittens die Kostenersparnis beim Besuch etwa der Shopping City eine illusorische sei, da man auch den Sprit mit einberechnen müsse, beziehungsweise der Erschöpfungszustand, dem man dort unterliege, dazu führe, dass man vor Ort auch Nahrung/Getränke konsumieren müsse. Die Shopping City im Speziellen sei mehr ein Erlebnisausflugsziel. Des Weiteren wird auch die „Psychologie, die in den Supermärkten selber drinnen steckt“ (M4) thematisiert. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass mit dem Einkauf im Einzelhandels-Laden eher Gemütlichkeit assoziiert wird, während das Einkaufen anderswo eher mit Stress und Belastung gleichgesetzt wird. Dieses Thema dürfte die Runde wieder ein wenig aufgelockert beziehungsweise versöhnlicher gestimmt haben (möglicherweise aufgrund des Konsensus), denn bisweilen ernten Kommentare gut gemeintes oder heiteres Lachen der Gruppenmitglieder (etwa M1 neurotische Anspielung angesichts der Führungslinien/Bodenmarkierungen in bestimmten Geschäften oder M4s Conclusio, er finde es super, dass jeder hier „sein eigenes kleines Schraubengeschäft“ des Vertrauens habe) und Personen tun merklich ihre Zustimmung zu Aussagen anderer kund oder berichten mit ironischem Unterton (W5).

ÖFFENTLICHE VERKEHRSMITTEL

Abschnitt 026-027: „Wenn sie funktionieren, sind sie toll“ (Abs. 715). So bringt es M1 auf den Punkt. Bei diesem Thema herrscht Uneinigkeit, da die einen meinen, das öffentliche Verkehrsnetz in Wien sei großartig (M1, M4, M2 z. B., auch im Vergleich zu jenem in Düsseldorf), W5 sich jedoch deutlich verärgert zeigt über die (ihrer Meinung nach täglichen) Betriebsstörungen und unregelmäßigen Zugsfolgen. Hier dürfte, abgesehen davon, ob man täglich oder eher sporadisch mit den „Öffentlichen“ unterwegs ist, zum

einen eine Rolle spielen, mit welchem Verkehrsmittel beziehungsweise welcher Linie man fährt (U3, U4, U6 und 16A werden im Speziellen als unzuverlässig genannt, was im Falle des Autobusses allerdings mit ungünstiger Verkehrssituation und umständlichem Ein- und Aussteigvorgang mancher Fahrgäste von M1 begründet wird, der die Wiener Linien gegen W5s Kritik zu verteidigen versucht), zum anderen der „Anspruch an die Pünktlichkeit in einer Kultur“ (M2 nennt als Beispiel einen Freund aus Istanbul, dem es unverständlich sei, dass WienerInnen schon bei 2-minütiger Verspätung ihres Busses „durchdrehen“, während in seiner Heimat niemand ein Problem damit habe, wenn der Bus eine Stunde zu spät komme [Abs. 731]). Zudem wird die Strategie genannt, wenn man schon wisse, dass gewisse Linien meist unpünktlich seien, dies eben in den eigenen Tagesablauf einzuplanen. Generell kann gesagt werden, dass die RednerInnen Zufriedenheit mit dem Streckennetz bekunden, bezüglich Frequenz/Intervallen und Zustand der Fahrzeuge/U-Bahn-Züge die Meinungen jedoch auseinandergehen. Von W5 werden „die immer häufiger auftretenden“ technischen Gebrechen auf Personalmangel und daher unzureichende Wartung zurückgeführt (was durch die 24-Stunden-Auslastung an Wochenenden noch verschlimmert werde), zudem wird von ihr angemerkt, dass die Reinigungsteams, die eine Zeitlang in den Öffentlichen sehr präsent gewesen seien, wieder verschwunden zu sein scheinen.

Das Thema „Feindbild“ wird von W5 kurz erwähnt, wie auch ein Verbesserungsvorschlag:

> **W5**: „wenn man wenn ich jetzt so darauf oder die Autofahrer hier so jetzt ins Abseits stelle jetzt sind wir mit den Rauchern endlich fertig jetzt kommen die nächsten dran sind die Autofahrer die wir als die bösen Verursacher alles Übels allen Übels hinstellen und anprangern aber dann muss man auch wenn nämlich wirklich noch mehr Leute fahren dann muss ich das Netz nicht ausbauen das das das passt schon vom vom vom […..] Streckennetz her aber ich muss die Frequenz erhöhen und ich muss noch mehr dafür tun dass die die Wagen in Ordnung sind […]“ (Abs. 773-775).

Wieder spielt das Anspruchsniveau eine tragende Rolle. Die Idee, die Benützung der öffentlichen Verkehrsmittel gratis zu machen, klingt durch W4 an, erntet aber nur von M1 Zustimmung, während sich die anderen eines Kommentars enthalten. Ein weiterer Vorschlag, von M1 vorgebracht, bezieht sich darauf, Wien (im Speziellen den Bereich innerhalb des Gürtels) zur Verbrennungsmotor-freien Zone zu machen, um die Baudenkmäler nicht weiter zu schädigen. W4 wendet ein, dass es vor allem um den gesundheitlichen Aspekt gehen müsse, woraufhin M1 mit einer als Witz gemeinten Bemerkung aufwartet, die ein sehr lautes Auflachen W4s zur Folge hat. M1 versucht zugunsten von Alternativen zum Verbrennungsmotor zu argumentieren und diesmal ist

es interessanter Weise W5, die sich gegen eine Veränderung ausspricht und sich von M1 und M4, der ebenfalls Alternativen anbietet, nicht umstimmen lassen möchte. Während W5 zuerst den Leistbarkeitsfaktor nennt, wird im weiteren Verlauf der Diskussion klarer, dass sie im Grunde genommen ihr persönliches Freiheitsgefühl eingeschränkt sähe, müsste sie (bei Reisen außerhalb der Stadt) dauerhaft auf Eisenbahn oder Car-Sharing umstellen. M2 fragt an, ob dies nicht im Widerspruch dazu stehe, was W5 zu einem früheren Zeitpunkt über das Anspruchsniveau gesagt habe (eigenes Zimmer/eigenes Fernsehgerät/eigener PC für jedes Familienmitglied nicht notwendig) und W5 rechtfertigt sich damit, dass der Besitz ihres Autos nicht mit Stress oder finanzieller Belastung verbunden sei beziehungsweise sie nicht vereinsamen lasse und sie es überdies innerhalb der Stadt kaum nutze. Eine von W2 angesprochene Preisvergünstigung der Tickets für die öffentlichen Verkehrsmittel wird aber von allen als eine Motivation dafür gesehen, weniger mit dem Privatauto unterwegs zu sein. W2 erwähnt außerdem die fragwürdige Strategie, dass in Graz der Feinstaubgrenzwert einfach erhöht werde, wenn die Werte einmal wieder ins Beängstigende steigen, um keine anderen Maßnahmen treffen zu müssen, worauf allgemeines Lachen folgt.

Erneut lässt sich beobachten, wie sich das Lager einerseits in jene teilt, die eine Veränderung als erstrebenswert und realisierbar erachten („man muss nur wollen“), und in jene, die einer Veränderung kritisch, mitunter ängstlich gegenüberstehen, wobei die Veränderungs(un)willigkeit einer Person je nach Thema und persönlicher Betroffenheit variiert. Darüber hinaus existieren auch jene, die sich zwar nicht als unzufrieden bezeichnen, jedoch trotzdem meinen, man dürfe sich nicht auf Bestehendem ausruhen, schon gar nicht mit dem Argument, „anderswo sei es (noch) schlimmer“.

FATALISMUS, KRIMINALITÄT

Abschnitt 029-031: Die Erkundigungseinholung seitens I., welche Verkehrsmittel von den Anwesenden präferiert würden, und die Feststellung von M1, dass Fahrraddiebstahl im 15. Bezirk oft vorkomme, leitet dieses Thema ein. I. wäre auf diesen speziellen Punkt nicht weiter eingegangen und möchte schon zur Frage überleiten, wie das allgemeine Sicherheitsempfinden in Wien sei, als W5, die kurz davor noch darüber gelacht hat, einlenkt und anprangert, dass Kleinkriminalität offenbar etwas sei, das man in Städten einfach hinnehme, als sei es natürlich und nicht zu ändern.

W5:sondern es ist nicht normal Sie haben es gekauft und Sie haben es bezahlen müssen und jeder andere hat es auch gekauft und bezahlen müssen und es gibt niemandem das Recht dass er das Rad nimmt wenn es ihm nicht gehört [und] er die Pfoten ankaut [sic!]

M1:[nein]

M?:[aber pragmatisch kann man]

W4:[ich finde es absolut legitim dass wenn] man stehlen geht wirklich total ich finde das absolut legitim wenn jemand kein Geld hat und sonst keine Möglichkeiten hat und das stiehlt ist das absolut in Ordnung

W5:nein

W4:weil die Leute vielleicht keinen guten Job haben weil die Leute vielleicht keine Möglichkeit haben vielleicht keine reichen Eltern haben vielleicht keine Verwandten haben [vielleicht (-)]

W5:[also ich habe auch keine reichen]

W4:vielleicht dann auch aus armen Ländern kommen und sonst keine Möglichkeit haben finde ich das total legitim dass derjenige das nimmt [ich finde es auch ganz legitim Supermarktessen zu klauen]

M1:[ja und ich finde es aber auch ganz legitim dass er nachher im Gefängnis sitzt]

W4:nein

M1:und das hoffentlich möglichst lange Entschuldigung (Abs. 978-990).

Hier fällt das sehr schnelle Sprechen auf Seiten W4s auf. M4 versucht den Kern der Problematik rational zu veranschaulichen, indem er den rechtlichen Aspekt vom moralischen trennt und ein Beispiel nennt, das an Kohlbergs Heinz-Dilemma erinnert (schwerkranke Mutter, die dringend Medikamente bräuchte, für die kein Geld vorhanden ist), sich schließlich auf W4s Seite schlagend, dass manchen Menschen keine Wahl gelassen werde als zu stehlen um zu überleben. Dem wird entgegen gehalten, dass dies zum einen ein Extrembeispiel sei (W5) und deshalb nicht hierher passe und dass zum anderen das soziale Netz in Wien niemanden im Stich lasse (M1), der wirklich Hilfe benötige (womit letztere Thematik nun schon zum dritten Mal angesprochen wird). Anhand der eckigen Klammern ist zu erkennen, dass einige Äußerungen gleichzeitig getätigt wurden, die RednerInnen einander also öfters ins Wort gefallen sind, was auf die Hitzigkeit der Debatte schließen lässt.

M4:[also ich kenne auch jemanden der beim Krankenhaus abgelehnt wurde also]

W5:[gehen wir mal von diesen Extremsituationen weg] warum klaut mir der ein Autoradio kann er von denen abbeißen wird deswegen seine Mutter gesund nein

W4:nein er verkauft das und dann hat er Geld so sieht das aus ist doch ganz einfach er verkauft das und dann hat er Geld wenn er sonst keine andere Möglichkeit hat und [die Leute haben sonst keine Möglichkeiten Geld zu bekommen das sind ja echte Vorurteile jetzt also das ist ja wohl jetzt]

M4:[nein aber]

W5:[naja nein also entschuldige das (-)]

M1:[und dann sauft er sich an]

M4:[ok wenn wir jetzt bei Extrembeispielen bleiben von mir aus]

I:[na jetzt]

M1:nein also zu achtzig Prozent sauft er sich an da mit dem Geld

W4:das wissen Sie doch gar nicht kennen Sie überhaupt irgendjemanden der sowas macht das sind doch reine Vorurteile

M1:leider Gottes ja

W4:[na dann ist das vielleicht bei dem so also ich kenne genug Leute die nicht so sind] (Abs. 996-1008).

Hier treten also wieder Generalisierungen bezüglich bestimmter Personen(gruppen) auf. Nicht angeschnitten werden andere Gründe für Diebstahl, in der obigen Debatte geht es nur um die Extrempole dieses Phänomens. Die Interviewerin beendet die Meinungsverschiedenheit abrupt, indem sie ihre Frage zum allgemeinen Sicherheitsempfinden wiederholt, konkret an M3 gerichtet. M3 erklärt, dass er sich sehr sicher fühle, *weil er fast alle Leute in der Gegend persönlich kenne* (auch hier fällt, wie bereits an früherer Stelle durch W3, auf, dass er, obwohl selbst Türke, davon spricht, dass es in seiner Gegend sehr viele „Ausländer" gebe – fragt sich, ob er dieses Wort quasi automatisch übernommen hat oder es absichtlich erwähnt aufgrund dessen, was M1 in Abschnitt 022 von sich gegeben hat) und sich daher nicht fürchte, denn wenn ihn zum Beispiel „jemand schlagen" wolle, rufe er einfach jemanden an, der den Störenfried kenne und mit ihm rede und so werde das Problem gelöst; die Polizei werde nicht gebraucht. I. fragt reihum nach Sicherheitsempfinden und Zufriedenheit mit der Polizei, konkrete persönliche negative Erfahrungen werden nicht genannt, dennoch kommt die Langsamkeit der Polizei zur Sprache und die Koalition W4-M4 ist zudem von deren rassistischer Einstellung, vor allem bezüglich Farbigen, überzeugt; dem widerspricht M1 mit den Worten „ja aber es bessert sich sehr ich bin sehr viel mit Schwa- ich habe sehr viele schwarze Freunde und das hat sich auch bei Schwarzen sehr gebessert, die werden wirklich auch bei uns angenommen" (Abs. 1039). W4 hebt an, sich über den „Austrofaschismus" und die „Nicht-Entnazifizierung" Österreichs auszulassen, und wird von I. unterbrochen, die zur nächsten Frage umlenkt.

AUSBILDUNGSSITUATION

Abschnitt 032-036: Hier werden, zunächst vor allem von M2 (selbst Student), Probleme thematisiert wie begrenzter Zugang zu diversen Studienrichtungen, bei gleichzeitiger Vertretung der Meinung, dass die Qualität der Betreuung merklich unter der großen

Studierendenanzahl leide, oder die schlechteren Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten für bestimmte Personengruppen und generell die geringe Verteilungsgerechtigkeit der Gehälter, bisweilen unterbrochen von W5 und deren Ansichten. Zwei weitere Studierende, W2 und M4, äußern sich ebenfalls in jeweils sowohl positiver als auch negativer Weise. M3 muss erneut direkt von I. zu einer Wortmeldung aufgefordert werden und äußert sich dann rein positiv zum ihn betreffenden Ausbildungsangebot in Österreich, es mit jenem in seiner (ehemaligen) Heimatstadt vergleichend. Auch W4 erwähnt hier und zu einem späteren Zeitpunkt, dass sie vielleicht ein Studium beginnen werde, je nachdem, ob sie sich das leisten werde können, denn sie erhalte weder vom Staat noch von ihren Eltern Unterstützung – sie „müsste halt ziemlich viel arbeiten gehen“ nebenher, stellt sie in einem Tonfall fest, der als vorwurfsvoll interpretiert werden kann; I. kommentiert dies mit den Worten „also das heißt, das hängt nur von Ihnen selbst ab“, worauf W4 nichts mehr erwidert.

Auch die Studiengebühren werden recht differenziert diskutiert, in erster Linie in einem Gespräch zwischen W5 und M2, in das sich später noch M4 einklinkt, und ob dadurch Kinder ärmerer Leute tatsächlich eher vom Studium ausgeschlossen würden. Abgesehen von der *Arm-Reich-Kategorisierung*, die nicht zum ersten Mal in dieser Diskussion auftaucht, wird noch eine weitere positiv-negativ-gefärbte Kategorie offenbar, nämlich *„Eifrige Studenten – Ewige Studenten“*, wobei hier, durch W5 „provoziert“, von M2 und M4 rechtfertigend einige Gründe genannt werden, die einen Abschluss in Mindeststudienzeit oder einen Abschluss generell verhindern können, zum Beispiel kritische Lebensereignisse beziehungsweise Veränderung der Lebenssituation, die Überforderung mit der Diplomarbeit, ein Teilzeitjob nebenher oder das vorzeitige Fußfassen in einem Vollzeitjob. Zudem könne man, wie W2 anmerkt, nicht mehr davon ausgehen, dass der erfolgreiche Studienabschluss automatisch an die baldige Ausübungsmöglichkeit eines entsprechenden Berufes gekoppelt sei, wodurch sich die Sichtweise auf das Studium geändert habe weg von „Studieren, um einen guten Job zu bekommen“ hin zu „Studieren um des Studierens willen“.

W2 äußert weiters die Ansicht, dass es vom finanziellen Aspekt her vermutlich klüger gewesen wäre, mit 15 eine Lehre zu beginnen, woraufhin das Gesellschaftsentwicklungs-Manko identifiziert wird, dass die Rolle des Akademikers/der Akademikerin mit wesentlich mehr Prestige aufgeladen worden sei als die des Handwerkers/der Handwerkerin und es aufgrund dessen einen AkademikerInnenüberschuss gebe, weil jeder junge Mensch, auch wenn seine Begabungen und Interessen eigentlich woanders lägen, dazu angehalten werde (zumindest von den Eltern), ein Studium zu absolvieren, um in den Augen der anderen

etwas wert und kein „Depperter“ zu sein. In der Öffentlichkeit müsste also das Bild des „Handwerkers“ ein ganz anderes, mit mehr Wert verbundenes sein (man beachte auch hier die Zweiteilung der Menschen in Akademiker – Nicht-Akademiker/Handwerker). Die persönliche Entfaltungsmöglichkeit wird zudem betont. Dieses Thema wird sehr ausführlich argumentiert, vor allem von W5, W2 und M2, weshalb davon ausgegangen werden kann, dass es den Anwesenden sehr wichtig ist. Es wird die Meinung vertreten, dass man nie wirklich glücklich werden könne, wenn man keinen Beruf ausüben dürfe, der den eigenen Neigungen entspreche (was entgegen W3s Wortmeldung an früherer Stelle in puncto „es gibt keinen Traumberuf“ andeutet, dass es den „Traumberuf“ sehr wohl geben müsse oder zumindest etwas, das dem sehr nahe komme, und zudem die *Wichtigkeit der beruflichen Tätigkeit* für den Menschen unterstreicht). W4 äußert sich ebenfalls ausführlich zur Thematik, merkt zuerst positiv an, dass in Österreich die Möglichkeit bestehe, in musischen Zweigen Matura zu machen, und betont danach die Wichtigkeit eines individuellen Ausbildungszugangs und einer weniger sterilen und mehr praktischen und reflektierteren Wissensvermittlung, die nicht nur den Geist fordere, sondern auch den Körper in Bewegung halte:

W4: „es wird überhaupt nicht die Individualität und die persönliche Entfaltung gefördert (-) […] es wird überhaupt keine Möglichkeit dazu gegeben ich muss nur das fressen was ich was ich reingepresst kriege und das nachher muss es dann wieder ausspucken und so machen wie mir es gesagt wurde also das dient rein eigentlich zum zum Kleinhalten und zum Erpressen und zum Auspressen und zum Kleinhalten von den Menschen und da werden wir von Anfang an reingedrückt also schon gleich im Kindesalter an kriegen wir was rein so du musst das und das machen sonst bist du ein schlechter Mensch es ist ja auch immer du du lernst nicht für die du lernst das für das Leben nicht für die Schule das ist ja auch so ein komischer Spruch das stimmt einfach überhaupt nicht weil wir prinzipiell nur für die Schule lernen für die guten Noten ich finde auch allein das Benotungssystem total falsch dass Leute nach Zahlen irgendwie bewertet werden diese Bewertung finde ich total falsch einfach das ist überhaupt nicht menschenwürdig meiner Meinung nach also ich finde wir sollten da überhaupt keine Bewertungen geben natürlich Lob ist natürlich wichtig klar von Lob und von Anerkennung leben wir ja alle so wir leben ja also dadurch wird die wird ja überhaupt das alles gefördert und durch diese Noten ist es halt irgendwie so ja ich muss mich dann irgendwie anstrengen das zu machen nur damit ich dann eine gute Note habe vielleicht interessiert das mich aber überhaupt nicht und vielleicht möchte ich gar nicht in die Richtung gehen oder so“ (Abs. 1209-1212).

Lediglich kleine Uneinigkeiten bestehen darin, wo die Grenze gezogen werden könne zwischen „unwichtigem“ und „wichtigem“ Wissen und ob jeder Mensch selbst entscheiden solle, in welche Ausbildungsrichtung er gehen wolle, oder ob er schon im

Kindesalter aufgrund der Begabungserkennung durch andere entsprechend gefördert werden, beziehungsweise an welchem Punkt die (verpflichtende) Allgemeinbildung aufhören und Spezialisierung einsetzen solle. Auf jeden Fall könne es nicht der Weisheit letzter Schluss sein, ein System aufrecht zu erhalten, das dazu zwinge, Energie in das Ausbügeln von Schwächen und das Nivellieren von Menschen zu stecken, die viel besser in die Weiterentwicklung von individuellen Stärken investiert wäre (W2). Dies fördere nur ein Haftenbleiben am Negativen und könne sich kaum selbstwertförderlich auswirken.

Am pragmatischsten beziehungsweise ernüchterndsten äußert sich M3 zum Thema:

M3: „zum Beispiel bei mir ich wollte nach der Schule Hauptschule arbeiten also mit Sechzehn schon arbeiten aber mein Vater hat mir gesagt wenn du in eine höhere Schule gehst hast bessere Chancen dass du irgendwo hinkommst dass du irgendwo arbeitest weil arbeitet auf einer Baustelle und sagt mir jeden Tag schau mich an schau mir in die Augen an und ich (-) #02:11:37-9# willst du auch so sein also willst du auch so kaputt nach Hause kommen von fünf bis von fünf in der Früh bis fünf am Abend arbeiten und so und ja also die Eltern spielen auch eine große Rolle hier also es wird man wird immer gezwungen also also ich werde auch gezwungen also ich wollte schon arbeiten aber #02:12:02-3#“ (Abs. 1218).

M3 erwähnt außerdem, dass man „von den Lehrern“ falsch informiert werde, sprich wenn man z. B. HAK-Abschluss habe, man dann „gleich weiter oben“ anfange beziehungsweise mehr verdiene.

FAMILIE

<u>Abschnitt 037-039:</u> W5 als Hauptredeführerin beklagt sich über die Schließung von Krankenhäusern und führt dies auf die Abschiebung der Alten in Heime zurück (ohne den logischen Zusammenhang näher zu erläutern), es taucht die Frage auf, was schlimmer sei – dort dahinzuvegetieren oder alleine in der eigenen Wohnung; M1 tut seine Überzeugung kund, dass niemand, der noch imstande sei, sich selbst zu versorgen, gegen den eigenen Willen „abgeschoben“ werde; W5 übt scharfe Kritik am Sozialamt und den dortigen Umgangsformen mit BittstellerInnen, das Beispiel ihrer Großmutter anführend, die vergeblich um die ihr zustehende Sozialrente angesucht habe. Die Problematik kommt zur Sprache, dass zu wenig Geld für häusliche Pflege vorhanden und daher eine Arbeit nebenbei unumgänglich sei; W5 bringt erneut ihr Paradebeispiel („wenn wir zu Hause kommen [sic!] geht jeder in sein Zimmer hat seinen eigenen Fernseher seinen eigenen Computer und wir reden nicht mehr miteinander“)

sowie das Argument, dass Familien „mutwillig zerstört werden durch die sozialpolitische Entwicklung“ (Abs. 1292), die Frauen suggeriere, sie seien nichts wert, wenn sie keiner Erwerbsarbeit nachgingen und sich nur um Häusliches kümmerten; diese Entwicklung führe zwangsläufig zur Vernachlässigung der Kinder und der Alten und zur Überforderung der Frauen durch Doppel- und Dreifachbelastung und könne mit Selbstverwirklichung wenig zu tun haben. Es erfolgt ein Einwurf seitens W4, dass man sich ohne zweites Gehalt eine Familie kaum noch leisten könne, beziehungsweise dass es ja nicht unbedingt die Frau sein müsse, die „zu Hause bleibt“. Als Verbesserungsvorschlag wird die Einführung von Vater-/Muttergeld vorgebracht, um von Seiten der Politik zu zeigen, dass auch diese Art von Betätigung wertgeschätzt werde (von M2 unterstützt), beziehungsweise solle die Sozialpolitik die Wertschätzungsvermittlung von Familienverbänden mehr fördern. Zum Thema *Zusammenhalt*:

W4:der ist heute überhaupt viel weniger unter den Menschen also was ich für viel wichtiger finden würde als jetzt dieser Kleinfamilienzusammenhalt dass sozusagen dass die Menschen untereinander einfach solidarischer miteinander umgehen und sich gegenseitig helfen weil die Leute sich einfach total verschließen voreinander alle nur isoliert in ihren kleinen Wohnungen sitzen und überhaupt nichts miteinander zu tun haben (-) nämlich [und das ist in der Familie natürlich genauso das ist aber]

W5:[naja gut aber das fängt ja aber das fängt ja]

W4:das ist aber eine politische Frage finde das wird nämlich auch gefördert eigentlich von der Obrigkeit finde ich dieses Verhalten also diese Konkurrenz untereinander die im Kapitalismus herrscht ist zum Beispiel also schlägt sich natürlich auf die auf das persönliche Lebens nieder das ist klar (Abs. 1321-1324).

Auch im Folgenden zeigt sich gut das Aufeinanderprallen unterschiedlicher Anschauungen und das Unvermögen oder die Unwilligkeit, ernsthaft aufeinander einzugehen und sich zumindest vorübergehend in die Perspektive des/r anderen zu versetzen:

W4:viele Männer bleiben zum Beispiel nicht zu Hause weil ihnen eingeredet wird dass sie dann kleine dass sie dann kleine Weicheier sind also das wird ihnen genauso eingeredet das kommt halt immer darauf an ob man sich was einreden lässt auch irgendwie ne

W5:naja gut aber da waren wir da da geht das Ganze noch viel weiter dann sind wir wieder dabei ähm beim bei der schulischen Förderung ob äh alles über einen Kamm geschoren wird oder ob das gefördert wird dass jeder seine Individualität entwickelt aber das das geht greift eins ins andere

das sind sozialpolitische Probleme die einfach aber auch nicht über einen Kamm zu scheren sind und die kann und es ist auch nicht das Allheilmittel dass ich jetzt sage und jeder kriegt ein Geld und damit ist alles wunderbar [damit haben sie es nicht geregelt nein ganz sicher nicht]

W4:[ich glaube dass also das damit dass dass Geld] dass das Geld was da ist dass der Reichtum den die Gesellschaft hat dass das alles gleichverteilt wird dann gibt es viel weniger soziale Probleme dann hätten erst mal alle Leute viel mehr Zeit wären wesentlich glücklicher könnten sich um ihre Familien kümmern um ihre älteren Leute um ihre Kinder und

M1:das ist eine Diskussion das halte ich nicht aus (Abs. 1326-1330).

In vielen der durchgeführten Einzelinterviews (auch in jenen aus dem 15. Bezirk) war es der Fall, dass die Interviewten meinten, Geld sei nicht so wichtig und wirke sich nicht so sehr auf ihr Wohlbefinden aus (vgl. Maderthaner, 1995, S. 178: „Obwohl zwischen Einkommen und Glückseinschätzung eine positive Beziehung besteht, wird dem Einkommen im subjektiven Urteil kaum jene Bedeutung zugemessen, die ihm eventuell – als vielfältig und indirekt wirksame Einflussgröße – real zukommt."). In der Gruppendiskussion 15-1 ist von einer solchen Einstellung nichts zu bemerken. Auch gefragt nach der Qualität der Altenpflegeeinrichtungen kommt zur Sprache, dass qualifiziertes Personal zwar vorhanden, jedoch kaum leistbar sei und zudem chronischer Platzmangel herrsche, weshalb man sich eigentlich bereits im „gesunden Zustand" anmelden müsse, um im bedürftigen Zustand einen Platz zu bekommen (M1). In Bezug auf Kinder- und Altenbetreuung seien die türkischen Familienbande wesentlich stärker ausgeprägt:

M3:ja genau also bei uns bei den Türken wenn man alt wird also man wohnt mit der Familie egal was passiert

M1:man stirbt auch in der Familie

M3:genau man stirbt auch in der Familie egal was ist

M1:so wie es bei uns früher halt auch üblich war speziell auch am Land und am Land auch heute noch teilweise so üblich ist (Abs. 1337-1340).

W2 vergleicht mit ländlichen Gebieten, wo Mehrgenerationenhaushalte schon durch das Mehr an Platz (im Wohnhaus) einfacher realisierbar seien und außerdem engerer nachbarschaftlicher Zusammenhalt bestehe.

Zurückkehrend zur Güte der Pflegeeinrichtungen wird neuerlich der Personalmangel thematisiert, aus dem enormer Stress für PflegerInnen resultiere (W4), der einerseits dazu führe, dass den PatientInnen/KlientInnen auch bei bestem Willen nicht die Zeit zur

Verfügung gestellt werden könne, die benötigt würde, und andererseits zu Burnout (mit konkretem Beispiel aus der eigenen Bekanntschaft). Daher die Vereinsamung der Alten, die allein in ihren Zimmern säßen oder in ihren Rollstühlen mit anderen zu einem Sesselkreis zusammengeschoben würden:

> „da wurden die ganzen alten Leute die also schon teilweise sich auch nicht mehr bewegen konnten die dann irgendwie so dahingen wurden dann in so einen Kreis zusammengeschoben so als wäre das jetzt eine gesellige Runde dabei reden die überhaupt nicht miteinander sondern sitzen in ihrem Sessel und das ist halt irgendwie also da habe ich auch gedacht ich meine das ist doch eine Verarsche oder es wird so getan als würden die da jetzt irgendwie so schön sozial und nett miteinander reden […]“ (**W4**, Abs. 1367).

Es folgt der Input von M4, dass es besser wäre, anstatt die Alten und die Kinder separat in spezielle Einrichtungen zu verfrachten, Alte und Kinder wieder zusammenzuführen, da somit beide voneinander profitieren könnten [interessant ist in dem Zusammenhang, dass von den RednerInnen im Anschluss offenbar nur die Konstellation Enkelkinder-Großmutter (und beiläufig einmal Enkelkinder-Großeltern) gesehen wird, der Großvater im Speziellen jedoch keine Erwähnung findet – es bleibt offen, ob dies damit zusammenhängen könnte, dass im Durchschnitt Frauen ein höheres Alter erreichen als Männer und der Großvater somit als möglicher Enkelbetreuer nicht in Frage kommt, oder ob es möglicherweise daran liegt, dass aufgrund althergebrachter Rollenbilder der Großvater entweder durch seine eigenen Überzeugungen oder durch die Überzeugungen jener, die derartige Rollenbilder verinnerlicht haben, nicht mit Kinderbetreuung assoziiert wird]. Zum nunmehr vierten Mal fällt W5s Lieblingszitat bezüglich „Fernsehen, Video spielen und nur ja nicht reden jeder in seinem Zimmer“ und der Ruf nach Regelung beziehungsweise Unterstützung durch die Politik wird auch hier deutlich.

Ebenso wird das Thema *Eigenverantwortung* in diesem Kontext erneut angesprochen (W2) in dem Sinne, dass es jedermanns freie Entscheidung sei, Kinder in die Welt zu setzen oder nicht, und man in ersterem Falle eben auch so weit sein müsse, andere Dinge dafür aufzugeben.

M1 möchte von M3 wissen, ob es in Istanbul auch so sei, dass „wirklich jeder in der Familie bleibt“, und kommentiert M3s Antwort, dass es nicht bei allen so sei, mit folgender Mischung aus Prognose, Appell und Frage:

> „es wird sich auch in die Richtung bewegen es ist alles ein bisschen später weil aber es wird in die Richtung gehen und ich sage Ihnen nur das ist meine Meinung dass sich die Leute anschauen sollten in den Ländern die schon weiter sind wohin das führt um gegen solche Punkte wo sie sich die sie dann später bereuen könnte wo sie sagen das war ist eine blöde Entwicklung man kann es nicht mehr wirklich zurück verf zurück bewegen dass man das von vorn herein schon versucht (-) #02:40:44-9# hintan zu halten dass so etwas passiert weil ich sehe bei uns kaum noch eine Möglichkeit dass man bei uns wieder die alten Leute in die Familie zurück bringt natürlich wäre das wünschenswert aber wie“ (**M1**, Abs. 1431-1432).

M1 fügt jedoch hinzu, dass er auch nicht wisse, „wie wir es hätten besser machen können“. M4 ist der Überzeugung, dass es sehr wohl in einer Großstadt der Gegenwart noch möglich sei, beispielsweise einen Drei-Generationen-Haushalt zu führen, wenn man dies wirklich wolle und sich entsprechend einsetze. W5 meint, jeder Mensch müsse für sich selbst entscheiden können/dürfen, welche Art von Leben er führen wolle, aber dazu müsse er erst einmal kennen gelernt haben, wofür/wogegen er sich entscheiden könne, um überhaupt ein Urteil abgeben zu können:

> „wenn man das nicht hat wird man sich wahrscheinlich sehr sehr schwer tun wenn man dann älter ist schon und das nicht kennt dass mehrere Generationen zusammen leben dass man das jetzt so als Modell (sagt) #02:42:34-7# das muss eigentlich toll sein also wenn man es nicht gewöhnt ist ist es wahrscheinlich net so toll ja aber ich meine ich persönlich habe z. B. eine wahnsinnig enge Beziehung zu meiner Großmutter gehabt […..]“ (**W5**, Abs. 1437-1438).

ABSCHLUSS DER DISKUSSION:

Nachdem W5 nochmals bekräftigt hat, wie wichtig sie persönlich den Familienzusammenhalt finde und dass Kinder zuhause Ansprache und frisch gekochtes Essen antreffen sollten, in einem Umfeld gegenseitiger Zuneigung, anstatt in bezahlten Betreuungseinrichtungen „verwahrt“ zu werden, und M4 dies als „schönes Statement“ kommentiert hat, bedankt sich I. für die Teilnahme und erkundigt sich, ob es noch Fragen gebe. W5 antwortet darauf mit „Alle Klarheiten sind beseitigt“, was allgemeines lautes Lachen auslöst. M1 merkt noch an, dass die Diskussion sehr interessant gewesen sei und es sich wirklich ausgezahlt habe, so lange zu bleiben.

Weitere Auffälligkeiten:

- Es besteht eine gewisse Neigung, das, was man selbst als gut erlebt hat bzw. aufgrund der persönlichen Lebensgeschichte gewohnt ist, auch für andere Menschen als richtig anzusehen bzw. als etwas, das allgemeine Gültigkeit habe oder erlangen solle, was besonders stark anhand von W5s Aussagen zum Ausdruck kommt.
- W5 vertritt außerdem eine fast schon verklärt zu nennende Pro-Familien-Argumentation und vereinheitlicht vieles; ihr mehrmaliger Ruf nach mehr Unterstützung und ihr Festklammern an Familienbanden wird aber verständlich bei Durchsicht des Einzelinterviews, worauf weiter unten noch näher eingegangen werden wird. Auch ihre Ansichten zur Berufstätigkeit von Frauen (speziell von Müttern) sind sehr einseitige und verallgemeinernde, in denen sich ein gewisser Traditionalismus und Konservativismus widerspiegelt. W5 meint, Familien würden zu wenig gefördert, bedenkt dabei jedoch nicht, dass daraus ebenso resultieren hätte können (wenn nicht sogar müssen), dass Familien einander beistehen, anstatt dass jede Familie für sich selbst vom „Staat“ mehr Unterstützung einfordert und die Familie somit den Platz des sich abkapselnden Individuums übernimmt, also quasi wiederum eine isolierte Zelle darstellt. Interessanterweise fände sich die von W5 als optimal erachtete Lebensweise eigentlich in der (klassischen) türkischen Familie wieder, wo der Mann für den Broterwerb und die Frau für den (Mehrgenerationen-)Haushalt zuständig ist und man „ein Leben lang zusammenbleibt“. Obendrein stellt sich die Frage, weshalb W5 nicht „aufs Land“ übersiedelt, da ihren Aussagen zufolge dem Landleben der Vorzug gegenüber dem Leben in Wien zu geben ist.
- Es besteht ein Hang zu Extrembeispielen.
- Bei manchen Themen, die von einem/r der Sprechenden ausführlich und verallgemeinernd monologisiert werden, mutet es seltsam an, dass sich niemand der anderen, persönlich „Betroffenen“, dazu äußert. Hier sollte man in Zukunft die Schweigenden unbedingt durch direktes Nachfragen aus der Reserve locken, da nicht anzunehmen ist, dass sie zum Gesagten keine (Gegen-)Meinungen haben, beziehungsweise sie konkret danach fragen, weshalb sie es vorgezogen haben, sich nicht zu Wort zu melden.
- Der Verkehrslärm vor den Fenstern wird eher negativ erwähnt und ist im Übrigen auch so ziemlich das einzige Thema, das wirklich 15.-Bezirk-spezifisch ist und nicht ganz Wien betrifft.

7.3.2. Gruppendiskussion I, 19. Bezirk (19-1)

Tabelle 6. ***Überblick über den thematischen Verlauf der Gruppendiskussion 19-1.***

Code/Thema	**erste inhaltliche Notizen**
000 Begrüßung, Wiederholung der Einleitungsfrage	
001 Wohnqualität, Vergleich mit anderen Bezirken	durchwegs positive und zustimmende Äußerungen
002 Sicherheit	heterogen und teils paradox: einerseits Betonung, dass die Sicherheit im 19. sehr hoch sei, andererseits aber mehrere Beispiele für Kriminalität im 19.??
003 Intermezzo	Größe des Bezirks; bei Qualität erforderlich zu differenzieren
004 Parkpickerl	Ablehnung des Parkpickerls bzw. Freude darüber, im 19. keines zu haben, „Obwohl ich denke, dass jetzt mehr Autos da stehen, oder war das immer so?“
005 Intermezzo-Umschwenk auf Sicherheit	5. Bezirk scheint als sehr unsicher und im Großen und Ganzen nicht als sehr lebenswert zu gelten; "Männerlokale" im 5. Bezirk, hier nicht; machen sich lustig darüber, dass es für Frauen keine derartigen Gefährdungen gibt
006 wieder Parksituation	heterogen, teils positiv angemerkt, teils negativ, Widersprüche
007 öffentliche Verkehrsmittel, Herumfragen, wer wo wohnt	Sicherheit spielt mit rein („möchte nicht durch alle Bezirke mit dem Öffi fahren“), Vorbehalte bezüglich U-Bahn; Zufriedenheit mit den Öffentlichen im 19.
008 Lokale	bestätigendes "Gut und nicht so teuer"
009	Bestätigung der Existenz und Qualität

Spazierwege, Laufstrecken	
010 Summary-Der 19. ist einfach der beste Bezirk	Heiterkeit
011 Negativ: Preisniveau am höchsten beim Wohnen	homogen; praktisch unmöglich, sich etwas Neues hier aufzubauen
012 Einkaufs-möglichkeiten, Erreichbarkeit	Aufzählung, kein gutes Angebot mehr an Bekleidung(sgeschäften), ansonsten ganz zufrieden
013 Qualität der Produkte, Bio-Erwähnung (humorvoll)	"Da kann man noch Marktlücken entdecken mit der Umfrage (lacht)", Lebensmittelqualität besser als „in der Stadt“ (z. B. Unterschiede Gourmet-Spar-Innenstadt und Gourmet-Spar-19.), am Markt sogar Pilze aus Österreich bekommen („Und da weiß man auch, dass der Bauer es kriegt oder der Sammler, das ist auch wichtig“), einerseits Betonung der Wichtigkeit von Bio-Produkten, andererseits aber hiesige Bioläden besonders teuer und besonders vergammelt
014 Pause, dann Versuch, einen Nachteil zu nennen	Industriegebiet, Karl-Marx-Hof
015 Entschärfung, Sportmöglich-keiten gut	Aufzählung
016 Ärztliche Versorgung	2-Klassen-Medizin klingt an („…und dann sitzt man mit 300 Leuten im Warteraum und das ist – deshalb geh ich lieber privat irgendwohin und zahl dafür, also das ist eh so“)
017 Dorfcharakter	nehmen sich nicht als zur Stadt gehörig wahr und finden das positiv, Stadt besteht gefühlsmäßig nur aus 1. und 9. Bezirk, kurzer

des 19.Bez., man nimmt sich nicht als Städter wahr	geschichtlicher Exkurs
018 Ruhe, Idyll, Grün, zu Fuß beim Heurigen, Residential Area	gute Laune, Exklusivitätsbetonung
019 Kultiviertes Miteinander, Vergleich mit 15.	Kinder, Familien, Kinderlärm nicht gleich Kinderlärm; „Meine Nachbarn sind englischsprechende Leute und auch die sind total nett, ja? … die haben so viel Kultur … dieses Kindergeschrei ist dann auch manchmal irrsinnig nett, ja? … im 15. hab ich auch mal jemanden besucht, hab ich mir gedacht, Fenster sind alle offen, ein schroffer Ton so im Umgang mit den Kindern (lacht) und so, mah ich würde das nicht aushalten…“
020 Beispiele "Nichtanpas-sungswilliger" und „Nichtdazupas-sender“	Auszug von Leuten, die nicht zur Hausgemeinschaft passten; Ablehnung neuer MieterInnen wegen "zu vielen Kindern" (andere Rednerin als bei 019) – „…Familie mit 3 Kindern zwischen 4 und 8 beworben für die Wohnung und das ganze Haus hat dagegen gestimmt und die Eigentümerin war so nett und hat gesagt, okay, ich suche weiter. Wenn das irgendwie - wir haben ein Kind im Haus, das ist 6, 7 und wenn dann 4 Kinder im Haus sind, dann kann man nicht mehr in den Garten gehen, nein, es ist schon ein bisschen schwierig, ja (lacht) es ist - ja, es potenziert sich und ich bin halt im 19. gewohnt damit man auch die die Ruhe hat, also 3 Kinder mehr, ein Kind ist okay, aber 3 (..)“
021 Gespräch über spezielle Vermieterin, Vermieten bekannter Wohnobjekte	Finanzielles, Lage
022 Verbauung, Baubetrüger-	konkrete Beispiele, „Balkanmethoden“; können sich nicht vorstellen, dass sich im neuen Altenheim irgendjemand wohl fühlen kann, sieht

eien	auch von außen sehr unschön aus; Bauvorschriften werden aus Kalkül ignoriert – Geld regiert die Welt
023 wieder Bestätigung, dass Lebensqualität gut, trotz Meckern	
024 nochmal Zurückkommen auf nachteilige Verbauung	konkrete Beispiele, wo kleine Siedlungen und Häuschen von Baukomplexen verdrängt wurden/werden, negativ („das ist echt traurig“, „Das ist halt, wenn jeder nur mehr Profit, wo kann man irgendwie und dann (sitzen) irgendwelche Menschen, die irgendwas gebaut haben oder irgendwas geschaffen haben und denen liegt was dran und da kommt der Bauträger, und weg, und die Jungen sagen wurscht Hauptsache viel Geld und dann kommt da der große Baukomplex hin und die ganze Liebe und das oder was jemand einmal gedacht hat dabei oder dieses, auch was er sich auch zusammengespart hat, ist halt weg“)
025 Sauberkeit, Gepflegtheit sehr positiv	MA 48, Müllplätze, teilweise Tonnen nicht mehr existent, Heiterkeit darüber, dass von 10 angerückten Arbeitern 2-3 arbeiten und der Rest daneben steht und raucht ("Kein Burnout"), teilweise auch Eigeninitiative (Erzählerin sowie andere Leute) beim Aufheben von Müll, nicht alle HundebesitzerInnen so gut erzogen
026 Augustin-Verkäuferinnen	„netter als anderswo“
027 Unterhaltung, wer woher kommt bzw. wie lange schon hier wohnt	Episode mit Großmutter aus Tirol, wieder Vorzüge des 19. (bzw. vom Land) gegenüber der Stadt
028 I. fragt zum Thema Kinderbetreu-	kurz darauf auf "Wie geht es Familien im 19.?" umgemünzt, um das Gespräch ins Rollen zu bringen; sehr ausgiebige Diskussion bezüglich "Omaservice" bzw. Kindertagesmüttern vom AMS etc., hier

ung	Verbesserungsbedarf bzw. -wunsch??
029 I. fragt zum Thema Altenpflege	Care-System(s), Pflege zu Hause, Heimhilfe aus Slowakei, unterhaltsame Episode mit Helfer, der plötzlich in der Wohnung stand (nachts), endet mit "Haben Sie noch ein Thema?"
030 I. fragt zum Thema Ausbildungsein-richtungen	offenbar unterschiedliches Prestige, Bedenken – keine Bedenken, Bemitleidung der Stadtkinder, die auf den Gehsteigen herumlungern müssen, Thema Kirtag, Tätowierte, Jugendtreffs, Abschweifen zu "Salettl", Parks, Grünflächen, Freizeitmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche, Hundeschwimmbad
031 I. fragt zum Thema Kulturelles Angebot	hauptsächlich Kinospezifisches (alle kleinen Kinos in der Nähe haben zugesperrt [„die sind alle zum Supermarkt geworden“; „die großen machen die kleinen kaputt“]), früher mehr Gemütlichkeit
032 A4 initiiert schon Zusammenfas-sung	gebraucht werden: Kino, Oma-Service(, Bioladen)
033 noch mehr kulturelle Verbesserungs-vorschläge	auch Kirche und Messe, wieder mit Ironie („es gibt jetzt einen sehr rührigen Pfarrer einen neuen in der Grinzinger Kirche, der macht Messen beim Heurigen und die kommen sehr gut an“ – „Weil in die Kirche kommt niemand mehr“)
034 I. fragt nach weiteren Freizeitmöglich-keiten	Aufzählung
035 I. fragt nach Zufriedenheit mit Politik	Bezirksvorsteher wird sehr positiv erwähnt („also soviel ich weiß, hört er auch sehr auf die Leute, der Bezirksvorsteher, man kann jederzeit zu ihm gehen“), nur das neue Altenheim kommt baulich nicht gut an

036 A4 reicht's offenbar schon, Finanzielles wird besprochen	I. will Abschlussfrage stellen und wird unterbrochen, jemand freut sich darüber, dass es eine monetäre Aufwandsentschädigung gibt; 2. Anlauf von I. bezügl. Abschlussfrage => Schweigen, 3. Anlauf: Lob von I. u. Frage, ob den Anwesenden noch irgendetwas besonders Gutes oder besonders Schlechtes einfalle abschließend
037 nochmals Erwähnung, dass die Einkaufsmög-lichkeiten schlechter geworden seien	Die Läden von früher, wo einen die VerkäuferInnen noch persönlich kannten und individuell berieten und mit einem plauderten und Kaffee anboten, existieren nicht mehr; Abschluss: „Sonst fällt uns nichts mehr ein“

Ergänzende Angaben

Die Gruppendiskussion fand am 29.08.2012 statt und dauerte 1 Stunde und 17 Minuten. Es nahmen 5 Personen im Alter von 26–73 Jahren an der Diskussion teil. Die Diskussionsleiterin (I.) beschreibt Rahmenbedingungen und Setting wie folgt:

„Die Gruppendiskussion fand in einem Lokal im 19. Bezirk (Grinzinger Bräu) statt, dort hatten wir einen großen, abgetrennten Raum zur Verfügung. Die ausschließlich weibliche Gruppe von Teilnehmerinnen fand sich pünktlich vor Ort ein. Eine Teilnehmerin sagte gleich Bescheid, dass sie nach etwa einer Stunde und 15 Minuten gehen müsse, was sie dann auch tat, wobei ich ihr während der Diskussion noch kurz die Einverständniserklärung gab und den Betrag auszahlte, ohne dass die Diskussion sehr gestört wurde. Die anderen 4 Teilnehmerinnen blieben bis zum Schluss und sie bekamen die Einverständniserklärungen am Ende.

Die Teilnehmerinnen waren kurz etwas zurückhaltend, brachten sich dann aber alle ein. Dabei wurden vor allem positive Dinge berichtet. Die Diskussion verlief sehr harmonisch, es ergaben sich keine großen Meinungsverschiedenheiten, geschweige denn Konflikte. Es schien den Teilnehmerinnen Freude zu bereiten, sich ausführlich über die Vorzüge des 19. Bezirks zu unterhalten. Mit der Zeit entstanden noch einige Ideen für Verbesserungen. Es war im Raum sehr ruhig und es kamen selten Angestellte des Lokals vorbei.

Die Atmosphäre war angenehm. Die Diskussion begann sich schnell selbst zu entwickeln, wobei weniger tatsächliche Diskussion im Sinne von unterschiedlichen

Meinungen und der Auseinandersetzung mit diesen stattfand, da die Teilnehmerinnen scheinbar in vielen Punkten übereinstimmten. Ich stellte gegen Ende noch Fragen zu den Themen, die nicht besprochen wurden (Kinderbetreuung, Altenpflege, Freizeitmöglichkeiten etc.). Eine Teilnehmerin wurde in dieser Phase schon etwas ungeduldig und fragte immer wieder nach, was noch zu diskutieren sei."

Erster/Allgemeiner Eindruck nach Anhören der Tonaufzeichnung:

Eine mit dem 19. Bezirk überaus zufriedene und glückliche Runde; aus verschiedenen Teilen Österreichs zusammengekommen, um hier sesshaft zu bleiben; kleinere Probleme betreffen eher Zwischenmenschliches an sich und Bauträgergeschichten; Insel der Seligen, sehr exklusiv, wollen nicht gestört werden, andere Bezirke abwertend; Gated Community, Dorfgemeinschaft. Ausgiebige Schwärmerei bezüglich Ruhe, Grün, zu Fuß zum Heurigen, keine unguten Subjekte, unterm Nussbaum sitzen…

Anmerkung zu den folgenden Transkriptauszügen:

Die Personenkürzel entsprechen nicht jenen der Einzelinterviews.

DISKUSSIONSBEGINN

I: Also was fällt Ihnen vielleicht ein, was jetzt in Wien im 19. Bezirk besser ist für Ihr eigenes Wohlbefinden, für Ihre Lebensqualität als in irgendeinem anderen Bezirk in Wien oder auch ganz anderen Orten?

A1: Die Wohnqualität (.) und ich hab da - war lustigerweise im Kurier da einer der einer der bekanntesten Wiener Immobilienmakler hat gesagt, er würde wenn er sich's aussuchen kann, dann würde er im 19. Bezirk in Grinzing wohnen wollen und dann noch irgendwo, ich weiß nicht, in Mallorca oder so (lacht) das waren seine seine Präferenzen und irgendwie muss ich schon sagen der 19. Bezirk ist schon vor allem die Gegend hier ist schon sehr angenehm zu wohnen

A2: Ja, und vor allem, da ist viel bessere Luft wie in der Stadt

A3: Kühler ist es auch, also immer angenehm

A4: (Grüner)

A5: Die Freundlichkeit ist auch - so wie wenn man irgendwo einkaufen geht, dass man sich gegenseitig die Tür aufhält und so und dass keiner verwundert ist wenn man den anderen aus Höflichkeit irgendwas anbietet, das ist in anderen Bezirken wird man da oft komisch angeschaut

A1: Mhm

A2: Mhm

A3: Ja

A4: Und auch die Ruhe es ist da trotz Heurigenbesuche ist es eigentlich doch sehr ruhig

A1: Ja (Abs. 16-26).

Spontan werden von den Diskussionsteilnehmerinnen die Punkte *bessere Luft*, *angenehmere Temperatur* und *mehr Grün* (als in der Stadt) genannt. Direkt darauf folgt bereits ein sozialer Aspekt, nämlich, dass man im 19. Bezirk auf mehr *Freundlichkeit und Höflichkeit* treffe als in anderen Bezirken und dies hier zum Standard gehöre. Dies erntet allgemeine Zustimmung. Zudem wird auch die *Ruhe* im 19. Bezirk als sehr positiv empfunden. Weiters bringt Teilnehmerin A4 das Beispiel einer Freundin aus dem 10. Bezirk, deren Kinder aufgrund der dortigen Bedingungen (über die hier nur Vermutungen angestellt werden können, da keine nähere Erläuterung erfolgt) in eine Privatschule gehen „müssen". Dies erinnert an Teilnehmerin W3 der Gruppendiskussion 15-1, die ihre Tochter, obwohl selbst Migrationshintergrund habend, aufgrund des hohen MigrantInnenkinderanteils nicht in eine öffentliche Schule schickt und dafür auch bereit ist, die Mehrkosten in Kauf zu nehmen. Somit wird dem „Privatschulkind" zwar eine (vermeintlich) „bessere Ausbildung" hinsichtlich des Arbeitsmarktes und der Anforderungen einer leistungsorientierten Gesellschaft geboten, allerdings in einem abgeschirmten und „behüteten" Umfeld, in dem von vornherein ausgeschlossen wird, mit der „Problembevölkerung" der Stadt (Arme, Kriminelle, MigrantInnen; vgl. Hannigan, 2000, S. 72-73) in Berührung zu kommen oder gar in einen Dialog einzutreten. Die Befürchtung, dem eigenen Kind könne durch die Kinder anderer sozialer Milieus ein Nachteil erwachsen, führt dazu, dass bestimmte Aspekte der Stadtrealität ausgeblendet oder umgangen werden, so weit möglich.

SICHERHEIT

A3 hebt das Thema *Sicherheit* im 19. positiv hervor, wird von A1 und A2 bestätigt, relativiert ihre Aussage dann aber und A4 merkt an, dass „die Einbrecher recht heftig unterwegs" seien, und auch dies wird von A1 und A2 mit zustimmenden „Ja"s kommentiert. A5 schließt an:

A5: Ich glaub sogar mehr wie in der Stadt oder die Chancen sind irgendwie größer, weil die einzelnen Häuser irgendwie kleiner sind und die Bevölkerungsdichte nicht so groß, da ist die Wahrscheinlichkeit größer im 19. ausgeraubt zu werden als im 10., na vor allem erwarten sie sich auch mehr (daraus) #00:02:42-1#

A2: Ja, aber ja, aber auch in den Wohnungen wird eingebrochen tagsüber, aber das wird in der Stadt auch #00:02:49-3#

A5: Ja, das ist in der Stadt auch, also ich hab im 20. Bezirk gewohnt, ein Sohn von mir da haben sie in dem Haus haben sie - das ist ein Altbau, da haben sie schon sehr oft eingebrochen (lacht) obwohl das Haus da immer zu sein sollte, kommen die trotzdem rein und brechen die Wohnungen von den Wohnungstüren auf #00:03:08-5#

A2: Statistisch ist die Einbruchskriminalität im 19. nicht allzu hoch, der 18. ist der sicherste #00:03:15-5#

A1: Ja #00:03:16-2#

A3: Im 18.? #00:03:19-2#

A2: Der 19. ist ziemlich bald danach #00:03:22-8#

A1: Da haben wir Pech gehabt (lacht) bei uns ist gerade eingebrochen worden #00:03:27-0#

A2: Wirklich? #00:03:28-0#

A4: Mhm #00:03:29-0#

A3: Also ich möchte auch die Sicherheit betonen, also wenn man so am Abend nach Hause kommt nach Veranstaltungen, da hab ich wirklich ein gutes Gefühl und du (triffst) auch nie irgendwelche Betrunkenen, unheimliche Menschen, die ich aber sonst in anderen Gassen schon sehe #00:03:49-7# (Abs. 37-47).

Interessant sind hier sowohl der Verlauf des Gesprächs – zuerst eine Betonung der Sicherheit mit Zustimmung der Gesprächspartnerinnen, dann die Erwähnung des Gegenteils, wiederum mit Zustimmung, nebst tatsächlicher persönlicher negativer Erfahrung, und zum Schluss eine neuerliche Betonung, dass man sich sicher fühle, wie auch die Basis dieses Sicherheitsempfindens als Vergleichswert mit der Kriminalität „in der Stadt", mit anderen Worten, „so lange die Kriminalität nicht höher ist als ‚in der Stadt', haben wir kein Problem damit". Hier wird man an W5s Worte aus 15-1 erinnert, die den StädterInnen einen gewissen Fatalismus attestiert, indem Kriminalität als etwas Alltägliches und nicht zu Änderndes gesehen werde, mit dem man eben zu leben gelernt habe, was als eine Coping-Strategie gedeutet werden könnte. Darauf folgt unmittelbar eine zweite Coping-Strategie: A1 berichtet – lachend(!) – davon, dass bei ihr einmal eingebrochen worden sei, die anderen gehen jedoch nicht näher darauf ein und es wird weiterhin die – subjektive – Sicherheit der Gegend betont, nach A3s Aussage u. a. darauf gründend, dass man hier keine „unheimlichen Menschen" treffe.

Auch davor, nachts mit den öffentlichen Verkehrsmitteln durch den 19. Bezirk zu fahren, fürchten sich die Anwesenden nicht, wohingegen drei Personen angeben, durch gewisse (nicht näher definierte) Bezirke nachts nicht fahren zu wollen. Geteilte Meinungen scheinen bezüglich der Sicherheit im 5. Bezirk zu bestehen, wobei A2 scherzhaft einfließen lässt, dass etwa in der Naschmarktgegend vor allem die Sicherheit der

Männer gefährdet sei aufgrund der „einschlägigen Männerlokale“, was die gesamte Runde zu Gelächter animiert. Das Thema Prostitution löst innerhalb der Konstellation 19-1 also keine weitere problemzentrierte Diskussion oder Bekundungen ernst gemeinten Bedauerns aus, anders als in 15-2, wie noch gezeigt werden wird. Bedauern wird in 19-1 bei diesem Thema nur scherzhaft zum Ausdruck gebracht, indem bestätigt wird, dass es solche Gefährdungen für Frauen hier leider nicht gebe.
Auch das anschließende Unterthema „Sicherheit für Autos“ wird etwas widersprüchlich kommentiert, indem A5 lobt, dass man das Auto über Nacht getrost draußen stehen lassen könne, A1 und A2 allerdings sehr wohl von Parkschäden berichten, welche von A3 jedoch relativierend auf die „große Baustelle“ zurückgeführt werden, was A1 und A2 zuversichtlich für die Zeit nach der Baustelle stimmt.

BIOPRODUKTE

Sehr gelobt wird die Lebensmittelqualität im 19., die mitunter sogar als besser bezeichnet wird als in der Innenstadt – ein Thema, das in 15-1 überhaupt nicht zur Sprache kam (höchstens latent angeschnitten wurde, als eine Person meinte, sie kaufe Lebensmittel lieber beim Kleinhändler ein als im Großmarkt). Lediglich mit den Bio-Produkten sind die Anwesenden weniger zufrieden:

A1: Ja zum Beispiel weiß ich Pilze, bei den Ketten hat es nur gegeben aus weiß ich Moldavien oder sonst woher und die haben aber österreichische Pilze gehabt am Sonnenbergmarkt, ich hab dort immer gefragt wo sind sie her und die in Ding da war sie angeschrieben, beim Merkur sogar hat man keine österreichischen Pilze bekommen #00:13:29-6#

A5: Und da weiß man auch, dass der Bauer es kriegt oder der Sammler, das ist auch wichtig #00:13:33-4#

A1: Mhm #00:13:35-1#

A4: Das ist auch richtig, genau. Und wir haben auch einen Bioladen, wir haben nur einen [(-)] #00:13:40-5#

A5: [In der (-)gasse] #00:13:39-5#

A3: Ja genau, ja #00:13:41-9#

A5: Der ist aber ein bisschen vergammelt (lacht) #00:13:42-7#

A1: ja und ich finde diese Bioläden, die sind - die sind besonders vergammelt und die sind besonders teuer, da gab‘s noch einen dann, noch einen gab‘s, aber der war besonders teuer und besonders (vergammelt) #00:13:56-0#

A5: Je vergammelter desto - #00:13:57-4#

A2: Bio #00:13:58-6#

A5: Desto bio (lacht) #00:14:01-0#

A4: Aber ich finds wichtig auch, dass es sowas gibt #00:14:07-3#

A1: Ja sicher #00:14:08-4# (Abs. 174-186).

ÄRZTLICHE VERSORGUNG

A5: [Das ist] also wenn man jemanden gefunden hat, dem ich irgendwie vertrau und der kennt jemanden, dann - also ich find halt aus Not geht man halt irgendwo anders einmal hin, dann verstehst (dich) nicht, das kommt auch oft dazu, obwohl dir das nicht so - aber es ist schon schwierig und dann sitzt man mit 300 Leuten im Warteraum und das ist - deshalb geh ich lieber privat irgendwohin und zahl dafür, also das ist eh so #00:16:45-8# (Abs. 211).

Die finanziellen Möglichkeiten einer Person bestimmen demnach über den Wohlfühlfaktor einer ärztlichen Behandlung. Neuerlich ein Hinweis auf die unterschiedlichen Freiheits- und Möglichkeitenbeschränkungen zwischen den Individuen der betrachteten Gesellschaft.

KINDER UND FAMILIEN

Das Folgende lässt Kinder fast schon wie eine Art exotischer Haustiere erscheinen; man freut sich über die „Kultur" der Nachbarn und vergleicht mit dem 15. Bezirk und dem „schroffen Ton" dort, aber ohne sich Gedanken darüber zu machen, worin der Ursprung dieser Schroffheit begründet liegen könnte. Zusätzlich wird zum Ausdruck gebracht, dass man froh ist, sich davon distanzieren zu können, weil man es sonst nicht aushalten würde. Andererseits freut man sich über die Anteilnahme im 19. bezüglich nachbarschaftlicher Dinge, wenngleich „etwas dezent":

A4: Ich hab auch so - meine Nachbarn sind englischsprechende Leute und auch die sind total nett, ja? Also einfach so (.) das Kind wächst 2-sprachig auf und da hab ich schon das Gefühl, die haben so viel Kultur so ob man will oder nicht mitbekommen, so ein Wissen, ja? Das war dann prinzipiell (wenn sie laut spricht oder so) (lacht) aber trotzdem dieses Kindergeschrei ist dann auch manchmal irrsinnig nett, ja? Also - #00:19:36-2#

A1: Wenn's nicht dauernd ist #00:19:36-4#

A4: Es lebt einfach da irgendwie, wenn sie ganz klein sind, die eine Familie hat glaub ich 3, wir haben 2 und das (-) #00:19:43-7# irgendwo, ja? Und ich find's auch so anregend und natürlich, ja? Also nicht nicht störend, wirklich nicht (.) der Umgang mit Kindern, da spürt man - bei (-) #00:19:58-3# spürt man auch, also im 15. hab ich auch mal jemanden besucht, hab ich mir gedacht, Fenster sind alle offen,

ein schroffer Ton so im Umgang mit den Kindern (lacht) und so, mah ich würde das nicht aushalten wenn ich das so mitbekomme, wenn (-) #00:20:12-9# kriegst es ja mit #00:20:15-4#

A5: Bei Kindergeschrei und Kindergeschrei ist ein großer Unterschied #00:20:16-9#

A4: Ja genau #00:20:18-4#

A2: Ja, also wenn ein Baby schreit weil es Hunger hat oder weil es verdroschen wird #00:20:21-3#

A4: Ja oder irgendwas was zum Unwohlsein oder irgendwie oder so unterdrückt, nicht? Oder "Jetzt sei still!" und so Sachen, das ist - das hör ich da nie, ja? Ich hab wirklich das Gefühl - #00:20:36-5#

A4: Ja, das fällt mir auf, einfach so dieser Umgang (.) miteinander oder mit den Kindern und so Familien und so, ja (.....) #00:21:07-0#

A1: Ja, ich weiß nicht, bei mir in der Anlage, da gibt‘s viele die schon sehr lange dort wohnen und die - da kennt man sich auch, da weiß man auch was in der Familie los ist, ob da wer geheiratet hat oder wer krank ist, wer gestorben ist oder die Wohnung verkauft worden ist, man nimmt Anteil, nicht? #00:21:30-8#

A2: Ja #00:21:31-5#

A3: Ja, ein bisschen dezent #00:21:33-9# (Abs. 247-263).

A4: Also grundsätzlich im Wohnhaus sind einfach so eine - sind so Maisonetten, so (-) #00:21:42-4# im Haupthaus herum, da hat eine Nachbarin jetzt einmal gelebt, also einfach zu- die ist einfach gekommen vom Burgenland und so und hat halt dort aufgebaut mit Garten so eine kleine Wohnung auch und so, und die hat nicht hineingepasst in unsere (Normkultur) (im April) ist sie ausgezogen, ja? #00:22:04-5#

A2: (lacht) #00:22:05-9#

A4: Sie hat einfach nicht gepasst, sie war viel zu laut und dauernd hat gewusst alles von den anderen geschimpft über die Nachbarn und die das machen und das machen, warum die so blöde schaut und dieses und jenes, da hab ich mir gedacht, das ist - #00:22:20-7#

A: (lachen) #00:22:23-6#

A1: Ist sie dann von selber gegangen oder nicht? #00:22:24-0#

A4: Die ist von selber gegangen, ja #00:22:25-4#

A5: Wieso? #00:22:26-4#

A4: Die hat selber gespürt, dass irgendwas ist da anders und sie wollte sich da nicht #00:22:32-5#

A5: Integrieren #00:22:33-9#

A4: Integrieren, ja genau #00:22:33-0#

A5: Und wie alt ist sie? #00:22:34-0#

A4: Schon eine ältere Dame und ja, sie ist dann auch in den 19. aber in ein anderes Haus, ich hab mir gedacht, das ist schon auch irgendwie ja es gehört auch eine gewisse Disziplin und auch eine gewisse Art wie man miteinander umgeht, das muss irgendwie auch (.) passen #00:22:55-5# (Abs. 264-276).

Die Kenntnis und Anwendung eines ungeschriebenen Verhaltenskodex wird also vorausgesetzt. Und während es im 15. Bezirk eher so zu sein scheint, dass man lernen muss, mit unliebsamen Nachbarn zu leben und seinen Groll hinunterzuschlucken (oder selbst aus dem Feld zu gehen), merken Nichtanpassungswillige im 19. „von selbst", dass sie fehl am Platz sind, und brechen ihre Zelte ab. Nachbarschaftsaspekte und das gesittete Auskommen miteinander dürften im 19. also einen höheren Stellenwert haben bzw. einfacher umzusetzen sein bzw. etwas sein, woran auch aktiver gearbeitet wird.

A5: Ja, wir haben auch gerade das gleiche Problem, die Wohnung ober uns, sind 5 Wohnungen in dem Haus und ein Gemeinschaftsgarten #00:23:01-2#

A3: Cool #00:23:01-9#

A5: Und mit einer gemeinsamen Lounge oben und da sitzen wir halt immer alle und da waren Mieter drinnen und die haben auch nie reingepasst, mit 2 Kindern, die waren aber nie im Garten, sind halt auch nicht so gut beha- also nicht behandelt, aber waren halt ausgeschlossen, sie waren selber ausgeschlossen irgendwie, also haben sich ausgeschlossen und jetzt steht die Wohnung frei und dann haben sie die Familie mit 3 Kindern zwischen 4 und 8 beworben für die Wohnung und das ganze Haus hat dagegen gestimmt und die Eigentümerin war so nett und hat gesagt, okay, ich suche weiter. Wenn das irgendwie - wir haben ein Kind im Haus, das ist 6, 7 und wenn dann 4 Kinder im Haus sind, dann kann man nicht mehr in den Garten gehen, nein, es ist schon ein bisschen schwierig, ja (lacht) es ist - ja, es potenziert sich und ich bin halt im 19. gewohnt damit man auch die die Ruhe hat, also 3 Kinder mehr, ein Kind ist okay, aber 3 (..) #00:24:07-9# (Abs. 278-280).

Im 19. Bezirk kann es also vorkommen, dass einem das Privileg zuteil wird, sich aussuchen zu können, welche Art von NachbarInnen man haben möchte und wer quasi „das Problem anderer Leute" werden solle. Während A4 zuvor noch die Natürlichkeit, Nettigkeit und Kultiviertheit des Döblinger Kindes gelobt hat, befürchtet A5 im Zusammenhang mit Kindern vielmehr das Ende der Beschaulichkeit. Der Möglichkeit, ein Zuviel an Kindern noch vor deren Einnistung „hinauszuwählen", wird der Vorzug gegeben gegenüber der Möglichkeit, dem Einzelkind des Hauses potenzielle neue SpielkameradInnen zur Seite zu stellen.

BAUTRÄGER

A5: Da gibt‘s ein paar (Tricks) um das zu - aber das ist halt schlimm wenn man irgendwo dann ein Haus hat, weil bei uns gegenüber so ein kleines Häuschen, das steht so ein bisschen am Berg runter und da wohnt eine ältere Dame drinnen, die hat‘s komplett dunkel - weil links und rechts bauen sie die Riesenhäuser hin und das ist dann echt - die wollten das dann dazu kaufen, damit sie noch größer bauen können und die Dame hat nicht verkauft, aber die ist halt jetzt wirklich arm, weil das ist wertlos das Grundstück (..) #00:27:40-0#

A4: Mit Gewalt auch irgendwie (-) #00:27:42-5#

A5: Und dadurch dass der 19. eben so eine gute Lebensqualität hat, kommen die Bauträger und versuchen da halt irgendwie Geld raus zu schlagen, das ist schade #00:27:51-5#

A1: Ist ja auch das Altersheim, das neue, in der Grinzinger Allee, also da - die schauen einer dem anderen hinein, die sind so knapp gebaut, dass man denkt, die haben da überhaupt keinen (Freiraum), die da drinnen einmal wohnen werden, es ist also (....) und diese Bauvorschriften, also die sind schon eigentümlich muss ich sagen (lacht) was da alles durchgeht, vor allem also auch hier, nicht? #00:28:26-5#

A5: Na ja und was passiert wenn sich da ein Architekt irgendwie verplant glaub ich, dann zahlt er hohe Strafe, aber es muss trotzdem das Objekt nicht abgerissen werden und ich meine, das ist dann dann kalkuliert man das halt irgendwie mit ein #00:28:42-1# (Abs. 306-310).

Die Frage stellt sich, wofür es Bauvorschriften gibt, wenn Kapital die Wirksamkeit niedergeschriebenen Rechts bzw. Gesetzes aushebelt, und ob jene nicht eher zum Wohle der BewohnerInnen/AnrainerInnen da sein sollten. Die sogenannte Strafe für einen Verstoß gegen die Vorschriften ist in Wahrheit keine solche, da man vermuten kann, dass sie in den Miet- bzw. Eigentumspreis einfließt. Es bliebe zu klären, wie es zu rechtfertigen ist, dass das Grundstück einer alten Frau entwertet wird und entgegen ihrer Interessen ein nicht ins Landschaftsbild passender Gebäudekomplex errichtet werden darf, welcher ihre Lebensqualität extrem verschlechtert; wie ein sich angeblich für die Bedürfnisse der BezirksbewohnerInnen interessierender und einsetzender Bezirksvorsteher grünes Licht für Bauvorhaben dieser Art geben kann; und wie es sein kann, dass der Errichtung eines Altenheimes stattgegeben wird, deren zukünftige BewohnerInnen schon jetzt aufgrund seiner Architektur von den AnrainerInnen bemitleidet werden. Zudem wird ein Hinweis darauf gegeben, dass das Alte dem Neuen/der Veränderung weichen muss, wenn es nicht überrannt werden will. Daran knüpft der folgende Transkriptauszug an:

VERÄNDERUNG NEGATIV UND DEM GELD UNTERWORFEN

A5: Das ist halt, wenn jeder nur mehr Profit, wo kann man irgendwie und dann (sitzen) irgendwelche Menschen, die irgendwas gebaut haben oder irgendwas geschaffen haben und denen liegt was dran und da kommt der Bauträger, und weg, und die Jungen sagen wurscht Hauptsache viel Geld und dann kommt da der große Baukomplex hin und die ganze Liebe und das oder was jemand einmal gedacht hat dabei oder dieses, auch was er sich auch zusammengespart hat, ist halt weg und das sieht man in bestimmten Gegenden sieht man halt noch so kleine Siedlungen und Häuschen, die halt den Flair und die Energie noch haben, das haben große halt weniger #00:29:50-7# (Abs. 322-323).

SAUBERKEIT

A1: Also lustig ist nur Zuschauen wenn die kommen die Straße kehren und bei uns sind Linden in der Gasse und die machen einen furchtbaren Mist und dann kommen immer 10 Männer und 3 oder 2 arbeiten, der Rest tut Zigaretten rauchen #00:33:04-6#

A4: (lacht) #00:33:06-1#

A1: Und dann machen sie Häuferln und dann kommt ein Wagen die Häuferln holen und dann wird nur die Hälfte mitgenommen (lacht) #00:33:14-1#

A2: Sitzen aber auch 4 drinnen (lacht) #00:33:14-2#

A: (lachen) #00:33:19-4#

A3: Solche Jobs muss es auch geben, weil sonst hätten alle ein Burnout (lacht) #00:33:23-2#

A: (lachen) #00:33:27-6#

A1: Aber eigentlich funktioniert alles sehr gut #00:33:34-3#

A2: Ja #00:33:34-8#

A3: Ja #00:33:35-2#

A5: Schon #00:33:36-5#

A4: Und auch so, dass die einzelnen Leute sich auch so kümmern, weil das merk ich auch immer, dass manche sogar am Boden also auf der Straße was aufheben, ja? (--) #00:33:46-5# das ist auch nicht selbstverständlich, ja, dass man irgendwo was fallen lässt, dann sagt man ja, vor meiner Haustür möcht ich das nicht, dass da wer - ja? Und das find ich auch irgendwie auch super #00:34:01-2#

(Abs. 351-363).

Die Arbeitsweise anderer erheitert, beziehungsweise dass manche offenbar fürs Nichtstun bezahlt werden, aber es gibt keinen Grund, sich aufzuregen, so lange alles funktioniert. W5 hätte ihre Freude an A4s Kommentar, dass auch Privatpersonen an der Müllbeseitigung arbeiten. Einziger Wermutstropfen: Die HundebesitzerInnen im 19. sind

offenbar auch nicht kultivierter als jene im 15.. Vor der eigenen Haustüre/im eigenen Territorium hätte man es gerne sauber, woanders scheint es weniger wichtig zu sein:

A1: Die Hundebesitzer sind da nicht ganz (Ding) #00:34:04-2#

A2: Oh ja #00:34:04-8#

A1: weil bei uns ist sehr beliebt die Gasse für Hundebesitzer, (die da gehen) und da gibt‘s welche die nehmen ein Sackerl mit, aber es gibt welche, denen ist das total egal (lacht) #00:34:16-5#

A5: Aber es hat sich schon sehr gebessert, früher war ja nur Hundekacke da hat man ja nur so gehen müssen, früher war‘s ganz schlimm, früher hat überhaupt keiner was - das ist schon viel besser geworden #00:34:29-9#

A4: Jetzt ist immer so versteckt, so wenn man‘s Auto, Auto, Streifen, Gehsteig und da muss man drüber steigen #00:34:37-3#

A3: Dann sieht man‘s sehr genau (lacht) vor allem im Finsteren #00:34:40-3#

A1: Ich hab das letzte Mal zugeschaut wie eine Familie auf Urlaub gefahren ist und der Kleine voll da in die Kacke gestiegen, da wollten sie gerade ins Auto einsteigen, die haben mir so leid getan #00:34:53-0#

A: (lachen) #00:34:55-9#

A1: Hab ich mir gedacht, da wird‘s gut riechen die ganze Fahrt jetzt #00:35:00-6# (Abs. 364-372).

AUGUSTINVERKÄUFERiNNEN UND BETTLERiNNEN

A5: Aber ich muss sagen, im 19. die Augustin-Verkäufer sind netter und nicht so (.) #00:35:07-0#

A1: Ach Gott #00:35:07-7#

A2: Aufdringlich? #00:35:09-1#

A5: Nicht so aufdringlich, ja, also beim beim Spar - #00:35:12-3#

A1: Es sind schon sehr viele Bettler überall, ja #00:35:15-1#

A5: Ja, aber weniger wie sonst in der Stadt, beim Spar ist eine, die ist ziemlich jung, ich glaub die kriegt auch recht viel, die ist auch sehr gut gekleidet und die kennt jeder und mit der redet jeder und das ist irgendwie so dies und da die (-) #00:35:28-6# nicht da ist, ich hab einmal 400 Euro im Bankomat stecken gelassen und sie ist mir nachgerannt rein und hat mir die 400 Euro gegeben #00:35:35-9#

A4: Wirklich? #00:35:37-0#

A5: Mhm, ich hab nur die Karte gezogen und seither ich zahl das so langsam ab (lacht) (Abs. 373-381).

„BettlerInnen“ tritt als „politisch korrekte“, aber dennoch herabwürdigende Bezeichnung für Personen unterhalb der Armutsgrenze in Erscheinung, die, anstatt kriminell zu werden, an das Mitleid ihrer besser situierten Mitmenschen appellieren und um Spenden bitten. Das Beispiel der Frau, die für ihr Überleben betteln muss und dennoch den Anstand hat, A5 400 Euro nachzutragen, überrascht in dieser Konstellation. Es bleibt offen, was mit „sehr gut gekleidet“ gemeint sein könnte, warum die AugustinverkäuferInnen im 19. „netter“ sind und was „netter“ in diesem Zusammenhang bedeutet.

BettlerInnen scheinen etwa „Taubenstatus“ zu haben – sie werden geduldet, so lange es nicht zu viele sind und so lange sie sich nicht als aufdringlich erweisen. Wo sie biografisch herkommen, interessiert weniger. Es entsteht der Eindruck, dass in der Gesamtbevölkerung die Meinung überwiegt, das Leben als BettlerIn sei ein freiwilliges, eines von möglichen, gesellschaftskonformeren Alternativen, und kein aufgezwungenes. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die automatische Bewertung von Menschen mit (angemeldeter) Erwerbsarbeit als gut und solidarisch (unabhängig vom Inhalt der Beschäftigung, der Qualität und dem Ausmaß des eigenen Arbeitseinsatzes und der Philosophie des Unternehmens, bei dem man beschäftigt ist) und demgegenüber der automatischen Bewertung von Menschen ohne (angemeldete) Erwerbsarbeit als schlecht und schmarotzend. Während es für die Anwesenden im Allgemeinen kein Problem darzustellen scheint, von den „eigenen Steuergeldern“ etwa MA-48-Mitarbeiter „fürs Nichtstun zu bezahlen“ (siehe oben), wird diese Toleranz BettlerInnen und Augustin-VerkäuferInnen nicht zuteil und jene werden eher als Lästigkeit empfunden. Auf der einen Seite scheint Verständnis und bis zu einem gewissen Grad Mitleid zu existieren, wenn „schwer arbeitende“ Menschen bedrückt, griesgrämig und überlastet sind (siehe auch 15-1), andererseits existiert kein oder kaum Verständnis für Personen, die diese Lebensweise nicht übernehmen bzw. nicht übernehmen können (außer bei jenen, die letztere Lebensweise selbst pflegen).

OMASERVICE

A1: Ah ja, mhm. Ich weiß nicht ob es das da gibt, aber was da fehlt ist so ein Oma-Service, denk ich und ich kenne genug also so Frauen in meinem Alter, die eigentlich gern ein bisschen was machen würden, jetzt hab ich gerade wieder meine Ex-Kollegin getroffen, die in Pension gegangen ist, sie hat gesagt sie möchte was machen, hab ich gesagt, zieh einen Oma-Service auf, weil ich hab eine Freundin, die wohnt im 5. Bezirk und die hat eine Tochter und die hat so eine tolle so Oma unter Anführungszeichen so eine (-)oma #00:41:26-8# das war eine sehr gebildete Frau, sie ist mit der X immer in die Oper gegangen und überallhin und für beide - beiden war geholfen und ich finde sowas fehlt da, sowas - #00:41:40-7# (Abs. 443-444).

[…..]

A1: Das müsste aber schon irgendwie so gefördert sein und es muss Hand und Fuß haben und es muss auch seine Daseinsberechtigung haben und man muss versichert sein #00:43:18-0#

A4: Weil mittlerweile geht‘s eh relativ leicht durch Internet, da macht man eine Plattform und dann kann man sich irgendwie anmelden und das Ganze, meldet man auch irgendwie mit der Stadt und ich weiß nicht wie (-) #00:43:29-7# mit den Tagesmüttern, dass das irgendwie koordiniert wird, ich weiß nicht wie das läuft mit den Tagesmüttern #00:43:36-8#

A5: Tagesmutter, die müssen so eine 3-tägige Ausbildung, was ich gehört von einer Freundin, ist ganz schwierig, weil jede arbeitslose Frau wird als Tagesmutter reingedrückt vom AMS und dann hat man so schwer vermittelbare Frauen, die dann auf dein Kind aufpassen, also da hab ich eine Freundin gehabt, die lang nach einer Tagesmutter gesucht hat und jetzt hat sie eine Studentin, wo sie auch nicht so glücklich ist, weil die halt auch sehr wenig Zeit hat und so #00:44:03-5#

A1: Ja, es müsste schon eine Ausbildung sein und alles, dass das Hand und Fuß hat und auch so rechtliche Grundlagen hat #00:44:10-1# (Abs. 462-466).

Es erscheint seltsam, dass für eine potenzielle Tagesmutter eine dreitägige Ausbildung ausreichend sein könne, und es wäre interessant zu klären, was in dieser enthalten ist. Mit A5s Ausspruch „jede arbeitslose Frau wird als Tagesmutter reingedrückt vom AMS und dann hat man so schwer vermittelbare Frauen, die dann auf dein Kind aufpassen“ wird anderen neuerlich Gefährdungspotenzial bzw. Bedenklichkeit und schädigender Einfluss unterstellt. Einerseits werden Arbeitslose abgewertet, weil sie nicht arbeiten, andererseits will man sie aber auch nicht beschäftigen, weil man vor ihnen Angst hat und ihnen die Qualifikation abspricht.

INSEL DER SELIGEN

A1: Ja, meine Kinder sind hier in die Schule gegangen, also darum - also ich hab meine Kinder ohne Bedenken in die öffentliche Schule - #00:57:24-7#

A4: Ja, das ist auch gut zu wissen, ja #00:57:27-1#

A1: Es war eine Zeit lang in der Billrothschule - also in der (Krottenbachstraße) dass ein bisschen mit Rauschgift und so #00:57:35-1#

A4: Wirklich? #00:57:36-1#

A1: Ja, das ist aber schon lange her, das ist schon lange her, also die - meine Kinder sind jetzt - mein Ältester wird 50, also das ist schon sehr lange her (lacht) #00:57:47-4#

A: (lachen) #00:57:50-9#

A1: Und wie die halt so 14, 15 waren, da war ein bisschen - da waren ein paar dabei, die halt damals also die sind dann da - waren Probleme in der Schule - aber ich glaub das hat sich irgendwie gegeben #00:58:08-1#

A4: Ich fahr eben mit dem Bus, mit dem 35A, wo die Schüler dort mitfahren, nicht? Und der (-) #00:58:14-2# hab ich immer gesehen (-) #00:58:17-6#

A1: Ja ja genau #00:58:18-8#

A4: sind kultiviert und so schön angezogen und so ordentlich und freundlich [und (irgendwie normal)] #00:58:24-3#

A1: [(Na ja, in der Straßenbahn tun sie sich gegenseitig Französisch vorlesen)] #00:58:28-7#

A: [lachen] #00:58:35-0# (Abs. 553-565).

Drogenkonsum in der Schule ist demnach nicht nur ein Phänomen der unteren Gesellschaftsschichten, glücklicherweise hat sich jedoch alles „irgendwie" wieder gegeben, was die Frage aufwirft, ob in Döbling Delikte unter Umständen diskreter behandelt werden als in anderen Bezirken. Wird, ironisch gesprochen, Döbling demnächst im Wienreiseführer explizit als Gegend genannt werden, in der man sogar in öffentlichen Verkehrsmitteln „schön angezogenen", sittsamen und freundlichen Jugendlichen beim gegenseitigen Französisch-Vorlesen lauschen kann? Wiederum drängt sich der Vergleich mit dem 15. Bezirk auf und weshalb die Zustände dort offenbar völlig anders liegen.

BESUCHERiNNEN VON AUßERHALB

A4: Der (Kirtag), der war jetzt wieder im August, ja? Da erlebe ich auch immer wie die Busse voll sind und da spürt man auch, dass (wie andere Leute) da irgendwie sind [(lacht) (-)] #01:01:00-1#

A5: [(--)] #01:01:08-7#

A4: Die ganzen Tätowierten kommen da her, aber irgendwie ist es auch so nicht - dass man einfach sagt, das ist halt bei uns da, der 19. ist was Besonderes, ist ein Anziehungspunkt und die haben ihren Spaß da und dann gehen sie wieder mit ihre Dirndl und mit die - #01:01:26-4# (Abs. 585-587).

Dieser Gesprächsauszug erinnert ein wenig an die US-amerikanischen Wanderzirkus-Monstrositätenschauen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, als neugierige KleinstadtbewohnerInnen mit bizarren Geschöpfen konfrontiert wurden, die sie nie zuvor gesehen hatten.

„FORTSCHRITT“ NEGATIV

A1: Das Collosseum gibt‘s auch nicht mehr, alle Kinos haben sie da zugesperrt #01:06:20-3#

A2: Tja, dann gehen die Leute halt nicht mehr ins Kino #01:06:22-8#

A5: Nein, sie gehen in die großen und die großen machen die kleinen kaputt, genauso wie die Greißler - genauso wie die Riesenfernseher, hast zu Hause einen Riesenfernseher, dann brauchst kein Kino mehr (lacht) #01:06:39-9#

A4: Wobei ich glaub, dass die Menge an Personen, die Kinos fassen können, mehr worden ist und nicht weniger, weil wenn man sich schon anschaut 20 Kinosäle oder was in einem Millenium-Tower drinnen ist und einfach das Fassungsvermögen, also die Menge an Kinoplätzen sind relativ gleich geblieben und das konzentriert sich auf - #01:07:04-4#

A1: Ich war jetzt einmal im Milleniumstower bis wir den Saal gefunden haben (lacht) #01:07:10-8#

A4: Ich find das schrecklich #01:07:10-3#

A1: Ist ist gar nicht so lustig, weil früher war das gemütlicher, find ich #01:07:17-4# (Abs. 642-648).

Das Paradies ist bedroht, die Gemütlichkeit geht verloren, das Kleine, „Nette“ wird planiert und mit Gigantomanie überwuchert. Es stellt sich die Frage, ob das Vergehende oder Vergangene betrauert wird, weil man daran gewöhnt war und es daher als das einzig Wahre ansieht bzw. man sich auf Neues nicht mehr einzustellen vermag, oder ob tatsächlich bereits ein zivilisatorischer Zenit in Richtung Degeneration überschritten wurde, und ob die Bevölkerung sich in 50 Jahren darüber freuen wird, in Glascontainern bzw. -kuben zu leben, Hauptsache, selbige sind begrünt… Die Thematik des „Früher-war-alles-Besser-und-mit-der-Menschheit-geht-es-Bergab“ erinnert an ein Zitat Hesiods aus dem 8. Jahrhundert v. Chr.: „I see no hope for the future of our people if they are dependent on the frivolous youth of today, for certainly all youth are reckless beyond words.” (zit. n. Hidaka, 2012, S. 209), welches wiederum an das Beispiel Rosetos erinnert (vgl. Egolf et al., 1992, sowie Klein, 2008).

7.3.3. Gruppendiskussion II, 15. Bezirk (15-2)

Tabelle 7. ***Überblick über den thematischen Verlauf der Gruppendiskussion 15-2.***

Code/Thema	**erste inhaltliche Notizen**
000 Einleitung Interviewerin	+ Frage, wie's den Leuten mit den Einzelinterviews gegangen ist, gegen Ende auch ein wenig humoristisch angehaucht
001 I. meint, der 15. werde eher schlecht aufgefasst...	... und fragt in die Runde, ob das hier auch so sei; Runde verneint und meint, sie würde nicht woanders leben wollen - bis auf eine Teilnehmerin, die "die ganzen Frauen, die dort stehen", negativ anspricht; Conclusio: 15. sei groß, man könne nicht generalisieren
002 I. fragt weiter, Thema knüpft gleich wieder an Prostitution an	Diskussion hierzu, Kommentar, dass es Leute, die täglich mit dem Anblick konfrontiert seien, natürlich anders belaste als andere und vor allem automatisch Traurigkeit auslöse, man jedoch nicht wisse, was man daran ändern könne, weil es keinen Sinn mache, es prinzipiell zu verbieten oder woandershin zu verlegen
003 I. spricht Lärm, Sauberkeit, unschönes Ortsbild an	die Runde neigt trotzdem dazu, den 15. zu verteidigen (gar nicht so dreckig, schon gar nicht im Vergleich zu anderen Hauptstädten - außer Hundedreckproblem), an den Lärm gewöhne man sich, „den muss man halt in Kauf nehmen, wenn man in einer Stadt wohnt“; mehr Grünflächen dürften es aber schon sein
004 I. fragt, was mit "Der 15. ist hässlich" gemeint sein könnte	wieder fällt Thema Prostitution, auch Stichwort Kriminalität in dem Zusammenhang
005 I. greift Kriminalitäts-thema auf	Runde meint, das komme auf die Gegend an (nördlicher 15. oder südlicher 15., manche Gassen dunkel und eng, dann wieder Straßen, wo man sich viel sicherer fühle); im Großen und Ganzen aber nicht Eindruck, dass es unsicherer sei als anderswo in Wien; keine große Angst erkennbar; Vermutung, dass z. B. Betrunkene aus Spaß Unfug mit Autoschildern machen

006 jemand fragt, ob anderswo in Wien auch Interviews durchgeführt worden seien…	…zwecks Vergleichbarkeit, Thema "unglückliche Menschen" kommt auf, jemand vermutet, dass die Unglücklichen hier nicht aufgrund des Bezirks unglücklich seien, sondern weil sie viel arbeiten müssten für wenig Lohn – niedrige soziale Schicht, wenig Geld
007 Frage zu Wien allgemein bezügl. mürrischer Menschen	Zustimmung, dass sie anderswo freundlicher wirkten, teilweise aber Verteidigung der WienerInnen, dass man hier nicht so oberflächlich sei bzw. wenn man jemanden anlächle, meist auch ein Lächeln zurückbekomme und dass es nicht so störe, wenn nicht alle dauernd lächelnd herumlaufen
008 I. fragt wieder speziell nach "Traurigkeit" im 15.	Runde führt dies wieder auf Viel-arbeiten-wenig-Verdienen zurück, Paradebeispiele 19. und 1. Bezirk werden genannt, wo's nicht wundere, dass die Leute dort angeblich besser drauf seien („wenig arbeiten – viel verdienen“); aber auch erkennbar, dass die Leute sich darüber wundern, dass der 15. so schlecht abgeschnitten habe, fühlen sich angeblich selber nicht so unglücklich (Verteidigung?, nur positiv Gestimmte bereit erklärt, zur Diskussion zu kommen?)
009 I. spricht Migrations-thema an	sehr ausführliche Unterhaltung, wird so einiges angesprochen (mehr MigrantInnen in diesem Bezirk => Dauerkonfrontation => Angst um Jobs), Gründe für Antipathie, Gründe fürs Hierherübersiedeln (Krieg im eigenen Land, Mieten günstig), Visum-/Studiensituation, alte fremdenfeindliche Dame, der es offenkundig an Sozialkontakten mangle; soziale Schicht wichtig (Bildungsferne glaubten Hetzreden eher, müssten eher um ihre Jobs fürchten)
010 I. fragt nach Wohnsituation/ Mieten	Runde vergleicht mit anderen Bezirken, 15. sei Veränderung unterworfen, werde moderner, Gentrifizierung, StudentInnen siedelten sich hier an, Prostitution solle versteckt werden (vgl. Disneys Beitrag zum Times-Square/42nd-Street-Redevelopment-Project; Roost, 2000)
011 I. erwähnt Gemeinde-	Thema kommt nicht wirklich in Gang, Verständnisfragen, soziale Schicht wird wieder angesprochen, schließlich Stichwort Meiselmarkt,

politik	weil da anscheinend ein ziemlicher „Kobel“ hingebaut wurde, der eher Missfallen erregt
012 I. fragt noch einmal nach Mietpreisen	erhält zur Antwort, dass das extrem subjektiv sei, dass es in Wien immer noch günstiger sei als anderswo, dass aber schon zu merken sei, dass die Preise sukzessive steigen würden
013 I. fragt noch einmal anders nach Gemeinde-politik	vernachlässigbarer Absatz, der nur das Desinteresse des/der Befragten an Politik wiedergibt
014 I. spricht noch einmal Migrations-thema an	wieder sehr ausführliche Diskussion, dass man beide Seiten verstehen müsse und beide Seiten sich ums Aufeinander-Zugehen bemühen müssten, viele Argumente
015 I. fragt, was den 15. besonders mache	im Großen und Ganzen scheinen die Leute hier zufrieden zu sein [nur eine Einzige möchte von hier wegziehen], obwohl gegen Ende noch ein paar Verbesserungswünsche auftauchen – Wichtigkeit/Ernsthaftigkeit derselben??
016 Verab-schiedung	

Rahmenbedingungen und Setting: keine näheren Angaben

Anhören der Tonaufnahme

Die Diskussion verlief friedlich, es gab keine Meinungsverschiedenheiten, die einen Streit provoziert hätten, obwohl W4 wieder teilnahm, deren Aussagen aber, sofern sie bestimmte Schlagworte enthielten, einfach nicht kommentiert wurden. Die Gruppe wirkte von den Ansichten der einzelnen Mitglieder her homogener zusammengesetzt als bei 15-1 der Fall.

Anmerkung zu den Transkriptauszügen:

Die Personenkürzel entsprechen nicht jenen der Einzelinterviews.

DISKUSSIONSBEGINN

I:ja dann (-) das war einfach nur so eine Frage die mich interessiert hat und jetzt fangen wir mit den Ergebnissen der Studie was so raus gekommen ist wir haben nicht allzu viele Daten aber das was wir schon bekommen haben können wir ungefähr für eine Gruppendiskussion starten und einfach schauen was Ihr dazu meint ja ja gewisse Befragten erweckten eher den Eindruck als wäre der fünfzehnte Bezirk nicht der beste Ort zum Leben ist das auch Ihr Eindruck also aus den Ergebnissen haben wir das irgendwie so raus bekommen dass viele das meinen dass der fünfzehnte jetzt nicht der beste Ort wäre zu leben #00:03:52-7#

W4:ich glaube das ist sehr unterschiedlich ich finde den fünfzehnten nicht so schlecht ja ich würde halt nicht so gern im ersten wohnen #00:04:02-3#

M6:oder im einundzwanzigsten #00:04:07-1#

W4:oder in Simmering würde ich auch nicht (-) #00:04:10-0#

W4:weil ich die Gemischtheit also hier im fünfzehnten gut finde und im zehnten ist das zwar auch so aber es gibt es sind auch sehr viele Österreicherinnen dort und es sind nicht unbedingt die angenehmsten sage ich jetzt mal jetzt eben für mich #00:04:35-9#

I:im zehnten #00:04:37-0#

W4:ja zum Beispiel also so wie ich ausschaue werde ich in diesen Bezirken eher eher negativ aufgefasst also da habe ich im fünfzehnten weniger Probleme #00:04:50-1# (Abs. 28-37).

Die Gruppendiskussion beginnt gleich mit einer Verteidigung des 15. und einem Vergleich mit anderen Bezirken, in denen man weniger gern leben würde, ausgehend vom dort vorherrschenden sozialen Milieu, nicht von städtebaulichen oder infrastrukturellen Aspekten. Für W4 liegt die wahrgenommene Bedrohung auf Seiten der ÖsterreicherInnen des 10. Bezirks, die sie ihrer Punk-Optik wegen ablehnen (könnten), während in 19-1 eher, bei nächtlichen Streifzügen, die „unheimlichen Menschen“ oder die Betrunkenen Grund zur Sorge gaben, auf die man im 19. aber praktisch nicht treffe, sowie die Qualität etwa der öffentlichen Schulen im 10. Bezirk. In 19-2 sind es, wie noch gezeigt werden wird, vor allem die „Proleten“, die ein ungutes Gefühl verursachen und die Teilnehmer etwa vor dem 16. Bezirk zurückschrecken lassen.

OPTIK DES 15. BEZIRKS

I:ja dann wurden auch andere Aspekte so wie Lärm Sauberkeit oder unschönes Ortsbild genannt ist der fünfzehnte tatsächlich hässlicher als andere Orte #00:09:57-1#

M7:hässlicher glaube ich nicht aber ein paar Grünflächen mehr wären sicher fein #00:10:02-4#

I:Günflächen #00:10:03-1#

M7:und so vom Lärm also hier bei der (-) #00:10:09-8#straße ist es schon ziemlich laut also mit offenen Fenster so das ist halt ziemlich grobes Meeresrauschen und es könnte schon ruhiger sein (-) #00:10:28-6#

I:stört Sie das #00:10:29-8#

M7:nein nein nicht wirklich also ich bin Lärm Lärm un unempfindlich sage ich mal #00:10:37-7#

W6:was Lärm betrifft das ist echt (-) #00:10:43-3# oder einige Straßen weiter da irgendwie (M-Straße) #00:10:46-4# es ist sicher wahnsinnig laut mit der Straßenbahn (-) #00:10:51-8# ich glaube das ist total subjektiv und jetzt so in Wien ist irgendwie der mittlere Bereich ist jetzt schön weil es betrifft oder also ich finde es nicht so extrem hässlich es ist irgendwo ja wo man halt gerade ist also wunderschön ist es nicht aber es ist voll okay (-) #00:11:10-9#

W4:ich finde es aber auch nicht schlimmer als irgendwo anders (-) #:16-8#

W4:aber das ist halt glaube ich in manchen Großstädten ich meine ich wohne in der #00:11:26-1#straße und es ist total laut ne ja es ist halt so ne ich meine man gewöhnt sich daran mit der Zeit #00:11:34-7#

I:ist der fünfzehnte wirklich so dreckig wie die Leute das meinen #00:11:38-9#

M6:nein würde ich nicht sagen #00:11:40-4#

I:nein #00:11:41-6#

W4:nein überhaupt nicht dreckig also (-) #00:11:44-0# dreckig (-) #00:11:45-2#

I:finden Sie es nicht so #00:11:46-6#

M8:nein finde ich nicht dreckig (-) #00:11:52-4# vor allem es sind auffällig viele Straßenreinigungsdienste unterwegs das was eher stört das ist einfach (-) #00:12:01-7# die Hundescheiße auf dem Gehsteig (-) #00:12:06-6#

W7:ist aber auch krass (-) #00:12:11-2#

[…..]

I:wo würden Sie sagen wo es wirklich nicht sauber ist also welchen Bezirk würden Sie da eher in Wien #00:12:33-8#

W6:also direkt habe ich mir noch nicht viel Gedanken gemacht #00:12:42-5#

W7:also der erste mal sauberer auf jeden Fall (Lachen)

W4:das finde ich auch gar nicht so (-) #00:12:50-3#

W7:stimmt aber da bemühen sie sich so generell so (-) #00:12:56-7#

W4:ich finde Wien überhaupt nicht dreckig im Vergleich zu anderen europäischen Großstädten (-) #00:13:04-8# ziemlich darauf bedacht ist hier sehr viel sauber gemacht wird also im Vergleich zum Beispiel Großstädte in Spanien oder in Italien (-) #00:13:13-3# (lacht)

I:und was meinen Sie was glauben diese Leute wenn Sie meinen der fünfzehnte ist richtig hässlich was könnte da wirklich hässlich sein #00:13:25-5#

[…..]

W4:vielleicht meinen sie auch schmutzig im Sinne von verrucht (-) #00:13:54-3# Prostitution #00:13:55-2# (Abs. 85-127).

Der aus Griechenland gebürtige M5 meint, er finde es in Wien wesentlich sauberer als in seiner Heimatstadt und dass hier rund um die Uhr geputzt werde; zum Thema Prostitution äußert er sich dergestalt, dass „die […] auch Geschäft machen [müssen]" und er das für okay befinde, so lange nichts Kriminelles im Spiel sei. Niemand geht jedoch näher darauf ein, was mit „sauber" genau gemeint ist, man kann aber annehmen, dass es sich auf das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Abfall auf den Straßen und Gehsteigen bezieht und nicht beispielsweise auf Rußablagerungen. „Dreckig" im Sinne von „verrucht" dürfte eine Assoziation mit dem 15. Bezirk darstellen, die mit dem 19. Bezirk gemeinhin de facto nicht in Zusammenhang gebracht wird.

Vergleichend zu 19-1 und 19-2 kann überdies gesagt werden, dass die Personen aus 15-2 ebenfalls darauf hinweisen, dass man nicht verallgemeinern könne und es einen Unterschied in der Lebensqualität bedeute, in welcher Gegend des 15. man wohne, wobei als Trennlinie der Westbahnhof zur Sprache kommt.

KRIMINALITÄT, AUCH IN VERBINDUNG MIT ALKOHOL

Kriminalität wird hauptsächlich im Zusammenhang mit Diebstahl oder Sachbeschädigung erwähnt, nicht mit Wohnungseinbrüchen wie in 19-1 und 19-2. Ein Teilnehmer meint, dass er noch nie angepöbelt worden sei, dass er aber jemanden kenne, dem das Auto gestohlen worden sei:

M8:was was vielleicht auf jeden Fall erwähnenswert wäre ist die Tatsache dass ein Freund von mir das kann auch ein blöder Zufall sein aber dreimal ist dem das Auto geklaut worden ich kenn sonst keinen dem das Auto geklaut worden ist aber dem ist es dreimal geklaut worden #h52-8#

[…..]

W7:ja bei uns war einmal der Seitenspiegel weg dann war das Kennzeichen verschwunden dann waren die Reifen mal #00:17:11-1#

I:also doch ein bisschen was #00:17:14-2#

W7:also deswegen glaube ich schon dass da weil das ist wieder halt sehr ruhig in der Straße wo wir parken und da soll es auch bestimmte Cafés geben ich weiß es nicht aber wo halt bestimmte Nationalitäten hingehen ich weiß nicht welche und da sind auch ganz oft sehr betrunkene Männer unterwegs ich glaube die machen das einfach aus Spaß #00:17:38-0# (Abs. 157-165).

Interessant wäre, was M8 mit „…das kann aber auch ein blöder Zufall gewesen sein" meint und was das für „bestimmte Nationalitäten" und „bestimmte Cafés" sind, die W7 so kryptisch anspricht, kriminelle Machenschaften auf „das Andere" schiebend oder, analog zu 19-2 (siehe weiter unten), auf zu ausgiebigen Alkoholkonsum. Dennoch folgt hier ebenfalls der Kommentar, dass das überall passieren könne und der 15. kein Brennpunkt der Kriminalität sei (siehe auch 19-1, wo letztlich Konsens darüber herrscht, dass die Einbruchskriminalität nicht höher sei als „in der Stadt"). Was jedoch außerdem sowohl in 15-2 als auch in 19-1 erkennbar ist, ist die latente Bedrohlichkeit, die von „engen, dunklen, ruhigen Gassen" ausgeht.

GESICHTSAUSDRUCK

I. bringt die Thematik auf, dass den BewohnerInnen des 15. nachgesagt werde, ihre Stimmung sei eher gedrückt:

W4: vielleicht gibt es auch einfach in der sozialen Schicht wenn Leute der Fünfzehnte ist ja nicht gerade der reichste Bezirk also vielleicht liegt es unter anderem da daran dass die Leute einfach nicht so glücklich sind dass sie vielleicht so viel arbeiten müssen und nur wenig Geld haben dadurch sehr belastet sind und ja vielleicht einfach nicht so gut drauf also das könnte vielleicht damit zusammenhängen #00:23:03-3#

I: Ok ich kann mich auch erinnern dass ähm ein paar Leute gemeint haben die Leute auf der Straße lachen nicht die sind nur so #00:23:12-5#

M5: (Was soll man dazu ja) #00:23:13-2# (gemeinschaftliches Lachen)

M?: (---) #00:23:17-4#

M5: Nein generell ist (--) #00:23:18-6#

I: Ist es generell in Wien so dass die Menschen nie lachen oder #00:23:23-6#

W4: in Wien sind die Leute einfach unfreundlich auf der Straße die meisten #00:23:27-0#

M6: und sind und sind weniger mit einem Lächeln aufm im Gesicht (.) wenn wenn du jetzt so auf die Straßen gehst #00:23:33-1#

I: wäre auch komisch wenn alle mit Lächeln herum(laufen) #00:23:37-4# (Abs. 231-241).

Die Thematik regt die Teilnehmenden zu Heiterkeit an – fast so, als wollten sie die Aussage Lügen strafen, dass die Leute in Wien und speziell im 15. wenig lachten. Der Aspekt kommt auf, dass die Leute anderswo auch ein aufgesetztes Lachen zur Schau stellen könnten (W6) und dass man ein Lächeln zurückbekomme, wenn man eines aussende. Man müsse eben den ersten Schritt machen (M7). Wohingegen in 19-1 explizit die Freundlichkeit der Leute, denen man im 19. begegne, erwähnt wird.

GELD UND GLÜCKLICHSEIN

M8: Ja Sie Sie haben vorher das so kurz angesprochen dieses ähm ich glaube so das nicht eher der Bezirk an sich ist sondern eher die die Lebensbedingungen mit denen man leben wenn halt jemand ähm viel arbeiten muss und wenig Geld verdient und der andere wohnt im 19. oder im 1. arbeitet wenig verdient viel dann wäre ich auch gut drauf also (Abs. 283).

Der obige Auszug passt wie so viele andere gut in die Kategorie „Wie man sich die Welt der anderen vorstellt“ beziehungsweise „Leben wir alle überhaupt in derselben Stadt?“, indem den BewohnerInnen des 19. Bezirks attestiert wird, für wenig Arbeit viel zu verdienen, während es sich im 15. genau umgekehrt verhalte – nicht die Arbeit an sich und der Erfüllungsgrad derselben haben für M8 Priorität, sondern die möglichst hohe monetäre Entlohnung. Somit wird von ihm aber auch das Einverständnis dafür gegeben, dass im 15. eher Armut und Stress vorherrschend seien und als Auslöser für Frustration gälten. I.s Frage in die Runde, ob die Anwesenden auch eher frustriert seien, erntet allerdings keine Zustimmung – über die Gründe kann spekuliert werden.

IMMIGRATION

Dieses Thema wird wiederholt und sehr ausführlich (teilweise aufgrund von I., die es immer wieder anregt) sowohl von den Teilnehmenden mit österreichischen Wurzeln als auch von jenen mit nicht-österreichischen Wurzeln besprochen, wobei es nicht zu Unstimmigkeiten kommt (hier wäre möglicherweise auch eine Gegenstimme interessant gewesen).

W6: Also wenn ich wirklich jeden den ich sehe als Bedrohung wahrnehme dann ist‘s wirklich ziemlich unangenehm im 15. #00:31:32-8#

W4: Das hängt (aber glaube ich) #00:31:35-4# auch mit der mit der sozialen Schichtung zu tun dadurch dass ja nicht nur (unbedingt) #00:31:38-2# reiche Leute im 15. Bezirk wohnen sind es vielleicht auch Leute die nicht unbedingt eine große Bildung haben die sich leichter beeinflussen lassen durch die

(Vorstellung) #00:31:44-5# politische Meinung oder (halt auch eben Jobs) #00:31:48-5# haben die sie wo sie Angst haben dass sie sie verlieren leicht also wenn jetzt z. B. Leute im 1. Bezirk die sind keine Ahnung was Manager irgendwo oder weiß nicht ich meine die haben keine Angst davor dass jetzt irgendjemand kommt und dir die Arbeit wegnimmt (und dann billiger ist) #00:32:00-0# ja und Leute wenn sie auf (dem Bau arbeiten) #00:32:02-1# zum Beispiel haben natürlich schon eine Angst dass sie von Leuten die jetzt woanders herkommen halt für weniger Geld arbeiten würden als (viel leichter) #00:32:08-0# halt ihren Job verlieren (und wenn es dann - wird da braucht man -) #00:32:11-6#

: (--) #00:32:16-0#

I: jetzt vielleicht vielleicht (Frage den von) #00:32:24-7# Migranten die jetzt nicht Österreicher sind also in dem Sinn hier geboren und aufgewachsen in Wien ähm habt ihr persönlich irgendwelche Erfahrungen (..) negative Erfahrungen also was das Ausländerthema betrifft #00:32:40-6#

W7: nicht speziell für den 15. also ich komme aus Deutschland und seit 2 Jahren hier und ich habe allgemein sehr oft erlebt dass in Wien mehr also Ausländerfeindlichkeit (.) viel mehr existiert sage ich mal also in Deutschland es kann aber sein dass ich jetzt nicht aus einer Großstadt komme von daher es war eine sehr kleine Stadt und (wirklich) #00:33:03-7# und ich habe das noch nie erlebt in den 20 Jahren wie ich dort war aber hier in den 2 Jahren habe ich schon sehr viel erlebt (.) obwohl ich die deutsche Staatsbürgerschaft habe aber es reicht aus dass ich einen türkischen Hintergrund habe #00:33:16-9# (Abs. 312-326).

Hier dringt, wie auch in 19-2, die Annahme durch, dass Leute, die keine „große“ Bildung haben, sich leichter beeinflussen ließen, beziehungsweise ImmigrantInnen negativer gegenüberstünden, weil sie ihre Arbeitsplätze durch sie gefährdet sähen. Unwillkürlich stellt sich jedoch die Frage, was „keine große Bildung“ eigentlich bedeutet; wo die Grenze zu ziehen ist zwischen „großer“ und „geringer“ Bildung; und ob diese sogenannte *große Bildung* etwas ist, das man in der Schule lernt, und falls ja, in welcher. Weiters wäre zu klären, wovor sich PensionistInnen im Zusammenhang mit Immigration fürchten, wenn es wirklich in erster Linie um die – durchaus ihre Berechtigung habende – Furcht davor geht, den eigenen Arbeitsplatz zu verlieren oder durch billigere AnbieterInnen einem Lohndumping zu unterliegen – möglicherweise könnte auch dies wiederum auf das Argument der einfacheren Beeinflussung von Leuten mit geringerer Bildung zurückzuführen sein. Es stellt sich die Frage, ob gewissen Medien tatsächlich daran liegt, die Bevölkerung hinsichtlich des Migrationsthemas (negativ) zu beeinflussen. Denkbar wären auch Ängste im Zusammenhang mit organisierten RäuberInnenbanden „aus dem Osten“, die sich sowohl Siedlungen als auch entlegene Wohnobjekte und Kaufhäuser vornehmen, Angst vor organisierten BettlerInnentrupps („Bettlermafia“); oder wiederum eine Grundangst vor allem Fremden (was allerdings paradoxerweise nicht dazu führen muss, niemals ein italienisches, griechisches oder chinesisches Restaurant

aufzusuchen). Weiters könnte man geneigt sein, durch die Aussagen der DiskussionsteilnehmerInnen den 1. Bezirk als Bezirk der ManagerInnen und den 15. Bezirk als Bezirk der BauarbeiterInnen zu sehen, überspitzt formuliert.

Auf die Frage I.s hin, worin sich die von W7 angesprochene AusländerInnenfeindlichkeit denn zum Beispiel geäußert habe, berichtet W7 Folgendes:

FORTSETZUNG IMMIGRATION (UNGERECHTE BEHANDLUNG)

I: Was war z. B. wenn ich so fragen darf #00:33:19-0#

W7: das war z. B. wie ich hergekommen bin habe ich mich halt angemeldet da war das schon ja irgendwie warum ich hergekommen bin und ganze Ausfragerei oder äh wie mein Mann halt sein Visum bekommen hat da hat uns das so viele Probleme gemacht das hat Monate gedauert bis er sein Visum bekommen hat (.) er musste nachweisen äh wie viel Geld er hat (und es ist OK) #00:33:44-4# dann musste er nachweisen warum er so viel Geld hat woher das ganze Geld kommt und es hat ihnen nicht ausgereicht dass er gearbeitet hat also die wollten bis ins kleinste Detail alles wissen und sobald wir dann mit dem Anwalt gedroht haben hat es auf einmal aufgehört und es war alles OK und dann hat er sein Visum bekommen also ich glaube die machen das extra so kompliziert damit die Leute halt nicht gerne hierbleiben anscheinend weil weiß nicht also die haben es extrem übertrieben mit der Fragerei also ich meine es geht ja niemanden was an woher das Geld kommt wenn er sagt ich er arbeitet der hat seinen Lohnzettel und das (ist er eh) #00:34:20-8# glaubwürdig genug glaube ich aber das hat denen nicht gereicht und die haben die wollten Genaues wissen irgendwie ob das wirklich von da ist und ob er nicht was anderes macht weiß nicht also die haben jedes Jahr mit dem Studentenvisum schon angefangen er hat ich übertreibe es nicht wirklich 4 bis 5 Monate auf sein Visum warten müssen dann hat er nur ein Visum für ein Jahr bekommen und das hat das war halt immer so jedes Jahr das Gleiche die wollten dann immer wieder was Neues finden womit sie ihm mehr Probleme machen können damit er nicht hierbleibt z. B. (...) das ist wirklich so und ich habe von anderen Leuten erfahren dass die jetzt gleich ein ein Visum bekommen haben nur weiß nicht ob das jetzt ein Zufall war #00:35:05-8#

(Abs. 327-330).

Es bleibt offen, ob es persönliche Gründe oder andere sind, dass manche BeraterInnen freundlicher oder unkomplizierter arbeiten als andere, und ob es beispielsweise einen Unterschied macht, ob jemand als Flüchtling nach Österreich kommt und z. B. via Integrationsfonds (ÖIF) betreut wird oder ob jemand aus freien Stücken einfach gerne (vorübergehend) hier sesshaft werden möchte, etwa einer Ausbildung oder einer beruflichen Tätigkeit wegen.

FORTSETZUNG IMMIGRATION (UNGERECHTIGKEITEN AUSLÄNDISCHEN STUDIERENDEN GEGENÜBER)

W7: ja aber ich kann z. B. nicht ich kenne halt sehr viele türkische Studenten von denen wird verlangt äh von der Stadt eigentlich dass sie arbeiten dass sie was machen sie bekommen aber keine Arbeitserlaubnis und müssen sich wie er sagt auch schwarzarbeiten da müssen sie 12 Stunden am Tag z. B. arbeiten für 5 Euro die Stunde wenn‘s überhaupt oder 6 Euro und sind sie nicht angemeldet sie können da nichts nachweisen (wenn was ist) #00:37:46-4# oder sie haben halt (keine Rechnung) #00:37:48-2# sie können sie werden dann a- ausgebeutet wenn man aber verlangt dass man eine Arbeits- äh Erlaubnis will dann wird das wieder abgelehnt weil es dann heißt es ist nur ein Jahresvisum weil Studenten einfach nur ein Jahresvisum bekommen (...) es ist schwer finde ich also es ist oder ich habe selber jetzt z. B. in den letzten 2 Monaten einen Arbeits- eine Arbeitsstelle wo sage ich mal 70 Prozent Ausländer sind oder Migra- Mig- Migranten sage ich mal und obwohl alle zufrieden sind und ich weiß dass es auch alles passt stellt sie mich jetzt aus und nimmt eine Österreicherin nur weil sie einen österreichischen Namen hat und weil ihr die Ausländer in ihrem Team schon reichen sozusagen (..) so was finde ich schon krass weiß nicht #00:38:40-5# (Abs. 351-353).

W7 fasst damit teilweise etwas zusammen, was M8 unmittelbar davor erwähnt hat inklusive dessen, dass er es für ein generelles österreichisches Problem halte und kein 15.-Bezirk-Spezifikum oder Wien-Spezifikum. All dies hat nun jedoch noch nichts mit der *österreichischen Bevölkerung* zu tun (außer möglicherweise hinsichtlich der von W7 erwähnten Arbeitgeberin, deren spezielle Gründe man nur vermuten kann), sondern mit den Mühlen der österreichischen Bürokratie, die auch an den Geduldsfäden so manches/r InländerIn zu zerren pflegen (was z. B. von W6 ebenfalls angesprochen wird). Es herrscht merkliche Diskrepanz: Einerseits existiert die Forderung, die Leute mögen arbeiten, andererseits wird die dafür nötige Erlaubnis nicht gegeben – es fragt sich, zu welchem Zweck eine derartige Vorgangsweise existiert. Teilweise mag die Angst, MigrantInnen würden Nicht-MigrantInnen die Arbeit wegnehmen, berechtigt sein, die Schuld daran ist aber nicht ursächlich bei den MigrantInnen zu suchen. Als ein Hauptgrund für die Antipathie gegen MigrantInnen wurde in den Einzelinterviews oft genannt, dass sich viele nicht an die örtlichen Gepflogenheiten halten würden, was mit mangelndem Respekt gegenüber dem GastgeberInnenland und dessen „UreinwohnerInnen“ gleichgesetzt wird.

W7 merkt später an, dass man es gar nicht so vergleichen und sagen könne, dass die Leute im 15. trauriger seien als zum Beispiel im 12. oder dass das Migrationsproblem im 15. besonders groß sei und anders geartet als anderswo. M5 vermutet, dass Probleme mit der Bürokratie bzw. mit Ämtern in Österreich auch damit zusammenhängen würden, ob man EU-BürgerIn sei oder nicht – hohe Hürden seien schon allein wegen des

komplizierten Amtsdeutsch vorhanden; M8 spricht einiges an, das die Missstimmung in der Bevölkerung gegenüber ImmigrantInnen erklären könne beziehungsweise schüre (etwa die wiederholte Aufmerksammachung auf die „Türkenbelagerung“ Wiens) und meint, es sei schade, dass man sich stattdessen nicht verstärkt auf das Verbindende und Positive konzentriere, weil man dann bemerken würde „hey, so unterschiedlich sind wir ja gar nicht“. W4 fängt neuerlich mit dem bereits von ihr bekannten Standardthema Rechtsradikalismus an und stellt die Behauptung auf, die USA und Skandinavien seien weniger fremdenfeindlich, während in Frankreich und der Schweiz „die Rechten“ sukzessive mehr Macht bekämen. Sie spricht überdies die Beeinflussung durch die Medien an und W7 liefert konkretere Beispiele dazu:

FORTSETZUNG IMMIGRATION (MEDIEN)

W7: (da weiß ich) #00:46:36-9# z. B. einen Bekannten der ist überfallen worden von 3 Kindern und das stand der Zeitung es stand aber nur äh z. B. O Punkt E Punkt in Klammern 14 es waren alle drei Österreicher und es stand aber nix von Österreichern da aber ich meine alle anderen Berichte dies dann der Türke das und das der mit serbischer Herkunft keine Ahnung der Punkt Punkt Punkt mit dieser Herkunft das wird dann immer alles betont aber sobald es ein Österreicher ist steht dann nichts mehr da man kann manchmal sogar nicht mal den Namen sehen nein und dann könnte man ja auch erkennen was ist Österreich oder Deutsche sag ich mal (.) das finde ich schon sehr oft also es kommt sehr oft vor #00:47:18-6# (Abs. 439-440).

Angebracht wäre demnach ein bindender Verhaltenskodex für öffentliche Medien, der einseitige, manipulative Berichterstattung, die bewusst falsche oder sich negativ auswirkende Bilder (vgl. auch die Debatte zum medial verbreiteten Schönheitsideal) an die Öffentlichkeit trägt, untersagt. Ein gewisses Aggressionspotenzial mag zwar erklärbar sein, dennoch trifft die Entladung bzw. Auswirkung der Aggression fataler Weise sehr oft nicht die VerursacherInnen, sondern andere „VertreterInnen“ bestimmter Bevölkerungsgruppen. Zum Stichwort *Verallgemeinerungen:*

FORTSETZUNG IMMIGRATION

M9: (--) #00:50:34-0# da auch irgendwie so wird ja von allen auch bestätigt von (eben von den Medien) #00:50:38-9# dass dass die auch daran Schuld sind glaube das das daher kommt dass man sich das (--) #00:50:45-4# generell (leicht zurück) #00:50:47-1# und dass man sich dann auch ziemlich schnell bestätigt fühlt (----) #00:50:54-1# und dann auch ziemlich schnell glaubt dass das alles stimmt und dass die (Ausländer dafür verantwortlich sind) #00:50:57-8# aber z. B. wenn ich jetzt wenn irgendwie so

zurückdenke ich meine ich habe eigentlich noch nie einen besoffenen grölenden Ausländer gesehen anstatt besoffene grölende Österreicher (..) die sehe ich wesentlich (öfter) #00:51:11-3#

(Abs. 483-488).

Verallgemeinerungen werden demnach sowohl hinsichtlich Einheimischer als auch hinsichtlich ImmigrantInnen verwendet – Selbstbild und Fremdbild decken sich nicht, was die Aggression mitunter noch weiter anheizen kann.

FORTSETZUNG IMMIGRATION (SCHEINHEILIGKEIT)

W4: ich finde das auch ziemlich scheinheilig ehrlich gesagt weil ich meine das ist das ist einfach nur es gibt ja auch gewisse Gründe warum diese Leute hier sind also es gibt ja gewisse Gründe warum Leute von woanders (-) #00:52:09-4# woanders hinziehen und diese Gründe muss man irgendwie beleuchten und dann sieht man ja dass es sozusagen halt (- teilweise) #00:52:15-8# auch nicht anders geht also jetzt grade bei Leuten die z. B. Flüchtlinge sind ist es einfach so dass in ihren Ländern einfach kein Frieden ist und die dort verfolgt werden aber in Österreich (wenn wir beteiligt dran sein könnten) #00:52:27-3# und das sollten wir vielleicht auch mal hier sehen einfach dass vielleicht irgendwie der Reichtum dieser Gesellschaft auch auf dem Ausbeuten von ärmeren Gesellschaften basiert und deswegen finde ich es eigentlich ziemlich verkehrt wenn die dann behaupten dass die herkommen und uns dann ausnutzen unsere Gesellschaft das finde ich einfach scheinheilig und das ist (Widerspiegelung) #00:52:43-9# verdeckten Tatsachen und (-) #00:52:46-9# (Abs. 497-506).

W4 spricht damit ein universales Problem an, das den gesamten Planeten betrifft, da dem persönlichen Vorteil zuliebe bzw. aufgrund von Geld- und Machtinteressen die Interessen oder Bedürfnisse anderer übergangen bzw. ausgenutzt werden, was nicht selten in Gewalt mündet; dies erstreckt sich vom Individuum bis zu größten „Gemeinschaften“.

GESCHLOSSENE GESELLSCHAFT

W6: ich ich verstehe schon was sie meinen dass das irgendwie so so auch den Eindruck macht von einer gel- geschlossenen Gesellschaft die anders funktioniert wie für sich eben nicht funktioniert aber das glaube ich ist (eh -) #01:09:00-6# so dieses mit Andersartigkeit also da da braucht‘s halt dann vielleicht auch mutige Schritte und entschiedene Schritte wenn man jetzt wirklich den Kontakt sucht will usw. dass ist glaube ich immer von beiden Seiten würde nicht sagen dass man sagen kann der eine distanziert sich (immer) #01:09:16-3# ich bin mir sicher dass die das auch so empfinden na ja ok aber der Kontakt ist eh nicht erwünscht also da auch natürlich diese Angst vor Ausländerfeindlichkeit und so macht natürlich auch das dass man ganz gern so zumacht das (-- zeitgemäß) #01:09:30-5#

(Abs. 753-755).

M8: na das ist ja genau das man muss man muss einfach den Kontext sehen ähm das da heute ist ja deswegen so weil es ein Resultat von dem ist wie es gestern war und wenn ähm quasi vor allem die die die verantwortlichen oder die Politiker von damals die dieses Gastarbeitertum ja quasi äh aus welchen Gründen auch immer für richtig empfunden haben finde ich haben einfach damals genau das verpasst dass man ich meine jeder redet jetzt zwar von Integration und der soll sich integrieren und (pro) #01:12:57-8# aber ich meine hätt‘s das hätte es schon damals starten sollen man hätte sich schon damals für diese Menschen interessieren sollen wenn der wenn der 30 Jahre lang und 20 Jahre (noch) #01:13:06-2# hier lebt und keiner hat sich irgendwie einen Scheißdreck für den interessiert und seine Kultur und sein Leben und jetzt auf einmal äh #01:13:12-1# (Abs. 776-780).

Wiederum wird bekräftigt, dass eine Annäherung, sollte sie erwünscht sein, von beiden Seiten kommen müsse. Der Vollständigkeit halber sei nur angemerkt, dass man die Situation in den 1970er-Jahren, als Arbeitskräfte rar waren und dem ursprünglichen Plan gemäß GastarbeiterInnen nach einer bestimmten Frist wieder in ihre Heimatländer zurückkehren hätten sollen, nicht mit der heutigen Situation der Arbeits- (und Ausbildungs-)Migration vergleichen kann in Anbetracht eines aktuell viel zu geringen Arbeits- und Ausbildungsplatz-Angebots.

POSITIVE ASPEKTE DES 15. BEZIRKS

W6: irgendwie hat sich gut ergeben also wir haben natürlich nicht nur Kriterium 15. Bezirk gesucht aber es war schon so also die Mischung einfach was er gesagt hat die Mischung aus Anbindung und Nähe zur Innenstadt und irgendwie nettes Klima und schon auch irgendwie dieses snobisch nur österreichische […] war für uns schon auch ein Kriterium na eben wir sind Musiker und es ist wenn man wenn man auch laut sein will und neue Musik machen will dann ist es in einem Umfeld wo es gemischter ist wo es mehr Multi-Kulti ist wesentlich einfacher als jetzt ist ein rein österreichisch supergeprägtes irgendwie Haus wo morgens eine Ruhe sein muss also toleranter auf jeden Fall #01:19:55-5# (Abs. 863-866).

Abgesehen von Infrastruktur (inklusive Lage zur Innenstadt und Verkehrsanbindungen, sprich Dingen, die wiederum aus dem Bezirk wegführen) und Heterogenität (was nicht alle BewohnerInnen als angenehm empfinden) wird im 15. eigentlich nichts als ganz besonders positiv erwähnt. Lediglich manche Dinge werden als nicht gar so negativ empfunden, weil sie entweder anderswo genauso vorhanden sind oder in noch schlimmerem Ausmaß, oder weil man sich einfach damit abgefunden hat und versucht, damit zu leben. Jedoch optisch z. B. veranlasst der 15. die Leute nicht gerade zu Euphorieausbrüchen. Generell kann man sagen, dass die Gruppenmitglieder in den

15er-Diskussionen mehr über Wien im Allgemeinen reden und weniger über ihren Heimatbezirk im Speziellen. Es bliebe abzuklären, ob dies an einer verminderten Bindung zu diesem liegen könnte (keine nachbarschaftlichen Nahebeziehungen, keine Umgebung, die zum Flanieren und Verweilen einlädt), sprich an der Tatsache, dass man hier zwar wohnt, aber sonstige Aktivitäten eher anderswohin verlagert, bzw. dass man hier zwar wohnt, aber nicht „lebt“, gemäß dem IKEA-Slogan „Wohnst du noch oder lebst du schon?“. Jemand erwähnt zwar, dass es sich nicht nur um einen Schlafbezirk und Arbeiterbrutkasten handle, aber es erfolgt keine explizite Erwähnung einer Eigenschaft oder Einrichtung des 15., für die man den Bezirk besonders würdigen würde oder einmalig fände. Wenngleich die Konzentration auf „Negativthemen“ in 15-2 (etwa die Immigrationsproblematik) in erster Linie darauf zurückzuführen ist, dass I. wiederholt auf diese Themen pocht.

7.3.4. Gruppendiskussion II, 19. Bezirk (19-2)

Tabelle 8. ***Überblick über den thematischen Verlauf der Gruppendiskussion 19-2.***

Code/Thema	**Erste inhaltliche Notizen**
001 I. begrüßt & stellt gleich erste Frage zum Lob der Lebens-qualität im 19.	Zuerst wird das Grün erwähnt, dann kommen infrastrukturelle Dinge, Heurige, weniger Leute/Lärm als woanders außer zu den Stoßzeiten ("wenn sich die Kinder gegenseitig mit ihren iPhones bewerfen") [also sind die SchülerInnen doch nicht ganz so gesittet, wie in 19-1 beschrieben?]
002 jetzt kommen auch ein paar Nachteile	z. B. Abgelegenheit, was sich bei näherer Betrachtung aber nicht als wirklich schlimm herausstellt; Bau-Thema (hässliches Gebäude, das da nicht hin passe [und in rechtlichem Sinne auch gar nicht gebaut werden hätte dürfen??])
003 Mitmenschen-Thema	„Proleten“, Moped-Gangs, MigrantInnen (bessere "Integration" im 19. durch Zuwanderung Einzelner anstatt Zuwanderungs-Überschwemmung, daher auch weniger Cliquenbildung; dann Gemeindebau, Milieu, Sich-unsicher-Fühlen; "Gefälle" Heiligenstadt-Oberdöbling

004 I. fragt nach Kriminalität	Schlägereien, Betrunkene, Einbrüche, Autodiebstahl (Jugendlicher)
005 I. erwähnt, dass im 19. Bezirk landschaftliche Aspekte sogar positiver bewertet wurden…	...als von den Befragten ländlicher Regionen und fragt nach Gründen; Runde argumentiert und zählt auf (auch Freizeitmöglichkeiten), Verkehrsanbindung u. Einkaufsmöglichkeiten, Grün, Stichwort Kirchen
006 I. spricht Religions-thema an	geht über in Kulturthema und Toleranzthema allgemein; Wahlplakate, besser gebildete/verdienende/jüngere Leute automatisch liberaler?; Beispiel von den konservativen Großeltern; viel weniger Konflikte hier mit anderen Kulturen/Glaubensrichtungen
007 Bildung, Politik	gebildete Leute gingen eher wählen und erkundigten sich eher, weil's ihnen nicht "scheißegal ist"(?); hoher AkademikerInnenanteil im 19.
008 I. spricht Überalterung des Bezirks an	Runde meint, es sei halt ruhig hier, weil's so viele Alte gibt ("die stören nicht, bleiben in ihren Häusern, zahlen ihre Steuern"), was andere Alte dazu veranlasse, auch herzuziehen => es bleibe ruhig; andererseits stören sie offenbar aber doch, weil sie "intolerant" und "festgefahren" seien, z. B. sich aufregten, wenn man in der Straßenbahn (etwas Stinkendes) esse, wobei dann zugegeben wird, dass der Geruch (eines Döners) wirklich ziemlich heftig sei – Thema geht über in "Soll in den Öffis (stark Riechendes) gegessen bzw. geraucht werden dürfen?"
009 I.: Öffentliche Verkehrsmittel	zuerst Diskussion bezügl. Essen/Rauchen in den Öffis, dann von I. initiiertes allgemeines Gespräch über die Anbindungen, Frequenzen, etc.
010 I.: Thema Autofahren, Parkplatz, Verkehr allgemein	zuerst Frage, wer von den Anwesenden selber fahre/Führerschein habe, später wieder Öffis etc.
011 I. fragt, ob	z. B. zum Heurigen zu gehen; Gespräch über Ess- und Trinkkultur und

die Anwesenden Angebote der Umgebung wahrnähmen	wo man hier etwas Gutes bekomme
012 I. fragt, was es sonst noch Wichtiges zum Bezirk zu sagen gebe	Thema Wohlstandsverwahrlosung kommt auf (ganz interessante Anbahnung, indem jemand sagt, dass das eigentlich nicht so störend sei, und jemand anderer darauf meint, dass es bei genauerem Nachdenken schon sehr unsympathisch sei); berührt Sinnfrage, finanzielle Abhängigkeit, Frage nach Eigenverantwortlichkeit, nach Lebensstilen („Leute, die nichts aus ihrem Leben machen“)
013 I. hätte gern noch Weiteres zum 19. Bezirk erfahren...	…aber die Runde gibt nichts mehr preis – kurz wird Alkoholismus eines Nachbarn angesprochen (erntet Gelächter), allerdings nur, um so beendet zu werden, dass der Ansprecher meint, er habe keine Lust darüber zu urteilen, und es sei nicht sein Problem – danach Dank und Verabschiedung

Ergänzende Anmerkungen

Die Gruppendiskussion fand am 30.09.2012 statt und dauerte 1 Stunde und 34 Minuten. Es nahmen 4 Personen (von 18-20 Jahren) an der Diskussion teil. Die Diskussionsleiterin (I.) beschreibt Rahmenbedingungen und Setting wie folgt:

„**SMS Erinnerung:** Die Teilnehmer wurden per SMS erinnert.

Pünktlichkeit: Alle Teilnehmer waren pünktlich.

Gut/schlecht: Bei der Zusammensetzung der Gruppe habe ich mich auf Grund der bei den letzten beiden Gruppendiskussionen gesammelten Erfahrungen dazu entschieden, nach Teilnehmern zu suchen, die sich recht gut kennen, die Gruppe gleichgeschlechtlich zu halten und die Mitglieder so zu wählen, dass sie mir nicht völlig fremd waren, aber wir auch keine engere Beziehung zueinander haben. Meine Wahl ist auf die Bekannten meines kleinen Bruders gefallen. Ich glaube, dass diese Entscheidung gut war, und zwar weil sensible Themen wie Politik angesprochen wurden, sehr offen diskutiert wurde, und ich zu keinem Zeitpunkt das Gefühl hatte, dass sich die Mitglieder gegenseitig beeindrucken oder übertrumpfen wollen wie bei der zweiten Gruppendiskussion in XY2, oder dass ich zu sehr in das Gespräch involviert war (wie bei der ersten

Gruppendiskussion in XY1). Schlecht war, dass ich nicht daran gedacht habe, dass einer der Teilnehmer sehr undeutlich spricht, ich hoffe, dass es bei der Transkription keine allzu großen Probleme gibt. Nicht so ideal war auch, dass ich mich bei der Diskussion für Sonntag entschieden habe, da alle Teilnehmer am Vorabend aus waren und dementsprechend müde waren.

Begrüßung: Die Begrüßung war herzlich. Zu Beginn habe ich einige Worte zum Ablauf gesagt, Fragen beantwortet und noch kurz geplaudert, das hat denke ich zur Atmosphäre des Gesprächs beigetragen.

Inhalt: Es wurden alle geforderten Fragen gestellt und ich habe Inhalte, die sich aus der Diskussion ergeben haben, angesprochen. Interessant für mich war, dass die Teilnehmer viel konservativer waren als ich dachte, da ich von meinem Bruder auf seine Bekannten geschlossen habe. Verwunderlich war auch, dass zum Beispiel das Thema Migration immer wieder angesprochen wurde, auch wenn ich damit gar nicht gerechnet habe. Damit hätte ich eher in einem bildungsferneren Milieu gerechnet und war doch sehr verwundert. Dementsprechend erleichtert war ich, dass sich alle vehement gegen die Partei XY ausgesprochen haben. Trotzdem merkwürdig, dass so junge Menschen (alle waren zwischen 18 und 20) so konservative Ansichten haben!

Zeit/Uhr: Es war kein Problem die geforderte Zeit zu erfüllen, tatsächlich hätte die Diskussion noch lange dauern können, hätte dann aber nicht mehr viel mit den geforderten Themen zu tun gehabt.

Konflikte: Es kam zu keinen Konflikten, zwischendurch zogen sich die Teilnehmer gegenseitig auf, manchmal wurde die Diskussion ein bisschen heftiger, zum Beispiel als die Sprache auf Wohlstandsverwahrlosung kam, und manchmal machten die Teilnehmer eher geschmacklose Witze, die sie vermutlich nicht gemacht hätten, wenn Mädchen in ihrem Alter dabei gewesen wären oder Menschen, die sie nicht so gut kennen.

Abschluss: Der Abschluss war harmonisch und ich habe versucht ihn an einem Punkt der Diskussion zu setzen, an dem es gut gepasst hat bzw. sowieso eine Pause entstand.

Fragen: Es kamen Fragen zur Anonymität, zum Zweck der Diskussion, zum Ablauf, zu Tabuthemen, zu den vorangegangenen Interviews und Diskussionen.“

Erster/Allgemeiner Eindruck beim Abhören der Tonaufzeichnung:

Die meisten Themen gaben Anlass zu weiterführenden Privatgesprächen im Hintergrund und „Geblödel“. Die Teilnehmer nahmen sich tatsächlich kein Blatt vor den Mund („…geht mir am Oasch…“), berichteten von Schlägereien, in die sie, zumindest als Zeugen, involviert gewesen seien, werteten andere (mehr oder minder spaßeshalber) verbal ab („verwöhnte Bälger“, „die ganz argen Proleten“, Leute aus Ottakring, Arbeiterschicht, intolerante PensionistInnen), während sie den 19. Bezirk und dessen BewohnerInnen gleichzeitig als kultivierter und harmonischer zusammenlebend beschrieben, was doch eher paradox anmutete. Hauptthemen bzw. -kontroversen waren die öffentlichen Verkehrsmittel, Schlägereien in Verbindung mit Alkoholkonsum, verschiedene Bevölkerungsschichten/Migration und die Wohlstandsverwahrlosung.

EINLEITUNG DER DISKUSSION

I: Also erst mal vielen Dank dass ihr gekommen seid. Das Thema ist ja der 19. Bezirk im weitesten Sinne und wie es ist hier zu wohnen oder hier zu leben Im Allgemeinen ist in den Interviews die schon geführt worden sind rausgekommen dass die Lebensqualität im 19. sehr hoch ist die wird einfach allgemein gelobt Was glaubt ihr woran könnte das liegen Was sind so Gründe einfach was euch so einfällt

E1: (--) (0:00:340) Ich würde sagen er wird gelobt für seine Lebensqualität mal überlegen

E2: Es ist sehr viel Grün im 19. Bezirk

E1: Ja es ist einfach ein sehr angenehmes Klima Es ist nicht so grau also nicht zu städtisch sondern man hat auch mal… Man ist ja schon relativ weit draußen am Rand von Wien und kommt also relativ schnell ins Grüne und kann gleichzeitig auch schnell genug sag ich mal in die Stadt kommen also beides ist nicht weit weg und man ist halbwegs gut angebunden

E3: (--) (0:01:056)

E2: Ja die Verbindung ist gut

[…..] (Durcheinanderreden)

E1: Ja die Infrastruktur ist relativ gut sag ich mal

E2: Die Leute sind auch angenehm Ich meine wenn ich jetzt zum Beispiel nach Ottakring fahre denke ich mir auch ja… (lautes allgemeines Gelächter) (Abs. 9-17).

Wie in 19-1 werden zuerst landschaftliche und klimatische Aspekte genannt, beziehungsweise die gute Lage und Anbindung sowohl zur Stadt als auch zum Grünen, und wie in 19-1 wird spontan angesprochen, dass die Leute im 19. angenehm seien, hier

mit einem vergleichenden Negativbeispiel in Gestalt des 16. Bezirks, das mit wissendem Gelächter seitens der anderen Teilnehmer quittiert wird.

MIGRATION

Die Frage I.s nach den unterschiedlichen Sozialmilieus im 19. und wie diese von den Teilnehmern wahrgenommen würden, wird zunächst damit beantwortet, dass es erst seit drei oder vier Jahren „diese kulturelle Vielfalt“ im 19. gebe, was sich unter anderem durch die aufgetauchten Kebapstände äußere (wodurch wiederum eine spezielle MigrantInnengruppe in den Vordergrund gerückt wird). Die Teilnehmer geben jedoch an, damit kein Problem zu haben, es werde „halt einfach städtischer“ und in der „Uni […] sieht man diese Leute sowieso auch“. Der Hauptgrund, weshalb man sich hier von MigrantInnen nicht gestört fühle, mag daran liegen, dass es im 19. nicht zu einer Cliquenbildung jener gekommen sei:

E1: […] Naja dadurch dass jetzt viele Ausländer nicht gleichzeitig in den 19. Bezirk gekommen sind sondern dass es einfach gradual schrittweise passiert is wie man sagen kann auch chronisch passiert dass es da nicht wirklich eine Abschottung ihrerseits gab und das ist einfach…

E2: Sie haben sich einfach eingefügt ohne dass sie

E1: Ich muss sagen die im 19. fügen sich sehr gut ein ich weiß nicht ich hör halt immer nur aus anderen Bezirken so dass es ein Problem (--) (0:19:226)

E4: Ich glaub nicht dass der 19. jetzt so liberal ist aber das ist einfach… Der 19. ist schon ziemlich konservativ aber ich glaube einfach die Leute die herkommen übernehmen diese Konservativität und bilden sich jetzt nicht ein dass sie sich dagegen stellen müssen weil sie einfach das System hier sehen und übernehmen das einfach Find ich eigentlich ganz gut (Abs. 137-139).

Von MigrantInnen(gruppen) nicht-türkischer Abstammung wird nicht gesprochen und das Thema geht bald, angeregt durch I., über zu den Sozialmilieus in Heiligenstadt (siehe auch 15-2; fügen sich ein in bereits Bestehendes). In einer späteren Phase der Diskussion wird das Thema Migration neuerlich aufgeworfen, diesmal im Zusammenhang mit Religion (während passender Weise, als amüsantes Detail am Rande, im Hintergrund Kirchenglockengeläut vernehmbar ist), und es wird erneut bekräftigt, dass es im 19. diesbezüglich nicht zu Reibereien komme (anders als, wie von den Teilnehmern genannt, etwa im 10. Bezirk), trotz des eher konservativen Flairs des 19., welcher ja auch bereits „seit 30 Jahren denselben Bezirksvorsteher“ habe (wozu sich einer der Teilnehmer mit „der nervt schon so“ äußert, also die Zufriedenheit mit demselben nicht mit den Diskutierenden von 19-1 teilt). Wieder wird als Begründung für

die Harmonie bekräftigt, dass im 19. Bezirk keine Abschottung der ZuwanderInnen stattfinde und die Integration quasi von selbst funktioniere. Das Gespräch darüber löst ziemliche Heiterkeit bei den Beteiligten aus, nicht zuletzt, weil einer von ihnen meint, es störe ihn nicht, wenn „andere Völker“ hierher kämen, worauf ein anderer verbal das Bild vor den Stadttoren lagernder Kamelkaravanen zeichnet, was den Vorredner dazu veranlasst, seine Wortwahl als „schlecht ausgedrückt“ zu revidieren. Einen weiteren Grund für die geringe Fremdenfeindlichkeit im 19. nennt E1:

E1: …jetzt hab ich wieder die Frage vergessen Ach so ja warum in anderen Bezirken die Leute mehr drauf anspringen Ja wie gesagt bei uns gibt es einfach (--) (0:55:154) es gibt genauso Blauwähler hier aber das werden dann Leute sein die eben öfter mit anderen Kulturen in Konflikt kommen und bei uns soweit draußen wie wir wohnen wir wohnen ja nicht mal im 19. Stadtnähe wobei 19. Stadtnähe noch dazu nicht wirklich Stadt ist Wir wohnen sogar noch weiter draußen und wir haben einfach nicht so eine Kulturvielfalt Und da ist einfach klar dass wir auch da wir keine Vielfalt haben auch eher weniger Konflikte haben werden Andere Leute haben die einfach und wir nicht Ist klar dass die dann eher jemanden wollen der das ihrer Meinung nach Übel loswird (Abs. 373).

Ein dritter Grund wird im relativ hohen AkademikerInnenanteil der BewohnerInnen des 19. Bezirks gesehen; Vorurteilsfreiheit sowie der Wunsch nach einer toleranten Gesellschaft nebst der Bereitwilligkeit, selbst dazu beizutragen, somit auf höhere Bildung zurückgeführt (vgl. 15-2). Im Zuge dessen fällt auch die Feststellung, dass es im 19. relativ gute Schulen gebe und die meisten Jugendlichen, auch auf Betreiben ihrer (wohlhabenden AkademikerInnen-)Eltern, zumindest die Matura machen würden, was an 15-1, Thema „Ausbildung“, denken lässt. Eher mit ironischem Unterton wird „der klassische Lehrling“ im 19. erwähnt als KFZ-Mechaniker, Elektriker beziehungsweise Installateur, den man hier relativ selten antreffe.

ANDERE BEVÖLKERUNGSSCHICHTEN

Analog zum „guten 15. Bezirk“ in Gestalt des südlichen beziehungsweise zum „schlechten 15. Bezirk“ in Gestalt des nördlichen (15-2) wird in 19-2 das „Gefälle“ Oberdöbling-Heiligenstadt angesprochen, wobei sich in negativer Hinsicht besonders die Institution „Gemeindebau“ hervortut, beispielsweise, wie auch schon in 19-1, in Gestalt des Karl-Marx-Hofs (vgl. Ehmayer, 2011, zur von den BewohnerInnen Wien-Margaretens zum Ausdruck gebrachten „2- bzw. 3-Teilung“ ihres Bezirks). Der Gemeindebau als Inbegriff der Niveaulosigkeit und des Gefahrenpotentials, überspitzt formuliert. Man beachte die Wortwahl der Redner:

E2: Die Leute im 60er-Bau oder 80er-Bau oder wie der heißt da 60er Bau Kennst du den nicht Der bei (--) (0:12:459)-Gasse

E1: Mein Nachbar in der (--) der geht mir irrsinnig am Oasch

E2: Wenn sie dann so reingehen die ganzen etwas eigenartigeren Leute

E3: Die ganzen Leute Bezirksproleten

E2: Die ganzen Proleten also die richtigen Argen (--) (0:12:599) Die Deppen zum Beispiel

E1: Ich hab keine Ahnung

E2: Hast du die nie gesehen die fahren so oft im Bus die wohnen ja auch dort

E4: Im 39A?

E3: Dieser Ur-Pool da (--) (0:13:116)

E2: Nicht Gott du hast den schrecklichsten Teil aus dem 19. nicht mitbekommen

E1: Der 19. ist eigentlich nur ein Platz wo ich mich im Pyjama bewegen kann

E2: Da sitzen diese Moped-Gangs die im 19. vor zwei drei Jahren herumgefahren sind

E1: Sagt mir auch gar nichts muss ich sagen Ich fahr im selben Bus und ich hab keine Ahnung von was du redest (--) (0:13:408)

E2: Glück gehabt

E4: 39A fahr ich recht selten

E2: Er fährt nicht mal so oft mit dem Bus und er kennt sie (0:13:475) (Abs. 98-109).

Einer der Redner meint in eher sachlichem Tonfall, im Karl-Marx-Hof herrsche „ein eigenes Milieu“ aufgrund der alteingesessenen Arbeiterschicht; E2 nennt das Beispiel eines Bekannten, der „dort unten“ zusammengeschlagen worden sei, und dass er sich in dieser Gegend unwohl fühle, nachdem E1 und E4 verlautbart haben, es sei ihnen nicht unangenehm, dort „vorbeizufahren“:

E2: Na mir persönlich ist es auch noch nie passiert dass da unten jetzt irgendwas war aber ich hab schon das Gefühl gehabt ab und zu dass die ganzen Proleten auch etwas aggressiver da unten sind

E3: Mir ist es auch unangenehm da unten (--) (0:22:329)

E1: Also das Gefühl hab ich nicht weil es mir einfach noch nie passiert ist Kann ich nicht mitreden da

E4: das war im 22. auf jeden Fall schlimmer Donauplexx Donauzentrum Nachtschicht (0:22:485)

(Abs. 160-163).

Wieder erfolgt ein Vergleich mit einem anderen Bezirk, diesmal Donaustadt.

In 19-2 geht das Gefühl von Bedrohung also eher von der Gruppe „Unkultiviert und Ungebildet“ und deren (vermeintlich) erhöhter physischer Gewaltbereitschaft aus als von der Gruppe „Immigriert“. Respektive wird das Problem „Gewalt“ gleichsam als Konsequenz des Aufeinanderprallens unterschiedlicher Sozialmilieus gesehen:

E4: Und da hat es einfach so viele Leute aus den verschiedensten Schichten und dass dann irgendwann Streit entsteht ist klar Ich meine wir haben jedes Wochenende Schlägereien bei den Stadtbahnbögen (0:27:259) (Abs. 193).

SICHERHEIT

Gleich drei der vier Teilnehmer berichten von persönlichen Bekannten, bei denen eingebrochen worden sei, die Teilnehmer selbst stehen dem allerdings mit Gelassenheit gegenüber (siehe „Fatalismus“, 15-1, und auch die Behandlung der Einbruchskriminalität in 19-1). „Oben in Sievering“ würden sich die Leute mit Überwachungsanlagen beziehungsweise –personal behelfen – die Erwähnung dessen erinnert an die Gated Communities der USA.

E1: Außerdem habt ihr ja Tausende Kameras und Securities da oben also das ist unwahrscheinlich dass da (-)

E4: Ja aber die sind halt nicht von uns

E1: Ja eh aber trotzdem das bekommt halt jemand mit

E4: Ja gut wir haben ein paar Leute dort oben die

E2: Beim Freund von mir wurde eingebrochen während er zuhause war Er kommt von der Schule legt seine Sachen ab geht auf den Balkon eine rauchen Währenddessen steigen sie ein nehmen seine Spiegelreflexkamera und hauen wieder ab (Abs. 221-224).

WOHLSTANDSVERWAHRLOSUNG

E4: Ich find’s speziell schade dass (1:24:030) sehr wohl auch diese Wohlstandsverwahrlosung ein großes Thema ist es gibt viele Leute hier die sich für nichts interessieren weil sie einfach von ihren Eltern alles bekommen und einfach realitätsfremd sind Ich meine es stört eigentlich niemanden aber wenn (--) (1:24:216)

E1: Wenn man drüber nachdenkt dann ist es sehr unsympathisch eigentlich

E4: Ja es ist halt einfach Es ist nur ich finde es ist ein sehr krankes Gegenteil zu dem was es in anderen Bezirken gibt In anderen Bezirken kannst du nicht einfach so denken also du kommst einfach nicht klar wenn du diese Einstellung (--) (1:24:436) (Abs. 581-583).

Diese Dekadenz sei es auch, die ein schlechtes Licht auf den 19. Bezirk werfe (Stichwort „Edelbagage“). Im 1. und 18. Bezirk seien zwar vielleicht ähnliche Auswüchse zu beobachten, jedoch nicht in diesem Ausmaß.

I: Habt ihr denn ein konkretes Beispiel

E4: Mal überlegen Ja eigentlich schon Also ich kenne jemanden der arbeitet eigentlich überhaupt nicht und der dürfte jetzt fast 27 sein glaube ich Der kriegt von seinen Eltern einfach alles gezahlt immer weil die einfach reich sind und die wohnen hier und er hat sogar eine gekaufte Wohnung bekommen und kriegt einfach von denen Geld Es gibt ihm die Illusion dass er unabhängig ist weil er eine eigene Wohnung und alles hat und selber zurechtkommen muss Aber eigentlich arbeitet er nicht und ist einfach ein Langzeitstudent der nichts macht Und ich glaub das ist ein großes Thema für (--) (1:25:584)

E3: Ja aber was kann er dafür

E4: Du kennst ihn nicht Er hat einfach keinen Eifer Er macht nichts für die Uni Er macht einfach nichts Er ist einfach immer fort und er kriegt immer Geld das ist es ja (--) (1:26:125)

E3: Was kann er dafür dass seine Eltern hart gearbeitet haben und Geld haben (--) (1:26:222)

E1: Ich meine jeder Mensch sollte den Grundansporn haben sich selbst zu verwirklichen (--) (1:26:255)

E3: (--) (1:26:319)

E2: Er kommt halt irgendwann nicht mehr weiter so

E4: Wenn er mal von diesen Möglichkeiten abgeschnitten wird dann ist er komplett im Arsch (--) (1:26:424)

E3: Ja und? Was juckt das die anderen? (--) Dann wohnt er halt nicht mehr im 19. (Abs. 588-597).

Dieser Teil der Diskussion berührt die Frage nach dem Sinn des Daseins, der für E1 (u. a.) in der Selbstverwirklichung oder zumindest dem diesbezüglichen Streben liegt und für alle Menschen gelten sollte. E2 und E4 fürchten ihrerseits eher pragmatisch um die Zukunftstauglichkeit des erwähnten Lebemanns, während E3 sich gleichgültig beziehungsweise unbesorgt zeigt und später auch die „Leute in Designerklamotten, die sich hochgearbeitet haben“ für das Zurschaustellen ihres Reichtums durch Markenkleidung etc. verteidigt. Zudem wird die Frage aufgeworfen, ob für das Lotterleben des besagten Studenten eher ihm selbst oder eher seinen Eltern die Schuld zu geben sei. Einerseits sei es anfangs natürlich „das Schönste, was einem passieren kann“, wenn man viel Geld habe, denn Geld „öffnet einem Türen“, andererseits gebe es „so viele reiche Leute, die sich umbringen, weil sie keinen Sinn mehr im Leben haben“ und aufgehört hätten, „etwas zu tun“. E3 wiederholt zwar, dass jemand, der zwar sämtliche (finanziellen) Möglichkeiten habe und dennoch „überhaupt nichts tue“, selber

schuld sei, bestätigt damit aber letztlich auch seinerseits, dass es für das Glück unzureichend sei, nur vom Geld anderer und in den Tag hinein zu leben.

E1 macht sich zudem Gedanken um den Eindruck, den dieses Phänomen bei Außenstehenden hinterlassen könnte:

SICHT EINES NICHT IM 19. WOHNENDEN AUF DEN 19.

E1: Wenn man da jetzt als Außenstehender reinkommt und in der Straßenbahn sitzt und es sind wirklich fünfjährige Kinder oder zehnjährige Kinder die wirklich einen Gameboy in der einen einen iPod in der anderen Hand haben und komplett in Designerklamotten obwohl sie weder wissen wie sie mit dem einen noch mit dem anderen umgehen dann ja ich weiß nicht mir taugt das an sich nicht so weil wozu brauchen die das und ich würde das Geld anders angelegt wesentlich besser sehen (--) (1:28:431) Wozu das Ganze Aber das ist deren Entscheidung und wenn sie der Meinung sind wenn sie das Geld haben dann haben sie sicher was dafür gemacht und dann ist es ihre freie Entscheidung damit zu wirtschaften (Abs. 610).

Interessant ist hier unter anderem, dass es einerseits nicht gut geheißen wird, Kinder zu „Konsumjunkies“ zu erziehen, andererseits dieses Verhalten aber gerechtfertigt wird mit der Begründung, dass es jedermanns eigene Sache und freie Entscheidung sei, wie man das erwirtschaftete Geld investiere. Bedauerlich, dass W4 und W5 aus 15-1 dieser Diskussion nicht beigewohnt haben, es hätten sich durch eine solche Konstellation bestimmt einige funkensprühende Debatten und neue Ansätze ergeben. Reichtum wird in 19-2, was die Elterngeneration anbelangt, also schon als erarbeitet und rechtmäßig verdient angesehen und dies legitimiere dann auch die Weitergabe zweifelhafter Werte.

Sehr ausführlich werden zudem die Verkehrsmittel im 19. Bezirk diskutiert, ausgehend von einem Gespräch darüber, dass im 19. Bezirk besonders viele „Alte“ leben und diese einerseits angenehme, ruhige Nachbarn seien, sich andererseits aber auch als besonders intolerant erweisen würden, da sie in ihren Ansichten bereits „so festgefahren“ seien, dass sie keine Gegenbeweise mehr wahrnähmen. Beispielsweise würden sie sich darüber aufregen, wenn jemand in der Straßenbahn esse, woraufhin eine Debatte darüber entbrennt, ob es zu weit gehe, Fahrgästen das Essen zu verbieten, ob man dann nicht auch von allen verlangen müsse, nur geduscht in ein öffentliches Verkehrsmittel einzusteigen, und weshalb das Rauchen in den Öffis eigentlich verboten sei. Dies wirft die Frage auf, bis zu welchem Punkt man also bereit ist, Rücksicht auf andere zu nehmen, und ob eine solche „Rücksichtnahme“ wirklich nur durch Verbote von offizieller Seite erreichbar ist. Zu Streckennetz und Anzeigetafeln wird ebenfalls einiges verlautbart und dass abends die Busanbindung nicht mehr gut sei aufgrund der ungenügenden Frequenzen und der Bus gerne einmal zwei Minuten zu früh oder zu spät

komme, was an 15-1 erinnert. Hier fällt wieder die doch eher bizarre Prioritätensetzung der Gesprächsteilnehmer auf, indem einerseits „Kneipenschlägereien“ als eine Normalität hingenommen werden, ein um zwei Minuten verfrühter oder verspäteter Autobus jedoch Anlass zu Verstimmung gibt. Als Privatfahrzeug findet als Detail am Rande das Elektroauto Erwähnung:

E1: Aber zum Verkehr als Fußgänger kann ich schwer was sagen ich kann nur sagen was ich vorhin schon angemerkt hab Wir haben in der Nachbarschaft einen mit einem Elektroauto mit einem Elektro-Sportwagen der hat mich inzwischen dreimal fast überfahren weil ich ihn einfach nicht gehört hab (Abs. 523).

Insgesamt sei Döbling ein Wohnbezirk, auf den man im Bezirksvergleich stolz sei, wohingegen man schräg angeschaut werde, wenn man beispielsweise sage, man wohne in Meidling oder Ottakring. Was in 19-1 und 19-2 zudem auffällt, ist, dass dezidiert und persönlicher von NachbarInnen und Nachbarschaftsaspekten berichtet wird, was in 15-1 nur (indirekt) von M3 angesprochen wird („ich kenn hier alle“) und in 15-2 nur in der Aussage von W6 vorkommt, die positiv anmerkt, dass man in einem multikulturellen Haus mehr Lärm machen dürfe. Vor allem in 15-1 klingt zwischen den Zeilen durchaus an, dass NachbarInnen nicht als Kraftquelle/Rückhalt/Teil des persönlichen sozialen Netzes gesehen werden. „Extrem gut“ gefalle in 19-2 die Nähe zum Wald und das Vorhandensein alter Häuser, wie allgemein die Tatsache, dass es hier nicht so monoton und grau sei. Sehr positiv wird zudem die „echt gute Luft“ erwähnt. Demgegenüber steht eine negative Erwähnung Asperns aufgrund der sich nicht in die Landschaft fügenden „futuristischen“ Glasbauten.

θ) VERGLEICH MIT EINZELINTERVIEWS UND EXPLIKATION

Und (..) ja vielleicht muss sich ja irgendwas tun so mit der […] Umwelt, dass irgendeine Katastrophe kommt, dass die Menschen wieder näher zusammenrücken. Und dass es nicht mehr darum geht, ob du grün, blau, schwarz, gelb, rot bist. Also, es geht uns einfach zu gut. Vielleicht sollte es uns schlechter gehen (lacht). #00:28:51-7# (**WS8**, 19. Bezirk, Diskussionsteilnehmerin [19-1], 37 Jahre, Zeile 421-425).

Die größte Veränderung […] in einer Zivilisation […] kommt aus meiner Sicht nicht durch die Politik zustande, weil das ist nur sekundär, das ist sozusagen […] eine Reaktion auf Zustände und die Zustände sind definiert durch […] den technischen Fortschritt. (**WS3**, 19. Bezirk, 38 Jahre, Zeile 1139-1143).

Besieht man sich die Einzelinterviews der BewohnerInnen des 15. bzw. des 19. Bezirks, fällt auf, dass sich sowohl im 15. als auch im 19. die Mehrheit zwar spontan positiv zu ihrer Wohnumgebung und zu Wien insgesamt äußert, besonders was Freizeit- und Kulturangebots-spezifische und infrastrukturelle Aspekte betrifft (welche generell erstrangig mit der Frage nach der Zufriedenheit mit dem Wohnort assoziiert werden dürften), jedoch in einer sehr großen Anzahl der Interviews Unmut hinsichtlich zwischenmenschlicher und/oder politischer Aspekte kundgetan wird, teilweise spontan, teilweise auf Nachfrage (meist an der Stelle, an der von der Interviewerin nach Verbesserungsvorschlägen seitens der interviewten Person gefragt wird bzw. wie/ob PolitikerInnen bzw. die interviewte Person selbst etwas zu einer Verbesserung beitragen könnte/n).

Nicht überraschend (und mit den beiden Gruppendiskussionen konform gehend) ist in *stadtplanerischer Hinsicht* im 15. Bezirk der Wunsch nach mehr Grün und Erholungs- und Freizeitmöglichkeiten in unmittelbarer Nähe. Im 19. Bezirk findet vor allem die Parksituation negative Erwähnung und die meisten Personen, die sich dazu äußerten, stehen der (damals stadtpolitisch in Erwägung gezogenen) Einführung des „Parkpickerls“ für ihren Bezirk ablehnend gegenüber. Angesprochen wird auch eine gewünschte Verbesserung bzw. Beschleunigung der öffentlichen Verkehrsanbindung in die Innenstadt sowie die Ablehnung der aktuellen Baupolitik (im Sinne der Verbauung von Grünflächen/Abholzung von Bäumen und Errichtung von Hochhäusern, die nicht ins Bezirksbild passen), was vor allem in Gruppendiskussion 19-1 ebenso mit merklicher Besorgnis gesehen wird. Generell könnte somit gesagt werden, dass im 15. Bezirk auf baulicher Ebene Änderungen erwünscht sind, während diese im 19. Bezirk eher abgelehnt werden (sieht man von dem Wunsch nach „besseren Öffis“ ab, was sich zumal in diesem Fall hauptsächlich auf deren Frequenz bezieht).

Größerer Verbesserungsbedarf scheint hingegen im *zwischenmenschlichen* bzw. *gesellschaftlichen Bereich* gegeben zu sein, einerseits in allgemeinen Formulierungen ausgedrückt wie „Die Leute müssten offener sein. Auch von berufs- (.) ah im Berufsleben, die Chefs dürften nicht so Chef sein, sondern einfach mehr auf freundschaftlicher Basis vielleicht auch (.) und anerkennender werden. Jetzt vom vom Emotionalen her (..) und auch diese Gefühlskälte müsste auch wieder verschwinden von von allen Lebensbereichen heraus. (.) Das wär dann schon anders, denk ich mir." (Eine Bewohnerin des 15. Bezirks [WG23], 45 Jahre), andererseits in der Schilderung konkret erlebter Missstände: „Also ob das jetzt einmal war, dass ich eine Dame, eine Kundschaft nach Hause begleitet, aber eine alte Frau. Schneefall. Sie mit Regenschirm müssen Sie sich vorstellen, ja. Ich mit ihr unterm Arm, weil ich Zeit gehabt habe, habe ich sie nach Hause begleitet und dann gehen wir da […] bei der Ort 8 Straße #00:53:55-4# da gibt es die Polizei und dann weiß ich nicht, 50 Meter weiter unten ist die Schnellbahnstation, dann sind die Schulkinder natürlich gestanden und haben dann, haben uns mit Schneebällen bombardiert na. Und ich habe gesagt, seids froh, dass dass ihr nicht so beieinander seids, ja ich mein man kann nicht auf eine alte Frau mit Schneebällen schießen, ja." (Eine Bewohnerin des 19. Bezirks [WD26], 37 Jahre). Die Entrüstung verursachenden Personen(gruppen), Institutionen oder Regelungen betreffen MigrantInnen und Einheimische gleichermaßen und thematisieren zumeist die Rücksichtslosigkeiten, bewussten Ungerechtigkeiten oder „Entmenschlichungen", die den interviewten Personen durch andere zuteil wurden oder immer noch werden bzw. von denen die Interviewten durch andere Quellen erfahren haben, seien es Probleme mit lärmverursachenden, grußlosen oder Wohnhaus- und -Hof-verunreinigenden NachbarInnen, vernachlässigenden oder provokanten Angehörigen, diskriminierenden oder sexuell übergriffigen Vorgesetzten, heuchlerischen PolitikerInnen, nicht als gerechtfertigt angesehenen Preisen oder Löhnen, hilfsunwilligen Institutionen, die eigentlich *für* die BürgerInnen da sein sollten, zermürbender und als unsinnig empfundener Bürokratie, et cetera. Zwar werden FreundInnen als unterstützend und wohlbefindens-steigernd positiv erwähnt wie auch die Freude darüber, in einem Geschäft von den MitarbeiterInnen freundlich gegrüßt oder gar in ein persönliches Gespräch verwickelt zu werden, das im Offerieren von Kaffee und Keksen gipfelt, oder in der U-Bahn hin und wieder auf lächelnde Gesichter zu treffen, doch im Großen und Ganzen veranlasst die allgemeine „Kultur" oder Gesellschaft Wiens (in puncto Benimm und Gemeinschaftsgefühl) nicht zu Schwärmereien und sowohl im 15. als auch im 19. Bezirk wird von vielen Personen die Meinung vertreten, dass einerseits das Sozialsystem schamlos ausgenutzt werde, man andererseits aber „ehrlichen" Leuten und tatsächlichen „Opfern" das Leben schwer mache, wobei sich die Täter- und Opferkategorien teils erheblich unterscheiden bzw. die Verbesserungsvorschläge zur Lösung desselben Problems erheblich voneinander abweichen, etwa dadurch erkennbar, dass ein Teil der Interviewten zur Vergrößerung des Anreizes, einer

Erwerbsarbeit nachzugehen, eine Senkung des Arbeitslosengeldes bzw. der Mindestsicherung fordert, während der andere Teil auf eine Anhebung der Löhne pocht. Hierbei geht es in manchen Fällen um die (mehr oder minder legitime) Befürchtung eines konkreten persönlichen Nachteils und in anderen um prinzipielle Wert- und Moralvorstellungen der Interviewten, ohne selbst in der Praxis unmittelbar nachteilig betroffen zu sein.

Als überwiegend negativ fallen die Urteile hinsichtlich Politik und PolitikerInnen in beiden Bezirken auf, obwohl der Bezirksvorsteher Döblings lobend erwähnt wird, während jener von Rudolfsheim-Fünfhaus keinerlei Erwähnung findet. Auf die Frage hin, ob der Meinung der interviewten Personen nach die Politik einen Einfluss auf die verbesserungsbedürftigen Aspekte der Wohnumgebung ausüben könne, äußerten sich in Rudolfsheim-Fünfhaus von 32 Personen 13 negativ und 3 positiv (10 neutral/sowohl positiv als auch negativ; 6 „weiß nicht“) und in Döbling von 40 Personen 23 positiv und 3 negativ (9 neutral/sowohl positiv als auch negativ; 5 „weiß nicht“) (die geringere Personenanzahl der sich zum Thema Politik Äußernden im 15. Bezirk kann damit zusammenhängen, dass die Frage hier teilweise nicht [explizit] gestellt wurde). Negative Kommentare bedeuten hier, dass eine generelle Enttäuschung über die Österreichischen PolitikerInnen der Gegenwart oder sogar unverhohlener Ärger zum Ausdruck gebracht wird bzw. die Ansicht, von jenen nur hintergangen zu werden, oft verbunden mit Resignation („[Es ist natürlich-] es ist natürlich schon ärgerlich und es ist sicher nicht angenehm, fördert sicher auch nicht das Wohlbefinden, wenn man sich weiß ich wie schöne Worte anhört und genau weiß, da und dort, (wo man halt ein bisschen Insiderinformationen hat) dass alles ganz anders rennt, als einem da aufgetischt wird. Und das ist das, was einmal das Hauptübel ist. Was natürlich impliziert, immer wieder ist, aber in ganz Österreich, aber auch hier in der Gegend, allen möglichen äh sagen wir mal Freunderl-Wirtschaften. Bei uns mit Verbauen ist es so, dass auf einmal Politikerfreunde kommen und die dürfen auf einmal ganz was anderes und viel mehr als alle anderen und denen werden Sonderrechte auf einmal eingeräumt und solche Sachen sind sicher vehementest ärgerlich.“ – Ein Bewohner Döblings [WD19], 62 Jahre); positive, dass man das Vertrauen in die Politik nicht verloren hat/PolitikerInnen keine Böswilligkeit attestiert bzw. anmerkt, dass man es als PolitikerIn ohnehin nie allen recht machen könne bzw. diverse PolitikerInnen lobend erwähnt. Als neutral bzw. sowohl positiv als auch negativ wurden Äußerungen kategorisiert, die PolitikerInnen prinzipiell die Umsetzung von Verbesserungen zuzutrauen bereit, von den bisherigen Umsetzungen jedoch bis zu einem gewissen Grad nicht überzeugt sind („Ja, zum Beispiel, ich habe den Eindruck, dass man fördert diese Ghettobildung. Ich weiß schon, ich habe mir das einmal erklären lassen, da zieht man natürlich in Vierteln, wo die Miete relativ billig ist und so war das im 15. Bezirk und das zieht nach sich, weil die ja alle miteinander in irgendeiner Form versippt sind, also dann dann weil der der Schwiegerpapa oder die Schwägerin oder die Cousine da wohnt, ziehen wir in die Nähe und so sind so so Clans entstanden und so so also richtige Vierteln, also da Mariahilferstraße,

Richtung Neubaugürtel, also Richtung Westbahnhof da, das ist, da sehen Sie überhaupt keine Österreicher mehr, nicht. Also das - äußere Mariahilferstraße ist fast nur, Johnstraße, alles nur Ausländer, nicht. Also man müsste diese Ghettobildung verhindern. Weil erfolgreich haben sich alle ParteiXY-Bezirksvorsteher gewehrt, wenn Sie jetzt den Anteil der der Fremden sehen im Ort 4 oder im Ort 7, die wehren sich erfolgreich. Und der 15. Bezirk tut nichts. Also wir haben angeblich den höchsten Anteil an an- gefolgt von Ort 9 oder Ort 10. Also diese ganzen Gürtelbezirke. Also. Das ist einmal das eine, die Ghettobildung müsste unterbunden werden. Sie müssten die Leute - und vor allem auch in Gemeindebauten, nicht. Weil da kommen die ja heute alle hin. Und also, das heißt es müsste auch im Ort 11 ein ein ein Ausländer kommen." – Eine Bewohnerin von Rudolfsheim-Fünfhaus [WG15], 71 Jahre). Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Stadt selbst mit ihren Angeboten und Möglichkeiten von den meisten Befragten tendenziell (sehr) positiv beschrieben wird, jedoch ein Grundmisstrauen oder gar offene Abneigung gegenüber bestimmten Personen(gruppen) und sozialen und politischen Zuständen zu bemerken ist.

Sehr negativ zur Politik bzw. den gesellschaftlichen Zuständen äußern sich auch drei der HauptrednerInnen von Gruppendiskussion 15-1 (M1 [WG4], W4 [WG38], W5 [WG16]).

WG4, in Wien geboren, berichtet von mehreren Entwürdigungen oder Gelegenheiten, bei denen er übergangen worden sei, sowohl in beruflicher als auch in privater Hinsicht, und dass es ihn nicht störe, wenn er demnächst „die Bühne des Lebens" verlassen müsse. Er bringt seine Vorbehalte gegenüber ImmigrantInnen aus der Türkei zum Ausdruck (wenngleich nur auf emotionaler Ebene, ohne seine Abneigung zu begründen) und dass er sich in Afrika wesentlich wohler gefühlt habe als in Österreich und erst dort, bei diversen afrikanischen Stämmen, erfahren habe, was wirklicher Zusammenhalt und wirkliche Herzlichkeit bedeute. Das Gemeinwesen in Österreich und der Umgang miteinander verdiene hingegen ein Armutszeugnis. Die Politik könne prinzipiell viel verbessern, tue es jedoch nicht. An WG4 fällt auf, dass er im Einzelinterview zwar hauptsächlich von Belastungen und Enttäuschungen spricht, sich jedoch trotzdem als positiven Menschen bezeichnet und seine Zufriedenheit mit 3, sein Glück mit 2 angibt (damit zusammenhängend, dass er sich als sehr gläubigen Menschen beschreibt?).

WG38, in Deutschland geboren und seit rund 10 Jahren in Wien lebend, würde man wohl einen typischen Punk nennen. Einerseits kritisiert sie Kapitalismus, Faschismus, Sexismus und das Zuwenig an Solidarität unter den Menschen, andererseits ist sie durchaus einverstanden, auf Kosten „der Gesellschaft" und d'accord mit der Stadtpolitik in einem den Punks von der Gemeinde Wien zur Verfügung gestellten Haus zu leben. Interessant sind die Parallelen zwischen WG38 und zwei anderen interviewten (männlichen) Punks (WG39 und WG41), die ebenfalls in dem Haus wohnen: Alle drei

bringen ihre Schulzeit vor allem mit Negativem in Verbindung, WG38 hat die Schule sogar vorzeitig abgebrochen. Ihre Mutter starb an Krebs, als WG38 noch ein Kind war, woraufhin sie sich in ihrer Familie noch weniger heimisch fühlte als zuvor, WG41 wuchs ohne Vater auf und einer seiner Brüder beging Selbstmord, als WG41 11 Jahre alt war. WG39 berichtet von keinem guten Verhältnis zu seiner Schwester und seinen Eltern. Allen drei ist gemein, dass sie sich als Jugendliche als hässlich empfanden (und dies teilweise immer noch tun) und von ihren SchulkollegInnen verspottet (WG39, WG41) bzw. später von Arbeitskollegen gemobbt (WG38) wurden. Alle drei sind zurzeit arbeitsunfähig geschrieben und nehmen Antidepressiva, WG39 und WG41 sind schwere Alkoholiker, WG38 und WG39 berichten auch von körperlichen Gebrechen. Alle drei nennen als Kraftquelle Musik und ihr soziales Umfeld bzw. ihren Freundeskreis, als Belastung den Zwang zu arbeiten bzw. AMS-Kurse besuchen zu müssen bzw. überhaupt Geld zu benötigen. Alle drei fühlen sich im 15. Bezirk am wohlsten, weil die restlichen BewohnerInnen dort ihnen gegenüber toleranter seien als anderswo. Insgesamt sind sie mit den gesellschaftlichen und politischen Zuständen nicht zufrieden, wobei WG38 sich am globalsten und am vehementesten dazu äußert. WG39 fühlt sich selbst als schlechter und makelbehafteter Mensch und wirkt ganz besonders depressiv, zumal es ihn auch sehr belasten dürfte, dass seine Eltern seinen Lebensentwurf nicht billigen. Auffällig ist, dass die drei zwar bestimmte Zustände anprangern und eine radikale Veränderung derselben anstreben, von deren Machbarkeit sie auch überzeugt sind, jedoch keine konkreten Vorschläge vorbringen. Dennoch liefern gewisse Aussagen der drei Punks, deren Interviews sich streckenweise lesen, als stammten sie von einer einzigen Person oder als sei „der Punk“ ein programmiertes Wesen mit strikt festgelegten Verhaltensweisen und Äußerungsvorgaben, durchaus berechtigte Denkanstöße in gesellschaftspolitischer Hinsicht, wie auch anhand der Gruppendiskussion 15-1 erkennbar ist. WG38 gibt Zufriedenheit und Glück jeweils mit 5 an, WG39 mit 2 und 1 (!!), WG41 mit 1 und 2 (!).

WG16 letztendlich, in Wien geboren, zeigt sich speziell von der Stadtpolitik bzw. diversen Institutionen Wiens enttäuscht. Als geschiedene Mutter zweier Söhne fühlte sie sich im Stich gelassen, weil ihr die finanzielle Unterstützung, die sie bitter nötig gehabt hätte, in Österreich aufgrund nicht nachvollziehbarer Regelungen verwehrt wurde. Sie lebte mehrere Jahre mit ihren Söhnen in Frankreich; bei ihrer Rückkehr nach Wien wurde von ihrem älteren Sohn gefordert, dass er sich einer zweitägigen Prüfung über sämtliche Gegenstände der 4. Klasse Volksschule unterziehe, um seine Gymnasiumstauglichkeit festzustellen, obwohl er nicht lange zuvor dem Unfalltod des Lebensgefährten von WG16 beigewohnt hatte und bald danach auch seine Großmutter

verstorben war und obwohl der Direktor des Gymnasiums meinte, für ihn sei ohnehin nur das Abschneiden in Deutsch und Mathematik von Bedeutung, und obwohl, laut WG16, etwa ausländische Kinder sich einer solchen Prüfung nicht unterziehen müssten, sondern nach Alter eingestuft würden. Zudem erwähnt WG16 mehrere Beispiele für Misswirtschaft in Wien, die Dummheit der Regierenden (etwa das Fällen einer Baumallee ausgerechnet im Auftrag der „Grünen“, um Platz für den Ausbau des Fahrradwegnetzes zu schaffen) und den negativen Effekt der Medien, worüber sie sich sehr ärgert. „Wahre Gleichbehandlung“ wäre ihr wichtig. Als Glücksquell sieht sie die noch immer innige Beziehung zu ihren mittlerweile erwachsenen Söhnen und dass diese sich trotz all der Entbehrungen so prächtig entwickelt haben. Zufriedenheit und Glück gibt sie mit 2 an.

Vergleichend zur Gruppendiskussion kann gesagt werden, dass WG4, WG38 und WG16 die in den Einzelinterviews vertretenen Meinungen auch in der Gruppensituation beibehalten haben, wobei sich WG4 in der Gruppe weniger radikal präsentierte (de facto sogar am höflichsten von allen TeilnehmerInnen erschien), mehr Positives zu Wien anmerkte und das Thema Religion nicht zur Sprache brachte, obwohl es in seinem Leben einen übergeordneten Stellenwert einnimmt, sowie seine Abneigung gegen den 15. Bezirk aufgrund der hohen ImmigrantInnen-Quote in der Gruppendiskussion nicht offenbarte.

Nach den Verbesserungswünschen im Bezirk befragt, äußern sich auch drei der fünf Diskutierenden von 19-1 im jeweiligen Einzelinterview spontan zu zwischenmenschlichen Themen (mehr aufeinander schauen, barrierefreie Zugänge für Behinderte, gemeinsame Bereiche für Kinder und alte Menschen, in Geschäften sollte es wieder „persönlicher“ zugehen). Auf Österreich generell bezogen antworten vier Personen; es werden Dinge vorgebracht wie Wohlstandsumverteilung, gegenseitiges Verständnis und Akzeptanz unabhängig von Status, Hautfarbe und Einkommen (wiewohl dieselbe Person zugibt, auch deshalb gerne im 19. Bezirk zu wohnen, da sie hier „unter Ihresgleichen“ sei, sprich man „bildungsferne Schichten“ hier eher nicht antreffe), die Bewusstwerdung dessen, wo man als Gesellschaft hinwolle, Chancengleichheit im Bildungsbereich und Förderung nach Talenten, keine soziale Ausgrenzung, dass der Materialismus nicht überhand nehmen und das vorhandene Steuergeld sinnvoller eingesetzt werden möge (in diesem Fall für Familien). Beklagt werden Wegwerfgesellschaft und die durch die PolitikerInnen hervorgerufenen Enttäuschungen sowie das Ausgenutztwerden des Sozialsystems. Außerdem zeigt sich eine Person beunruhigt von der Einwanderung und der daraus resultierenden Verdrängung der

Einheimischen und dem Anstieg der Kriminalität, während eine andere mehr Toleranz für „AusländerInnen“ fordert. Die Zufriedenheit wird von allen Personen mit 1 bzw. 2 angegeben, das Glück von einer Person mit 3, von den anderen mit 1 bzw. 2.

Das Thema Migration wird in 19-1 nicht explizit angesprochen. Auch sonst macht die Diskussion merklich weniger als 15-1 den Eindruck, als seien Veränderungen dringend erforderlich.

κ) DISKUSSION

Leben wir überhaupt alle in derselben Stadt? Anhand der von den interviewten und diskutierenden Personen vorgebrachten Perspektivenvielfalt auf Wien und Wiens Bezirke drängt sich diese Frage gleichsam auf (ebenso wie Verwunderung darüber, dass hinsichtlich so vieler verschiedener Lebenseinstellungen und Biografien ein einigermaßen funktionierendes Zusammenleben überhaupt möglich ist). Auf der anderen Seite fallen jedoch auch Gemeinsamkeiten auf. Im Folgenden eine Zusammenfassung der unterschiedlichen und ähnlichen Blickwinkel der BewohnerInnen des 15. bzw. 19. Bezirks auf „ihre" Stadt:

9.1. … zur gebauten Umwelt

Was sich in den Gruppendiskussionen bestätigt hat, ist, dass Rudolfsheim-Fünfhaus und Döbling tatsächlich auch von den jeweiligen BewohnerInnen unterschiedlich aufgefasst werden: Auf der einen Seite Rudolfsheim-Fünfhaus als Bezirk ärmerer sozialer Schichten, StudentInnen, KünstlerInnen, nicht-angepasster ImmigrantInnen und NonkonformistInnen, auf der anderen Seite Döbling als Bezirk der besser Begüterten, der Homogenität, der Gesittetheit, der Traditionsverbundenheit, der Gemütlichkeit (manchmal zu gemütlich, den Aussagen zu gewissen Busintervallen nach zu schließen), eine Insel der Seligen. Dennoch stehen die meisten DiskussionsteilnehmerInnen des 15. Bezirks zu ihrem Heimatbezirk und verteidigen ihn gegen diverse Kritikpunkte, die etwa von anderen BewohnerInnen im Einzelinterview vorgebracht wurden, beispielsweise hinsichtlich Sauberkeit, Sicherheit und Problemen mit „AusländerInnen". Wer im 19. Bezirk ansässig ist, möchte nicht im 15. wohnen, und vice versa, wobei in letzterem Fall angenommen werden kann, dass dies vor allem der Bevölkerungszusammensetzung des 19. Bezirks zuzuschreiben ist und nicht der Architektur bzw. Optik des Bezirks. Gemeinsam ist den beiden Bezirken, dass sie Veränderungen unterworfen sind, die prinzipiell von den Diskutantinnen aus 19-1 negativer gesehen werden als von den Gruppenmitgliedern aus 15-1 sowie 15-2, da erstere die (bauliche) Veränderung als eine Entwertung des Bezirkes ansehen (nicht zum Bezirksbild passend, die Lebensqualität der bisher dort Ansässigen einschränkend), während letztere den im 15. Bezirk stattfindenden Sanierungsmaßnahmen und der Gentrifizierung durchaus Positives abgewinnen können, obgleich auch hier kritische Stimmen vernehmbar werden, die einerseits gewisse neue Baukomplexe („Kobel") nicht gutheißen und sich andererseits darüber besorgt zeigen, dass sich ärmere Personen aufgrund der

Wohnungsaufwertungen durch die Sanierungen das Wohnen bald nicht mehr leisten werden können. Die Diskutanten aus 19-2 wiederum sehen die Veränderung des Bezirks am positivsten von allen vier Diskussionsgruppen, was damit zusammenhängen mag, dass es sich hier ausschließlich um relativ junge Personen handelt.

Obwohl in 19-1 und 19-2 von der Mehrheit der GruppenteilnehmerInnen persönlich oder von nahen Bekannten erlebte Vorfälle in puncto Einbruchsdiebstahl berichtet werden, während die TeilnehmerInnen von 15-1 und 15-2 nichts dergleichen vermelden, sondern stattdessen den Fall eines offenbar vom Pech verfolgten Bekannten vorbringen, dessen Autos mehrmals gestohlen wurden, das Beispiel eines von einer Gruppe Minderjähriger ausgeraubten Ehemannes, die Erwähnung eines Gefühls des Unbehagens in gewissen Gegenden des Bezirks (wovon allerdings im 19. ebenso berichtet wird, siehe Gemeindebau-Gebiet) sowie der Beschädigung von Fahrzeugen durch Betrunkene, empfinden alle Gruppen ihren Heimatbezirk als sehr sicher.
Was Verbesserungsanliegen in architektonischer bzw. infrastruktureller Hinsicht anbelangt, wünschen sich die BewohnerInnen des 15. Bezirks vor allem mehr Grünflächen zur Regeneration bzw. sportlichen Betätigung, während die BewohnerInnen des 19. Bezirks in erster Linie an einer Entspannung der Verkehrs- und Parksituation interessiert sind.
Ein wenig verwunderlich ist, dass sich in 15-1 und 15-2 niemand in negativer Weise zum Stadtbild innerhalb des Bezirks äußert (außer zu ganz bestimmten, eng umgrenzten Gegenden, die eher zu meiden seien, wenn möglich, z. B. der Straßenstrich und „gewisse Cafés“), sprich zur Dichte der Verbauung und der hohen Anzahl an „Billiggeschäften“, Wettbüros, Spielhöhlen, Handyshops und leer stehenden, verfallenden Geschäftslokalen. Zudem werden die allgegenwärtigen Obdachlosen oder um Kleingeldspenden Bittenden sowie die (illegale) Drogenszene mit keinem Wort erwähnt (auch in den Einzelinterviews wurden diese Themen nur selten angesprochen). Im 15. Bezirk scheint man aber auch eher bereit zu sein, über nicht so Positives hinwegzusehen (etwa Lärm- und Verkehrsbelastung) mit dem Argument, dass dies eben Teil des Stadtlebens sei und wenn man in einer Stadt wohne, man dies eben auch auszuhalten habe, bzw. es früher oder später ohnehin nicht mehr als so störend empfinde (konträr zur Literatur, die Lärmbelastung als etwas beschreibt, woran man nicht adaptiere). Es stellt sich die Frage, ob hier so etwas wie resignative Zufriedenheit zutage tritt oder ob tatsächlich von phlegmatischeren Persönlichkeiten die Rede sein kann.

9.2. … zu sozialen Aspekten

Für das eventuell eher phlegmatische Temperament der DiskussionsteilnehmerInnen würde sprechen, dass die Personen aus 15-1 und 15-2 trotz der Anmerkung, die WienerInnen seien gesichtsausdrucksmäßig ein eher „grantiges" Volk, diese „Grantigkeit" entweder relativieren im Sinne von „weniger oberflächlich" und „wenn man selber ein Lächeln aussendet, bekommt man auch eines zurück", und sie andererseits rationalisieren im Sinne von „die sind überarbeitet und verdienen zu wenig Geld, daher der müde bis mürrische Gesichtsausdruck". Dies leitet über zum gesellschaftlichen bzw. gesellschaftspolitischen Aspekt Wiens, Rudolfsheim-Fünfhausens und Döblings (wobei dieser Bereich natürlich nicht von obigem zu trennen ist und etwa ebenso in die Teilbereiche Sicherheit, Stadtbild, Trunkenheit etc. hineinreicht und vice versa). Der aus den Gruppendiskussionen und den Einzelinterviews sich insgesamt ergebende Eindruck von der Qualität des sozialen Miteinanders und der Wichtigkeit desselben wird ganz gut durch die folgenden Worte eines interviewten Döblingers wiedergegeben:

> Ich denke, dass wir jetzt noch in einer Zeit leben, wo man sozusagen wir spüren es zwar schon langsam, dass es irgendwie bergab geht, aber wir sind noch nicht sozusagen ähm aufgewacht. Das wird noch kommen und dann wird es rund gehen. Und vor allem in Wien wird es rund gehen, meiner Meinung nach, weil ich bin davon überzeugt, dass eins der größten Probleme die Wien hat, das sein wird (.) die Leute ruhig zu halten, sprich ähm (schnalzt mit der Zunge) #01:11:40-3# (....). Wir haben sozusagen das Problem, dass sich die Leute in verschiedenen Gruppen zusammenrotten werden. Also wenn wenn's sozusagen hart auf hart geht, dann werden sich einfach die Leute zusammenrotten. Das heißt (seufzt) #01:12:03-7# (.) das mag nach Hautfarben oder Nationalitäten sein, aber es wird sicher nicht multikulturell sich zusammengerottet, das heißt die Leute werden nicht sagen, so und jetzt kämpfen wir gemeinsam gegen die Polizei oder gegen den Staat oder für ein höheres Ideal, sondern es wird jeder in seiner Gruppe so wie es halt immer war (.) […], das war wie in der ganzen Völkerwanderung oder früher, es waren immer Stammescliquen halt. In Stämmen und Familien, ja, so in der Art und Weise. So wird man sich zurückziehen und dann wird es unter diesen Dingen, unter diesen größeren Stammesverbänden sozusagen, wird es ähm Rivalitäten geben und da wird man die Auswirkungen dessen sehen, was halt in den letzten, sagen wir einmal, 20, 30 Jahren passiert ist. (**WS3**, 38 Jahre, Zeile 1094-1111).

Sieht man, im Sinne Tönnies' (1887/1991), die *Gemeinschaft* (und hier wiederum die Freundschaft) als höchste Form menschlichen Zusammenlebens bzw. sozialen Miteinanders an, dem utopischen Gedanken des *Wohlbefindens für alle* folgend (respektive Schmidts Definition des utopischen Zustandes als „keine Unterdrückung, kein Elend" [1988, S. 62-63]), so kann gesagt werden, dass Wien von einem solchen (noch?) weit entfernt ist. Pragmatisch gesehen würde man zwar schon aufgrund der

Dimensionen nicht so weit gehen, eine primär freundschaftliche Haltung jedes/r Bewohners/in Wiens gegenüber jedem/r anderen zu fordern, sondern es eher mit Häußermann und Siebel (2004) halten, wenn sie als Vorzüge des Stadtlebens bzw. als Gründe für ein Leben in der Stadt u. a. anführen, dass die Möglichkeit gegeben sei(n müsse), sich nach eigenem Wunsch zu involvieren bzw. zu distanzieren (ohne dass jemandem ein schwerwiegender Nachteil daraus erwachse), sprich nach der Maxime „Leben-und-leben-Lassen" zu leben (vgl. Gennawey, 2011, hinsichtlich Victor Gruens Forderung, StadtbewohnerInnen müssten jederzeit wählen dürfen zwischen Rückzug ins Private und Wahrnehmen von zwischenmenschlichen Kontakten). Jedoch muss die Akzeptanz (der Existenz) anderer Habitate und Milieus prinzipiell gegeben sein, respektive sollte das Nichtwahrnehmen sozialer Kontakte zu den Angehörigen anderer Milieus nicht in Furcht oder gar Abscheu begründet liegen, da diese sich kaum positiv auf das Wohlbefinden auswirken werden:

> Wenn ich nur davon rede, kriege ich schon einen Wutanfall, einen heimlichen. […..] Das ist überhaupt in diesem Bezirk. Ich glaube wir haben in diesem Bau, ich wusste ja mal von 270 Wohnungen, das sind 7 Stiegen, wobei die ja klein sind, sind ja nur 14 Parteien, aber wir haben da einen mit (-) 60 Parteien diese von der Wienzeileseite gesehen. Davon gibt es glaube ich kein einziges österreichisches Kind. Alle Ausländer. Alle. Aber das ist ja, das ist ja die Norm, das zieht sich wahrscheinlich in allen Bezirken so, die Österreicher wollen ja keine Kinder mehr kriegen. Dann werden sie eines Tages, ich werde das nimmermehr erleben, aber dann wird das so sein, wie ich mal gehört habe von einem türkischen Buben, der gesagt hat, ihr werdet schon schauen quasi, die Quintessenz seiner Aussage war, also wir werden da diese Stadt regieren und nicht ihr. Also ich weiß nimmermehr die Worte so genau, aber die Aussage war in etwa so. (Eine Bewohnerin von Rudolfsheim-Fünfhaus [**WG15**], 71 Jahre, Zeile 634-651).

Der Archetyp des *Wiener Gemeindebaus* bzw. des/r Bewohner/in desselben ist vor allem in 19-1 und 19-2 negativ konnotiert (hier auch konkreter: Karl-Marx-Hof), und auch Ehmayer (2011) merkt an, dass „der Gemeindebau" von den BewohnerInnen Wien-Margaretens als „eigene Welt" gesehen werde. Der österreichische Privatsender ATV zeichnet mit seiner „Reality Soap" *Wir leben im Gemeindebau* ein, der Zielgruppe angepasstes, besonders selektives Bild desselben. Gegen Jahresende 2012 wurde dem Sender eine Verlängerung der Drehgenehmigung durch die Gemeindebauverwaltung (Wiener Wohnen) verwehrt, laut *derStandard.at*[18] vom 04.11.2012 bzw. der Austria Presse Agentur (APA) aus ebendiesem Grund. Allerdings trug auch Wiener Wohnen zu

[18] http://derstandard.at/1350260185712/Wiener-Wohnen-verwehrt-ATV-Drehgenehmigung-in-Gemeindebauten (Zugriff am 11.7.2013)

einer Verfälschung des der Öffentlichkeit vorgeführten Bildes des Gemeindebaus bei, indem ATV vor Beginn der Dreharbeiten untersagt worden war, Thematiken wie Drogen- und Zuwanderer/innen-Konflikte im Gemeindebau darzustellen. Dies kann als ein Beispiel dienen für die auf der einen Seite gegebene Überdramatisierung zwischenmenschlicher Zustände und andererseits für den Versuch, tatsächlich vorhandene Probleme unter den Tisch zu kehren.

Einerseits sprechen die Aussagen der Interviewten für die Wichtigkeit gesitteter sozialer Interaktionen und freundlichen bzw. höflichen Miteinanders, andererseits scheint dieses Miteinander bzw. die nötige Empathie und Rücksichtnahme im Alltagsleben oft nicht gegeben zu sein, sowohl von den Sprechenden selbst ausgehend als auch an die Sprechenden herangetragen, seien es Probleme mit Institutionen, Gesetzen oder Einzelpersonen, sei es Ärger über RadfahrerInnen, AutofahrerInnen, HundehalterInnen, „SozialschmarotzerInnen“, PolitikerInnen, NachbarInnen, MigrantInnen, Lehrlinge, Vorgesetzte, Familienmitglieder usw.. Ungerechtigkeiten, ungutes Benehmen, Hilfestellungsunterlassungen aus Unachtsamkeit oder bewusste Erniedrigung bzw. Verhöhnung anderer werden wiederholt zur Sprache gebracht (und demgegenüber auch die Freude darüber, wenn man etwa in einem Geschäft freundlich gegrüßt wurde, sowie der Hinweis, dass man Glück quasi auch selbst aussenden müsse, um es zurückzubekommen).
Einige Personen sprachen zudem in den Einzelinterviews explizit altruistische Verbesserungswünsche für Personengruppen an, denen sie selbst nicht zugehören, z. B. dass für ältere und obdachlose Menschen mehr getan werden müsse und es ein Armutszeugnis für die Gesellschaft sei, Menschen in ihren Wohnungen frieren oder auf der Straße verhungern zu lassen. Auch wurde, vor allem im 15. Bezirk, erwähnt, dass es mehr Angebote (und sichere Plätze) für Kinder geben solle (die Parks seien nämlich aufgrund herumlungernder Drogensüchtiger suboptimal), und mehrere werdende Eltern im 15. Bezirk meinten, dass sie planten, in einen anderen Bezirk zu übersiedeln, weil der 15. für Kinder nicht sehr geeignet sei.

Allgemein können, trotz vordergründiger Bekundung von Zufriedenheit (bis zu Systemrechtfertigung gehend), in allen Gruppendiskussionen Beispiele für Bedrohungen oder Verletzungen des als gut oder moralisch erachteten Lebens gefunden werden, seien es Wohlstandsverwahrlosung, üble Bauträgermachenschaften und Wohnungseinbrüche im 19. Bezirk oder der Zwist zwischen Schlechtverdienenden und Noch-schlechter-Verdienenden bzw. zwischen ImmigrantInnen und „Autochthonen“ bzw. zwischen BürgerInnen und Bürokratie-VertreterInnen im 15. Bezirk.

9.3. … zu sonstigen Auffälligkeiten inhaltlicher Natur/Kontroversen/Scheinwelten

Arbeit – diese wird einerseits von den meisten DiskussionsteilnehmerInnen in verschiedenerlei Hinsicht als sehr wichtig erachtet (zu den positiven Auswirkungen von Arbeit und den negativen Auswirkungen von Arbeitslosigkeit siehe Maderthaner, 1995, S. 177-178), was sich auch darin äußert, dass Arbeitslose bzw. Untätige negativ bewertet werden, egal ob sie „auf Kosten des Staates" oder auf Kosten der eigenen Eltern bzw. Familienangehörigen leben. Die berufliche Betätigung ist etwas, worüber man sich selbst definiert und von anderen definiert wird und das einem im positiven Fall die Möglichkeit zur Selbstentfaltung und zu Erfolgserlebnissen gibt. Andererseits ist die Last der Arbeit aber in den Fokusgruppen ebenfalls sehr stark zu bemerken, vor allem im 15. Bezirk, wo mehrmals der Ruf nach gerechterer Entlohnung und einer Reduktion der Erwerbsarbeitszeiten laut wird sowie nach einem Umdenken in der Bevölkerung hinsichtlich Prestige und Wertigkeit verschiedener Berufsbilder (konkret AkademikerInnenberufe – Nicht-AkademikerInnen-Berufe). Thomas Morus (1516/1981) schreibt zur Arbeit:

> Denn wo bleibt die Gerechtigkeit, wo es folgendermaßen steht? Ein Adliger, ein […] Wucherer oder sonst einer von denen, die entweder nichts tun oder doch nichts für das Gemeinwesen Nötiges, lebt herrlich und in Freuden bei seiner Untätigkeit oder unnützen Tätigkeit; der Knecht aber, der Fuhrmann, der Bauarbeiter, der Bauer, die eine so schwere und so andauernde Arbeit leisten, […] und eine so notwendige, daß ohne sie kein Staat auch nur ein Jahr lang bestehen könnte, die haben nur kümmerlich zu essen und führen ein so jämmerliches Leben […..] Und selbst vom Taglohn der Armen zwacken die Reichen täglich noch etwas ab, nicht nur durch private betrügerische Manipulationen, sondern auch auf Grund staatlicher Gesetze […..] Wenn ich alle diese heutigen Gemeinwesen ringsherum vor meinem Geiste vorbeiziehen lasse, kann ich – so wahr mir Gott helfe – nicht anderes sehen als die reinste Verschwörung der Reichen, die unter dem Namen und Titel des Staates für ihren eigenen Vorteil tätig sind. (S. 177-179)

Auch nach fast 500 Jahren noch würden die BewohnerInnen des 15. Bezirks Morus diesbezüglich wohl zustimmen – das Thema hat seither nichts von seiner Aktualität verloren.

Zuwanderung (aus dem Ausland) – hier gehen die Standpunkte hinsichtlich der Einzelinterviews und der Gruppendiskussionen recht deutlich auseinander. Während in den Einzelinterviews sowohl im 15. als auch im 19. Bezirk Migration von vielen Personen als etwas Problematisches bzw. Negatives gesehen wurde (sowohl in Bezug auf Ressourcenverknappung in Wien/Österreich als auch in Bezug auf Sittenverfall), äußerten sich in den Gruppendiskussionen des 15. Bezirks die RednerInnen mit einer Ausnahme, auf die nicht näher eingegangen wurde, in migrantInnenfreundlicher Weise; in 19-1 wurde das Thema gar nicht aufgegriffen und in 19-2 eher mit Gleichgültigkeit betrachtet. Besonderen Anstoß erregt in migrantInnenfeindlicher Hinsicht die Bevölkerungsgruppe der (vermeintlichen) Türken (möglicherweise, da hier der unmittelbare Zusammenhang mit Islam und Islamismus präsent ist), obgleich z. B. im Jahr 2011 „nur" 2110 Menschen türkischer Nationalität nach Wien zugewandert sind gegenüber 4924 Zuwanderer/innen aus Rumänien, 4772 aus Deutschland, 4635 aus Polen, 4330 aus Serbien und Montenegro und 2637 aus Ungarn[19]. Verwunderlich ist demnach außerdem, dass die Zuwanderung aus Deutschland weder in den Einzelinterviews noch in den Gruppendiskussionen angesprochen wird, obwohl diese zur Einführung von Aufnahmeprüfungen an den österreichischen Universitäten beigetragen hat und (potenziellen) österreichischen Studierenden somit nicht nur die Sicherstellung eines Ausbildungsplatzes erschwert wird (vor allem im Fachbereich Psychologie, da es hier keine „Einheimischen-Quote" gibt), sondern auch eines Arbeitsplatzes (sowohl während als auch nach der Studienzeit). Im Sommersemester 2013 gab es an der Universität Innsbruck über drei Mal mehr deutsche StudienanfängerInnen im Psychologie-Bachelor und –Master als österreichische, an der Universität Salzburg waren es im Wintersemester 2012/2013 rund 70% deutsche StudienanfängerInnen – Tendenz steigend. Auf der anderen Seite könnte es in einigen Jahren sogar einen PsychologInnen-Mangel in Österreich geben, da, laut Psychologin Christiane Spiel, aktuell die Mehrheit der deutschen Psychologie-Studierenden plane, nach Abschluss von Bachelor oder Master Österreich wieder zu verlassen, während der Bedarf an PsychologInnen stetig steige, etwa in Schulen oder in der Wirtschaft (zit. n. Bayrhammer & Neuhauser, 2013) [wobei genau genommen auch der steigende Bedarf an PsychologInnen selbst wiederum nicht für eine gut funktionierende „Gesellschaft des Wohlbefindens" spricht, Anm. d. Verf.].

Es stellt sich also die Frage, ob die Problematik des „Ausbildungs-Tourismus", aus welchen Gründen auch immer, einfach noch nicht ins kollektive Bewusstsein der Bevölkerung Wiens vorgedrungen ist (was allerdings nicht erklärt, weshalb nicht einmal

[19] www.wien2025.at, Zugriff am 11.7.2013

die interviewten Studierenden sich dazu geäußert haben, es sei denn, man führt dies darauf zurück, dass es sich bei einem Großteil der interviewten Studierenden selbst um Deutsche handelte), oder ob der/die Deutsche aufgrund ähnlicher Kultur und Sprache und ähnlichem sozioökonomischem Status nicht in dem Maße als Bedrohung wahrgenommen wird wie Zuwanderer/innen aus der Türkei oder dem ehemaligen Jugoslawien. Doch selbst jene Personen, die sich explizit positiv oder gar nicht zum Thema Zuwanderung nach Wien äußern, sind implizit bzw. latent sehr wohl auch in negativer Hinsicht davon beeinflusst, wenn sie etwa die Verbauung ihrer Wohngegend, vor allem mit „Kobeln" (hier: mehrstöckige Gebäudekomplexe mit vielen Wohneinheiten bzw. Geschäften), beklagen – im Jahr 2011 etwa standen 69105 Auswanderer/innen 83520 Zuwanderer/innen gegenüber[20], der Statistik Austria zufolge soll Wien 2035 die Zwei-Millionen-EinwohnerInnen-Marke überschreiten (Madreiter, 2009, S. 24). Auch Opaschowski (2009) bestätigt den „Trend zum innerstädtischen Wohnen" (S. 119). Um Lebens- und Versorgungsraum für eine solche Anzahl an Menschen zu schaffen, muss zwangsläufig das Stadtgebiet verdichtet bzw. das Umland verbaut werden, auch über die Grenzen der eigentlichen Stadt hinaus. Somit ist das Migrations-Problem genau besehen weniger eine Frage dessen, wer sich in Wien ansiedeln möchte, sondern vor allem, wie viele noch kommen können, bis die Kapazitäten der Stadt erschöpft sind. Dies sollte vor allem jenen nahegebracht werden, die planen, sich in Wien niederzulassen. Des Weiteren kann es in einer globalen, vernetzten Welt nicht der Weisheit letzter Schluss sein, Flüchtlingen anderer Länder und politischer Systeme unbegrenzt Einreise und Aufenthalt zu gewähren, anstatt sich darum zu bemühen, in den Heimatländern der Verfolgten oder Benachteiligten für lebenswertere Verhältnisse zu sorgen. Wenn das wohlhabendste Fünftel der Weltbevölkerung 150 mal mehr verdient als das ärmste, die reichen Industrienationen 60% der Nahrungsmittel für sich beanspruchen, obgleich ihr Anteil zur Weltbevölkerung nur 25% beträgt, und ein Viertel der Erdbevölkerung 75% der Energievorräte verbraucht, ist die Abwanderung der EinwohnerInnen ärmerer Regionen in wohlhabendere Staaten die logische Konsequenz, und so lange darauf beharrt wird, den Wohlstand bzw. Konsum in bereits wohlhabenden Ländern noch weiter zu erhöhen (auf Kosten der anderen Länder und nicht zuletzt, auf anderem Wege, der eigenen Bevölkerung), wird sich die Gesamtproblematik noch weiter verschlimmern, zumal in diesem Fall von einer hochentwickelten Zivilisation oder *Union* nicht die Rede sein kann (Zellmann & Opaschowski, 2005, S. 50-51). Dies wird teilweise von W4 (WG38) angesprochen, jedoch (von den ZuhörerInnen) nicht näher behandelt bzw. weitergedacht.

[20] www.wien2025.at, Zugriff am 11.7.2013

Wohlstandsverwahrlosung – diese wurde nur in 19-2 erwähnt, dafür jedoch recht ausführlich. Sie wirft die interessante Frage auf, weshalb eigentlich die Absonderung der wohlhabenden „Oberschicht“ (etwa in Villengegenden oder Gated Communities) nicht mit der gleichen Besorgnis gesehen wird wie jene der sozioökonomischen oder ethnischen „Unterschicht“ (vgl. zum Thema Segregation Häußermann & Siebel, 2004). Dies bezieht sich nicht nur auf die Exklusivität der Wohnumgebung, sondern auch auf die Wahl von Schul- und Ausbildungsplätzen und die damit einhergehende emotionale und intellektuelle Entfremdung vom Leben „des kleinen Mannes“ und einer ausbalancierteren Stadt. Auch die Erziehung der Kinder reicher Eltern zu „Konsumjunkies“ schließt an diese Thematik an. Dem Science-Fiction-Autor William Ford Gibson wird der Ausspruch zugeschrieben, die Zukunft sei bereits eingetreten, sie sei lediglich ungleich verteilt. Hinsichtlich Wohlstand, Besitztümern und Einfluss kann ihm auf jeden Fall auch für Wien recht gegeben werden. In Anbetracht der Ergebnisse aus der Literatur zum Wohlbefinden einkommensgleichverteilterer und –ungleichverteilterer Gesellschaften ist auch hier ein Verbesserungsbedarf zu sehen.

Geld – in Gruppendiskussion 15-1 wurde dieses Wort 49x erwähnt, in 15-2 10x, in 19-2 8x und in 19-1 3x (davon 1x aus Überraschung darüber, dass die Teilnahme an der Diskussion finanziell entlohnt wird). Der Vollständigkeit halber muss angemerkt werden, dass das Transkript von 15-1 83 Seiten umfasst, die Transkripte der anderen Gruppendiskussionen zwischen 33 und 43 Seiten, dennoch ist auch in inhaltlicher Hinsicht in Diskussion 15-1 der dringende Bedarf nach mehr finanzieller Unterstützung (teilweise bei gleichzeitiger Ablehnung des monetären Systems) deutlich zu erkennen. W4 (WG38) ist nicht die einzige Person, die ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle fordert, wobei sie diesem am unkritischsten gegenübersteht. Allerdings wird das BGE (oder leicht abgewandelte Formen dessen) nicht nur von sozioökonomisch Schlechtergestellten befürwortet, sondern beispielsweise auch von Götz Werner, dem Gründer der Drogeriemarkt-Kette *dm*, und dem Zukunftsforscher Horst Opaschowski (2007). W5s (WG16s) Position zu mehr finanzieller Unterstützung durch den Staat ist hingegen eine zwiespältige; einerseits ist sie davon überzeugt, dass sich diverse angesprochene Probleme nicht mit Geld (allein) lösen lassen, andererseits fordert sie vehement mehr wirtschaftliche Unterstützung und Anerkennung für Familien bzw. Mütter, wahrscheinlich darin begründet, dass sie sich früher selbst als Alleinerzieherin vom Staat bzw. gewissen Institutionen im Stich gelassen und nicht „wie ein Mensch“ behandelt fühlte. Häußermann und Siebel (2004) schreiben, dass „neuere sozialpolitische Strategien darauf [zielen], die informellen sozialen Netze, das *soziale Kapital*, zu stärken statt sie durch professionelle Dienste zu ersetzen“ (S. 114). Dies wird

von den Ergebnissen der Gruppendiskussionen nicht ganz bestätigt; zwar findet die (Wieder-)Besinnung auf Betreuung der Enkelkinder durch die Großmütter bzw. die Idee, Alte und Kinder vermehrt zusammenzuführen, Zustimmung, in anderen Bereichen wird jedoch sehr wohl vom Staat bzw. der Politik gefordert, sich der Problematiken anzunehmen, indem z. B. mehr Betreuungseinrichtungen, mehr Ausbildungsplätze, mehr materielle und menschliche Ressourcen, mehr Veranstaltungen aller Art, mehr Ganztagesschulen etc. zur Verfügung gestellt werden sollen. Diese Debatte ist auch deshalb problematisch (was speziell in 15-1 anhand der unterschiedlichen Argumentationen der Beteiligten sehr schön zum Ausdruck kommt), weil für den/die Bürger/in keinerlei Transparenz gegeben ist hinsichtlich der wahren Geldflüsse und Ressourcenverteilung im Staat und daher auch nicht beurteilt werden kann, ob prinzipiell Ressourcen für gewisse Projekte zur Verfügung stünden, würde man intelligent und gerecht wirtschaften bzw. umverteilen – wobei, weiter gedacht, Ressourcen sich durchaus auch auf Humankapital beziehen können und nicht zwangsläufig (nur) auf Geldmittel (vgl. Zellmann & Opaschowski, 2005).

Eng verknüpft ist das Thema Geld naturgemäß mit dem Thema *Arbeit*, und auch hier herrscht Zwiespältigkeit: Zum einen wird es nicht gutgeheißen, keiner Erwerbsarbeit nachzugehen, auch wenn man diese in finanzieller Hinsicht gar nicht nötig hätte, und überspitzt formuliert einer anderen Person, die auf den Arbeitsplatz angewiesen wäre, selbigen quasi wegnimmt, zum anderen möchte man aber (auch) für das anerkannt werden, was man abseits der Erwerbsarbeit tut, wobei diese Anerkennung gerne finanzieller Natur sein darf oder, mehreren DiskutantInnen zufolge, sogar sein sollte (beispielsweise in Bezug auf hausfrauliche/hausmannliche Tätigkeiten), womit sich der Kreis wieder schließt. Die Schwierigkeit einer Lösung ist hier auch deshalb eine besonders große, weil die einstigen Kategorien Obligationszeit – Determinationszeit – Dispositionszeit (vgl. Zellmann & Opaschowski, 2005) mehr und mehr konfundieren. Insgesamt kann wohl, vor allem im Rahmen von 15-1, gesagt werden, dass es an finanziellen (und zeitlichen) Kapazitäten an fast allen Ecken und Enden mangelt.

Solidarität, Toleranz, Rücksichtnahme – diese Begriffe scheinen ein jeder für sich recht dehnbar zu sein bzw. Begriffe, unter denen in der Praxis sehr Unterschiedliches verstanden werden kann. Im Zuge der Datenauswertung ergab sich die Frage, ob Solidarität, Toleranz und Rücksichtnahme dort aufhören, wo es darum ginge, sie nicht für sich selbst (oder einem selbst Nahestehende) einzufordern, sondern sie anderen zu erweisen. Etwa wenn eine der interviewten Personen sich einerseits darüber beklagt, dass die WienerInnen ihre Stadt vermüllen in dem Wissen, dass jemand anderer diesen Müll schon früher oder später wegräumen werde, anstatt den eigenen Abfall selbst in

einen Mistkübel zu befördern, andererseits aber kein Problem damit hat, ihre Interviewerin durch Kettenrauchen immens einzunebeln, weil das Fenster nicht geöffnet werden kann (eine Art Licensing-Effekt?). Oder wenn eine Person meint, es herrsche zu wenig Toleranz unter den Menschen, im nächsten Atemzug jedoch Personengruppen aufzählt, mit welchen ein (möglichst klärendes) Gespräch zu führen oder sonst in versucht verständnisvollen Kontakt zu kommen sie sich weigern würde. Oder wenn einE AngehörigeR des Typus „Punk" einerseits zu mehr zwischenmenschlicher Solidarität aufruft, andererseits aber selbst „auf Kosten der SteuerzahlerInnen" von gesetzlicher Mindestsicherung und auf der Straße Erbetteltem lebt, ohne einen persönlichen konstruktiven Beitrag zu leisten, die restaurierte Fassade des von der Stadt Wien zur Verfügung gestellten, ganz in der Nähe einer Schule gelegenen, Wohnhauses verschandelt und mit Parolen beflaggt und straßenseitig Biergelage veranstaltet, so dass eine andere interviewte Person, die in der Gegend wohnt, meint, dies und die Anwesenheit der Punk'schen Hunde würden sie mit Besorgnis erfüllen aufgrund der Schulkinder, die hier täglich vorbeikämen. Es hat den Anschein, als könne man bei gewissen Personen tatsächlich von einem „Den-Wald-vor-lauter-Bäumen-nicht-Sehen-Phänomen" sprechen, bei anderen von einem „Die-Bäume-vor-lauter-Wald-nicht-Sehen-Phänomen", je nachdem, ob die Person so fixiert auf die Probleme im unmittelbaren Umfeld ist, dass sie die globalen Vernetzungen außer Acht lässt, oder umgekehrt so sehr auf globale oder örtlich weiter entfernte Probleme fokussiert, dass sie gleichsam blind für das ist, was sich unmittelbar vor der eigenen Haustüre abspielt. Der Gedanke liegt nahe, dass jede Person ihren eigenen „Blinden Fleck" besitzt, auf den sie durch andere aufmerksam gemacht werden könnte oder sogar sollte.

Soziale Identität, (vermeintliche) Gruppenzugehörigkeit, Diversität – speziell im Zusammenhang mit dem Thema Immigration fiel in den Einzelinterviews des Öfteren die Forderung, „die Ausländer" sollten sich an „die österreichische Kultur" anpassen, zumeist ohne nähere Definition, was genau damit gemeint sei, sowohl die „ausländische" als auch die „österreichische" Kultur betreffend. Auch in den Gruppendiskussionen sind hier auf beiden Seiten Pauschalierungen erkennbar. Es stellt sich die Frage, inwieweit heutzutage in der westlichen Gesellschaft, noch dazu im Hinblick auf die bewohnerspezifische, ständiger Fluktuation unterworfene Zusammensetzung in einer Großstadt, überhaupt noch von einer einheitlichen „Kultur" gesprochen werden kann, und welche Eigenschaften gemeint sind, wenn Anpassung an die heimische Kultur gefordert wird. Aus den biografischen Berichten der interviewten (österreichstämmigen) Personen ließ sich diesbezüglich jedenfalls keine eindeutige Linie ableiten, und bereits Baum (2000) weist darauf hin, dass das Vorhandensein einer einheitlichen Kultur sehr

oft nur auf Annahmen beruhe anstatt auf empirischen Beobachtungen oder Gesprächen mit „Gruppen“-Mitgliedern, dass andererseits jedoch gewisse Wesensmerkmale und Lebenseinstellungen *über sogenannte Kulturkreise hinweg* einander ähneln oder gleichen würden (S. 116).

Anhand der vier Gruppendiskussionen kommt die Gespaltenheit der Gesellschaft gut zum Ausdruck. Dass diese nicht nur auf Subjektivität beruht, zeigen auf dem Faktor Geld gründende Beispiele aus dem Alltag, etwa die unterschiedlichen Klassen im Passagierflugzeug oder in der Bahn, oder, wie von diversen Interviewten selbst angesprochen, in der medizinischen Versorgung. Ist W5s (WG16s) Aussage zur Familie von heute, in der jedeR nur noch im eigenen Zimmer vor dem eigenen Fernsehgerät oder Computer sitze und kein Dialog mehr gepflegt werde, auch auf die Gesamtgesellschaft umlegbar? Was sagt es über die Lebensqualität und den Status der Zivilisation aus, wenn öffentliche Plätze und Verkehrsmittel mit Überwachungskameras versehen werden als einem Zeichen dafür, dass die Gesellschaft bzw. gewisse Subjekte von den Verantwortlichen als bedrohlich bzw. potenzielles Sicherheitsrisiko betrachtet werden? Was sagt es über die Machthabenden und deren Integrität und Bild von der Bevölkerung bzw. die Stimmung, die dadurch geschürt wird, aus, wenn, wie im Fall der Nationalratswahl 2013, mit Slogans geworben wird wie: „Die schwarz-blaue Korruption beenden“/“Das rot-grüne Chaos verhindern“ (Team Stronach); „Stoppt Rot-Grün!“ (ÖVP); „Wer Wien liebt, schützt es vor Schwarz-Blau!“ (SPÖ); „Weniger belämmert als die anderen.“/“Wer einmal stiehlt, den wählt man nicht. Saubere Umwelt. Saubere Politik.“ (Die Grünen)? Und wie passt diese Vorgehensweise auf der anderen Seite zusammen mit den öffentlichen Aufrufen zu mehr Rücksichtnahme, Toleranz, Partizipation und Wir-Gefühl (etwa Werbeschaltungen, dass in den Öffis keine Leberkäsesemmeln verzehrt werden sollen, Aktionen wie „Finde Deine Gruppe!“[21], „Gemeinsam schaffen wir das“ [Nationalratswahlslogan Eva Glawischnig(-Piesczek), Die Grünen, 2013] bzw. „Weil Ich an Euch glaube“ [Nationalratswahlslogan Heinz-Christian Strache, FPÖ, 2013] bzw. „Österreich gehört den Optimisten/den Weltoffenen“ [Nationalrsatswahlslogans ÖVP, 2013]; oder der Versuch, den Leuten auf humoristisch-verspielte Werbeart die Wichtigkeit korrekter und gewissenhafter Müllentsorgung nahezubringen, oder die Ermahnung zur Achtsamkeit in der Straßenbahn) oder der Versuch einer Freundlichkeits- und Höflichkeitssteigerung allgemeiner Umgangsformen (indem z. B. eine freundliche Straßenbahnstimme sich bei Ankunft an der Endstation mit den Worten verabschiedet „Wir sind am Ziel. Auf Wiedersehen!“ oder die Anleitung zum richtigen

[21] http://wirsindmehr.at, Zugriff am 14.5.2013

Ausfüllen und Verschließen der amtlichen Briefwahl-Stimmzettel bzw. -karten in jedem Satz das Wort „Bitte“ enthält). Bisweilen entsteht der Eindruck, die Gesellschaft stecke noch in den Kinderschuhen und müsse erst erzogen werden (vgl. Regeln des harmonischen Zusammenlebens im Zuge der Wiener Charta oder den Anblick einer beliebigen öffentlichen WC-Anlage für weibliche Personen, wo die Wahrscheinlichkeit nicht gering ist, dass sich Toilettenpapierfetzen am Boden häufen). Auch eine Kinowerbung, die darauf aufmerksam macht, Lebensmittel bewusst zu kaufen, um nicht zu viel Gekauftes wegwerfen zu müssen, erscheint grotesk in Anbetracht der allgegenwärtigen „günstigeren“ Großpackungen, ungebetenen Gratisproben, Nimm-3-zahl-2-Angebote und der vermehrt und nicht nur in Lebensmittelgeschäften ausgesprochenen VerkäuferInnenfrage: „Darf’s noch etwas sein? Wir hätten XY im Angebot…“. Es hat den Anschein, als sei der von Erasmus von Rotterdam genannte beglückende Grad an Verrücktheit bereits deutlich überschritten. Welchen Sinn haben die aktuellen Nachhaltigkeits-Kampagnen diverser Warenhausketten wie etwa der REWE Group (z. B. „*Morgen – Das BILLA Nachhaltigkeitsprogramm*“[22], „*bi good – Mach die Welt mit BIPA besser*“[23], „*Nachhaltiger Genuss und Transparenz – Das Merkur Nachhaltigkeitsprogramm*“,[24] vgl. auch „*Projekt 2020*“ der Hofer KG[25]), wenn damit Hand in Hand geht, dass der/die Einzelne mit gutem Gewissen noch mehr konsumieren, sprich noch mehr Ressourcen für sich beanspruchen soll, etwa durch Aktionen wie „Füllen Sie den Korb so voll wie möglich!“[26], bzw. durch Erwecken des Eindrucks, Ressourcen könnten nicht zur Neige gehen respektive deren Gewinnung, Transport und Konsumation nutze sowohl dem Menschen als auch der Umwelt in jeder Weise und jeder Menge, sobald sie mit dem Label *Bio*, *Pro Planet*, *Fair Trade* etc. etikettiert sind (vgl. Exner et al., 2008)? Wie weit steht es tatsächlich mit der verlautbarten Transparenz, wie ist es um die tatsächlichen Motive derartiger Kampagnen bestellt? Auf der anderen Seite kann man in derlei Aktionen auch Positives sehen: Nämlich die nicht geringe Anzahl derer, denen prinzipiell an einer „besseren Welt“ liegt und die auch dazu bereit sind, höhere Ausgaben oder Mühen dafür in Kauf zu nehmen. Bleibt zu hoffen, dass deren Willen zur aktiven Partizipation an einer lebenswerteren Gemeinschaft nicht zu oft von Personen oder Konzernen, deren wahre Ziele keineswegs so hehr sind, wie sie zu sein vorgeben, ausgenutzt werden, auf dass nicht letztlich Desillusionierung und Resignation der Betroffenen dazu führen, dass kein Bestreben nach einer Verbesserung

[22] https://www.billa.at/Nachhaltigkeit/Nachhaltigkeit/dd_bi_subpage.aspx
[23] http://www.123einkauf.at/produkte/media/dl/523191d7-d6b0-44f1-b7c4-4215b0099b4d/display/2013_37_Bipa__Oesterreich.pdf
[24] https://www.merkurmarkt.at/WNBinaryWeb/151/3896935.pdf
[25] http://themen.hofer.at/verantwortung/projekt_2020.htm
[26] https://www.merkurmarkt.at/WNBinaryWeb/151/3896935.pdf [Seite 1]

mehr besteht und auch wirklich gut gemeinte Projekte keinen Anklang mehr finden. Zumal in einer derart komplexen Welt, wie wir sie heute vorfinden, und in der täglichen Flut an Darstellungen und Gegendarstellungen (für Außenstehende) kaum noch feststellbar ist, welche Informationen für wahr und richtig gehalten werden können und welche nicht (z. B. hinsichtlich Klimaerwärmung, gesunder/ungesunder Nahrungsmittel, historischer Ereignisse, etc.), was das Treffen von (guten) Entscheidungen noch weiter verkompliziert.

Wenn man davon ausgeht, dass eine harmonische Gesellschaft bzw. Gemeinschaft wünschenswert ist – und in zahlreichen Interviews wurde in den Selbstbeschreibungen zum Ausdruck gebracht, wie harmonieaffin die Interviewten seien –, stellt sich im nächsten Schritt die Frage, ob und wie Harmonie, bzw. in pragmatischerer Form ein Miteinander à la „Leben und leben lassen“, in einem solch umfangreichen Rahmen überhaupt realistisch gesehen herstellbar sein könnte, schon angesichts der Tatsache, wie schwer es bereits im kleinen Rahmen einem selbst Nahestehender wie der eigenen Familie oder des eigenen Freundeskreises oft fällt, Harmonie zu schaffen und zu bewahren. Pearlin (1989) und Hidaka (2012) unterstreichen den (wechselseitigen) Zusammenhang von Disharmonie (sowohl intra- als auch interpersonell) und Stress, wobei Stress sowohl durch Unter- als auch durch Überforderung ausgelöst werden kann. Orientiert man sich an diesem Ausgangspunkt und den in den Interviews gut zur Geltung gekommenen unterschiedlichen Toleranzschwellen für (potenzielle) Stressoren je nach Person, könnte man meinen, es sei am vernünftigsten, unterschiedliche Städte für unterschiedliche Personen(gruppen) zu bauen oder zumindest, sollte die Kontaktdichte in der „Original-Stadt“ zu groß zu werden drohen, den Bau einer neuen Stadt vorzuziehen, anstatt die Original-Stadt zu vergrößern und dadurch Quartiere zu entwerten (z. B. [ehemalige] Randbezirke durch Verbauung und Aufgabe des Randbezirk-Status) und den Stress noch weiter zu erhöhen. Allgemein sind Faktoren wie Entlastung des Stadtzentrums, Stadt der kurzen Wege und eine Trennung von vier- und zweirädrigem Verkehr und FußgängerInnenpfaden zu begrüßen sowie Initiativen, die die BürgerInnen vom „Konsumieren der Stadt“ weg und zum theoretischen und praktischen „Gestalten der Stadt“ hinführen, um Verantwortungsübernahme, Verständnis und Wertschätzung zu fördern (etwa um den Beteiligten bewusst zu machen, dass ein Unterschied darin besteht, ob etwas gut funktioniert, weil Stadtangestellte gegen Bezahlung „den Dreck beseitigen“, oder aber weil jedeR Einzelne darauf achtet, anderen keine Tätigkeiten abzuverlangen, die er/sie selbst verrichten kann bzw. nicht selber ebenso für andere zu tun bereit wäre). In den Interviews und Gruppendiskussionen trat zutage, dass die Eigeninitiative der BürgerInnen in Sachen Verbesserungsmöglichkeiten

nicht sehr stark ausgeprägt ist, hier gälte es also Motivationsarbeit von Seiten der Regierenden zu leisten und Beweise zu erbringen, dass es sich lohnt, sich als BürgerIn für etwas einzusetzen. Dies deckt sich im Prinzip mit Ehmayers Ansatz der Aktivierenden Stadtdiagnose, wird jedoch gleichermaßen zum Problem, wenn es die EntscheidungsträgerInnen selbst sind, an denen das System krankt und in denen keine positiven Vorbilder gesehen werden können. Dies schlägt die Brücke zur Wichtigkeit der Existenz und Einhaltung eines für alle gleichermaßen geltenden Moralkodex (vgl. Hannigans four domains of moral meaning: *polity, equity, authenticity, civility*, 2000, S. 7) in Wort und Tat.

9.4. … zu Methodischem und Implikationen für weitere Forschungsvorhaben

- Allgemein kann gesagt werden, dass auf die Einleitungsfrage der Gruppendiskussionen zunächst positive und nicht sonderlich differenzierte Angaben hinsichtlich der Qualität des Heimatbezirks und der Stadt Wien an sich folgen. Durch genaueres Nachfragen und Ansprechen unterschiedlicher Themenbereiche seitens der Interviewerin scheint den Teilnehmenden erst ins Bewusstsein zu gelangen, welche Aspekte mit dem Begriff „Stadt“ im Zusammenhang stehen (können) und dass es tatsächlich nicht nur Gutes im nahen Umfeld gibt. Ausführlich wurden vor allem jene Themen behandelt, die von der Interviewerin explizit angesprochen wurden, wobei es sich bewährt hat, Personen direkt anzusprechen, vor allem jene, die spontan eher auf Wortmeldungen verzichteten.
- Jedoch sollte gerade auf heikle Themen in Zukunft noch genauer eingegangen werden, um die tatsächlichen Motivationen und Emotionen hinter diversen Äußerungen verstehen zu können. Wenn eine Immigrantin sagt, die ÖsterreicherInnen seien fremdenfeindlich, dient dies der Forschung kaum, so lange die wahrgenommene Fremdenfeindlichkeit nicht konkret erklärt wird, sprich, worin sie sich äußert, in welchen Situationen sie bisher auftrat, von wem sie zum Ausdruck gebracht wurde, etc.. Wenn eine Person meint, die Mieten seien zu hoch, wäre es wichtig zu erfragen, welchen Preis die besagte Person für angemessen hielte, was sie selbst verdient, ob es andere Bereiche in ihrem Leben gibt, wo sie eher bereit ist, hohe Summen zu investieren, etc.. Auch die Ablehnung eines neuen Einkaufszentrums sollte begründet werden, um hilfreiche Maßnahmen setzen zu können. Wichtig wäre außerdem, Aussagen dahingehend zu überprüfen, ob es sich um eine Selbsterfahrung, eine Fremderfahrung, die

einem berichtet wurde, oder um eine Vermutung handelt. Wie kommen die Beurteilungen der RednerInnen zustande?

- Außerdem wäre es für die Auswertung von Vorteil, beim Transkribieren noch mehr Information in die Transkripte einfließen zu lassen, etwa zum Tonfall der Sprechenden (oder zusätzlich zum Transkript das dazugehörige Audiofile zur Verfügung zu haben), da es sonst mitunter zu Missinterpretationen dessen, wie eine Aussage gemeint ist bzw. wie die befragte Person emotional zu dem Gesagten steht, kommen kann. Dies betrifft in besonderem Maße die Situation der Gruppendiskussion.
- Oft stellt sich auch die Frage, ob gewisse Themen deshalb (nachdrücklich) angeführt und in einer speziellen Weise besprochen werden, weil tatsächlich persönliche Betroffenheit herrscht, oder es eher am derzeit stattfindenden politischen und medialen Diskurs liegt, dass bestimmten Themen Vorrang vor anderen eingeräumt und ein spezieller Blick darauf vertreten wird. Auf den meinungsbildenden Einfluss selektiver medialer und politischer Berichterstattung weisen etwa Iyengar und Simon hin (1993).
- Ergebnisse aus der Literatur bestätigend konnte auch, aus den soziodemografischen Datenblättern hervorgehend, in den vorliegenden Einzelinterviews eine Tendenz zum positiven Spektrum der Glücks- und Zufriedenheits-Skala festgestellt werden, selbst bei jenen Personen, die im Interview von sehr negativen Ereignissen und Belastungen berichteten. Um die quantitativen und qualitativen Angaben der Personen besser vergleichen zu können, sollte in Zukunft konkret gefragt werden, weshalb die Person sich für Kästchen XY entschieden hat (eventuell unter Berufung auf die Inhalte des dazugehörigen Interviews).
- Ebenfalls die soziodemografischen Datenblätter betreffend ergab sich bisweilen die Vermutung, dass manche Personen, zumindest auf den ersten Blick, die Skalen zu Glück und Zufriedenheit entgegengesetzt zur Vorgabe interpretierten, sprich den positivsten Wert für sie Kästchen 10 darstellte und den negativsten Kästchen 1. Bei zukünftigen derartigen Messungen sollte auf eine (noch) eindeutigere Skala/Instruktion zurückgegriffen bzw. eventuell extra erwähnt werden, wo das positive Spektrum verortet ist und wo das negative.
- Die Stichprobe der Studie ist eine (selbst-)selektive, da sie auf der Freiwilligkeit der Teilnehmenden beruht, wie auch die Gruppendiskussionen sich aus Freiwilligen, prinzipiell Gesprächsbereiten zusammensetzten, weshalb die Meinungen und das Lebensgefühl der weniger Kooperationsbereiten nicht erhoben werden konnten. Es bliebe zu überlegen, welche Anreize geschaffen

werden könnten, um Stichproben in Zukunft dahingehend zu komplettieren bzw. zumindest die Gründe zu erfahren, weshalb eine Teilnahme verweigert wird. Es ist nicht auszuschließen, dass sich in der Population der Teilnahmeverweigerer/innen jene Personen befinden, die eine Verbesserung der Lebenssituation am notwendigsten hätten oder die den größten Unmut in der restlichen Bevölkerung auslösen. Dies bezieht sich auch auf extreme Randgruppen der Bevölkerung (Obdachlose, inhaftierte GewalttäterInnen, schwer Drogenabhängige,…), deren Ansichten und Lebensgeschichten zu erfahren von enormer Bedeutung für eine Stadt des umfassenden Wohlbefindens wäre, die jedoch mangels telefonischer Erreichbarkeit und speziell ausgebildeter InterviewerInnen nicht in Betracht gezogen werden konnten.

- Im Zusammenhang mit der Thematik wäre auch eine Evaluation der Lebensqualität alternativer Wohnformen in Österreich von Erkenntnisinteresse, etwa zum Wohnpark Alterlaa (markanter Weise von Harry Glück geplant) oder zu den Integrationsprojekten *Sargfabrik*, *Kabelwerk* und *In der Wiesn Nord* (und ob sich die eigenwillige Namensgebung derselben in negativer Weise auf das Wohlbefinden auswirkt). Zusätzlich könnte eine Beschäftigung mit alternativen Wohnformen/-projekten und *Sustainable Cities* außerhalb Österreichs aufschlussreich sein bzw. zukünftige Stadtkonzepte anregen, z. B. die *Sun Cities* (Rentnerstädte) der USA, die Ökostadt *Masdar City* in Abu Dhabi (vgl. *Dongtan*, Shanghai) oder das auf ressourcenbasierter Ökonomie gründende *Venus Project* in Florida (http://www.thevenusproject.com; Zugriff am 9.9.2013).
- Die Personen, die sich für Interviews bereit erklärten, taten teilweise explizit ihre Freude darüber kund, den InterviewerInnen ihre Lebensgeschichten und Ansichten erzählen zu können und so viel Interesse dafür entgegengebracht zu bekommen. Anderen wiederum war ein gewisses Misstrauen darüber anzumerken, an wen ihre Daten weitergegeben würden und ob ihnen dies zum Schaden gereichen könne, bzw. merkten an, dass sich durch derartige Studien sowieso nichts verbessere und diese nur eine Verschleuderung von Geldern darstellen würden, oder dass sie eigentlich schon an viel zu vielen Studien teilgenommen hätten. Bei der Konzeption zukünftiger Erhebungen sollte also der potenzielle (praktische) Nutzen derselben sehr genau abgewogen respektive den potenziellen TeilnehmerInnen der tatsächliche Erfolg vergangener Studien präsentiert werden, bevor man die Bevölkerung mit neuerlichen Erhebungen konfrontiert und eventuell eine Übersättigung einleitet, die dazu führt, dass der Großteil der Bevölkerung sich gar nicht mehr zu solchen Themen äußert (siehe auch Politikverdrossenheit).

1) CONCLUSIO

In der vorliegenden Arbeit wurde der Frage nachgegangen, wie es um das subjektive Wohlbefinden der BewohnerInnen Rudolfsheim-Fünfhausens und Döblings bestellt ist und welche Schlussfolgerungen dies zur Lebensqualität Wiens zulässt. Studien wie jene von Mercer, die sich vor allem an objektiven statistischen Daten orientieren, bilden das empfundene Lebensgefühl Einheimischer nicht in adäquater Weise ab, jedenfalls nicht im Sinne einer „Grundstimmung", weshalb qualitativen Interviews und Gruppendiskussionen hier der Vorzug zu geben ist, obschon die Methoden in bestimmten Punkten noch der Verfeinerung bedürfen, bzw. einer Mischung aus qualitativen und quantitativen Erhebungen. Der Argumentation folgend, dass von einer lebenswerten Stadt erst gesprochen werden kann, wenn für sämtliche BewohnerInnen die gleichen Rechte und Pflichten bzw. Chancen zur Selbstverwirklichung gelten, ohne dass bestimmte Gruppen sich wesentlich auf Kosten anderer oder des Ökosystems bereichern, ergibt sich, dass die Suche nach dem „Wohlbefinden für alle" nicht dort endet, wo optimale architektonische und infrastrukturelle Bedingungen geschaffen wurden, sondern dass, dem Kerngedanken der Utopie gemäß, ein Gemeinwesen geschaffen werden muss, das nicht auf Furcht vor tatsächlich oder vermeintlich bedrohlichen Menschengruppen basiert, indem dort Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit geleistet wird, wo Bedrohungen illusorischer Natur sind, und tatsächliche Bedrohungspotenziale ausgemerzt werden.

Anhand der vier Gruppendiskussionen aus dem 15. und 19. Bezirk konnte gezeigt werden, dass, trotz einer überwiegend positiven Sicht auf die Stadt Wien an sich, diverse Bedrohungen des „guten Lebens" von den Teilnehmenden wahr genommen und artikuliert wurden, sowohl in sehr individueller Hinsicht als auch in globaler oder kollektiver. Hier gälte es einerseits noch exakter nachzufragen, wie der Eindruck von Bedrohlichkeit zustande kommt bzw. worin genau die angesprochenen Probleme liegen, andererseits gemeinsam Verbesserungsvorschläge zu erarbeiten. Investitionen dieser Art wären lohnender als eine „Steigerung des Wohlstands", die in Anbetracht begrenzter Ressourcen ohnehin schlussendlich zum Nachteil aller gereichen würde.

Konkret angesprochen wurde etwa der Wunsch nach mehr Grün, sinngemäß vor allem im 15. Bezirk, dem beispielsweise durch eine Begrünung von Dächern und Fassaden nachgekommen werden könnte. Bezogen auf den Straßenverkehr wäre es an der Zeit, Verbrennungsmotoren aus dem Stadtgebiet zu verbannen und Elektroautos mit einem Geräuschgrundpegel oder Ähnlichem auszustatten, damit man als FußgängerIn rechtzeitig auf sie aufmerksam werde, bzw. FußgängerInnenbereiche und Straßen- und

Radverkehr generell voneinander zu trennen, so weit möglich. Außerdem sollten die Frequenzen gewisser öffentlicher Verkehrslinien erhöht werden. Darüberhinaus wird die weitere Verdichtung bzw. Verbauung der Stadt mit Besorgnis gesehen, vor allem von den BewohnerInnen des 19. Bezirks. Dieser Problematik könnte mit einem Zuwanderungsstopp und dem Bau einer weiteren Stadt im Umland begegnet werden, deren Architektur und Infrastruktur sich von vorneherein an ökonomischen und ökologischen Kriterien orientiert und in den Planungs- und Bauprozess nicht nur Fachleute einbezieht, sondern auch die (zukünftigen) BewohnerInnen selbst.

Faktoren im zwischenmenschlichen Bereich, die der Verbesserung bedürfen, beziehen sich auf das Überwinden der Klassen-Gesellschaft und Verteilungsungerechtigkeit und auf einen respektvolleren Umgang miteinander über Freundeskreis und Familienbande hinaus, sozusagen eine Verantwortungsübernahme hinsichtlich des Gedeihs der Heimatstadt und deren BewohnerInnen. Dazu beitragen könnte der Einblick in die Lebenswelten anderer, beispielsweise durch Verpflichtung jedes/r Einzelnen zu einer gewissen Anzahl an Sozialdienststunden pro Woche oder Monat (beispielsweise als Hilfskraft der Straßenreinigung, im Verkauf, bei der Obst- und Gemüseernte oder als GesellschafterIn von älteren Menschen, wobei diese Verpflichtung nicht nur für die BürgerInnen, sondern auch für die GesetzesvertreterInnen gelten sollte), um etwaige verzerrte Vorstellungen zu beseitigen und Wertschätzung, Solidarität und Partizipation zu erhöhen, aber auch die Möglichkeit, anderen aus dem Weg gehen zu können, wenn ein Konsens nicht möglich ist. Sollten Gruppen unvereinbarer Ansichten dennoch gemeinsam eine Entscheidung etwa zu städteplanerischen Maßnahmen treffen oder anderweitig zusammenarbeiten müssen, böte sich Sandercocks (2000; 2003) Methode des *speak-out* an.

Zudem wäre eine Nicht-Scheinlösung diverser existenzieller Thematiken dringend erforderlich, wie vor allem aus Gruppendiskussion 19-1 hervorgeht, beispielsweise eine sowohl ideologische als auch finanzielle (oder analog entlohnte) Aufwertung von Arbeit bei gleichzeitiger Nicht-Abwertung jener, die keinen Arbeitsplatz haben, und einer allgemeinen Kürzung der Arbeitszeiten, „leistbares“ Wohnen, eine tatsächliche Revolutionierung des Bildungssystems weg vom Fokus der möglichst intensiven Vergrößerung semantischer Gedächtnisinhalte, der Konzentration auf Schwächen und der allgemeinen Nivellierung hin zu einer Fokussierung auf Unterstützung bei der Entwicklung einer reflektierten Persönlichkeit, Unterstützung bei der Suche nach dem eigenen Platz in der Gesellschaft, Fokussierung auf Interessen und Stärken, Kooperation anstatt Wettbewerb und Vorbereitung auf ein selbstständiges Leben abseits des schulischen Elfenbeinturms. Denkbar wäre hierbei auch die Schaffung des Berufsbildes des/der individuellen Lebensbegleiters/in oder des/r persönlichen

Mentors/in, welche/r Heranwachsenden auch abseits des Schulgebäudes oder der Familie mit Rat und Tat zur Seite steht, sofern Bedarf gegeben ist. Weiters sollte ein verantwortungsvoller Umgang mit Ressourcen nicht nur Kindern und Jugendlichen, sondern auch Erwachsenen nahegelegt werden, sprich eine Orientierung fort von Konsumations- und Wegwerfgesellschaft.
Darüber hinaus bedürfte es einer von unabhängigen Stellen durchgeführten Evaluation diverser bereits bestehender Programme zur Steigerung des Wohlbefindens und des gemeinschaftlichen Miteinanders in Betrieben, Schulen, Grätzeln etc., um jene ausfindig zu machen und zu verwerfen, die keine Erfolge zeitigen.
Und all dies besser heute als morgen.

Wenn wir die Frage nach der Stadt der Zukunft stellen, im Sinne einer positiven Weiterentwicklung, ist es letztlich wohl weniger eine Frage dessen, ob die Gesellschaft eine neue Stadt braucht, sondern vielmehr, ob die Stadt eine neue Gesellschaft braucht. Die Ergebnisse der Einzelinterviews und Gruppendiskussionen scheinen jedenfalls dafür zu sprechen.

λ) ANHANG

11.1. Tabellenverzeichnis

Tabelle 1. *Bezirksstatistik des 15. und 19. Bezirks.* 053
Tabelle 2. *Durchschnitt ausgewählter Angaben der interviewten Personen nach Bezirk laut soziodemografischem Datenblatt.* 055
Tabelle 3. *Nationalität und Sprache der interviewten Personen (15. Bezirk).* 055
Tabelle 4. *Nationalität und Sprache der interviewten Personen (19. Bezirk).* 056
Tabelle 5. *Überblick über den thematischen Verlauf der Gruppendiskussion 15-1.* 057
Tabelle 6. *Überblick über den thematischen Verlauf der Gruppendiskussion 19-1.* 087
Tabelle 7. *Überblick über den thematischen Verlauf der Gruppendiskussion 15-2.* 107
Tabelle 8. *Überblick über den thematischen Verlauf der Gruppendiskussion 19-2.* 121

11.2. Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1. *Die Bezirke Wiens.* 052
Abbildung 2. *Die Nutzungsflächen von Rudolfsheim-Fünfhaus und Döbling im Vergleich.* 052

11.3 Interviewleitfaden

Thema der Befragung sind die Lebensbedingungen oder die Umstände, mit denen Sie leben, und inwiefern diese sich auf Ihre Befindlichkeit auswirken. Ich möchte Sie nochmals darauf hinweisen, dass Sie uns nichts erzählen müssen, was Sie nicht möchten. Es gibt auch keine richtigen oder falschen Antworten, wir sind daran interessiert, wie Sie persönlich die Dinge wahrnehmen. Alle Antworten werden selbstverständlich vertraulich behandelt.

Ich möchte Sie bitten, mir zu erzählen, wie Ihr Leben verlaufen ist. Am besten beginnen Sie mit Ihrer Kindheit und erzählen dann nach und nach, was sich so zugetragen hat, bis heute. Sie können sich dafür ruhig Zeit nehmen, wobei ich Sie bitten würde, mir die guten und schlechten Zeiten in Ihrem Leben zu beschreiben.

1. Beeinflussen Sie gewisse Erlebnisse noch immer?
2. Bitte erzählen Sie mir, was Ihnen besonders wichtig in Ihrem Leben in Bezug auf Ihr Wohlbefinden ist.
    - Woraus beziehen Sie Kraft?
3. Worauf legen Sie in Ihrem Leben keinen Wert mehr, was Ihnen früher wichtig war? Worauf legen Sie jetzt mehr Wert, was Ihnen früher unwichtig war?
4. Gibt es Gefühle oder Gedanken, die Sie schon Ihr Leben lang begleiten, bzw. immer wieder kommen? Können Sie diese bitte beschreiben?
5. Was beeinflusst derzeit Ihre Stimmung?
    - Gibt es dafür einen speziellen Auslöser, oder entspricht dies Ihrer Grundstimmung?
6. Welche Ziele haben Sie schon erreicht und welche Wünsche sind noch unerfüllt? Was tun Sie, um diese zu erreichen?
7. Haben Sie das Gefühl, dass man Ihnen ausreichend Anerkennung entgegenbringt?
8. Was gibt Ihrem Leben einen Sinn? Was empfinden Sie als den Sinn Ihres Lebens?
9. Wie fühlen Sie sich, wenn Sie sich mit anderen Personen vergleichen?
    - Mit wem vergleichen Sie sich und warum?
10. Mit welchen Belastungen und Herausforderungen werden Sie konfrontiert? Wie gehen Sie mit diesen um?
11. Gibt es Einschränkungen in Ihrem Leben?
12. Übernehmen Sie Verantwortung für andere Menschen? In welcher Form und wie wirkt sich das auf Sie aus?
13. Könnten Sie mir erzählen, inwieweit für Sie Zufriedenheit mit Geld und Besitz zusammenhängt?
14. Welchen Ratschlag würden Sie Ihrem Kind bzw. einem guten Freund geben – wie und wo das Glück zu finden ist?
15. Inwiefern hängt Ihr Wohlbefinden mit dem Ort zusammen, in dem Sie leben?

16. Was müsste sich in Ihrer Umgebung oder an Ihren Lebensbedingungen ändern, damit Sie sich wohler fühlen könnten?
    - Wie könnten die Gemeinde und/oder Politiker in Österreich darauf Einfluss nehmen?

17. Was könnten Sie Sinnvolles dazu beitragen, um die Umgebung/Region zu verbessern?

Schlussfrage

18. Gibt es Dinge, die Ihr Wohlbefinden beeinflussen, die noch nicht angesprochen wurden?

11.4. Soziodemografisches Datenblatt

Allgemeine Informationen zu Ihrer Person:
Geschlecht: ☐ männlich ☐ weiblich **Alter**: _____ Jahre **Wie zufrieden sind Sie alles in allem mit Ihrem Leben?** ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ **sehr zufrieden** **sehr unzufrieden** **Wie glücklich sind Sie alles in allem mit Ihrem Leben?** ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ **sehr glücklich** **sehr unglücklich** **Nationalität**: ☐ Österreich ☐ sonstige: _____
Hinweis: Bitte nur Personen mit anderer Nationalität beziehungsweise Migrationshintergrund: **Wie lange wohnen Sie schon in Österreich?** _____ Jahre **Welche Sprache wird bei Ihnen zuhause gesprochen?** _____
Familienstand: ☐ ledig ☐ Lebensgemeinschaft ☐ verheiratet ☐ geschieden ☐ verwitwet ☐ sonstiges: _____ **Wie viele Personen wohnen in Ihrem Haushalt?** _____ Anzahl **Haben Sie (leibliche oder adoptierte) Kinder?** ☐ nein ☐ ja _____ Anzahl und Alter **Haben Sie Pflegekinder?** ☐ nein ☐ ja _____ Anzahl und Alter **Leben Kinder in Ihrem Haushalt**? ☐ nein ☐ ja _____ Anzahl und Alter

Abgeschlossene Ausbildungen:

☐ keine
☐ Pflichtschule
☐ Lehrabschluss
☐ Berufsbildende Schule (HAK, HBLA, HTL, etc.)
☐ mittlere ☐ höhere
☐ Meisterprüfung/WerkmeisterIn
☐ sonstige Ausbildung(en): _____

☐ Gymnasium (Matura)
☐ Berufsreifeprüfung/Studienberechtigungsprüfung
☐ Mag.
☐ BA
☐ MA
☐ Dr./PhD

Welche Fachrichtung(en) haben Ihre abgeschlossenen Ausbildung(en)?

_____

Religionsbekenntnis:
_____
☐ ausübend
☐ ohne Bekenntnis
☐ möchte ich nicht angeben

Welchen Beruf üben Sie aus? _____ (Bezeichnung)

Berufliche Situation:

☐ unselbständig
☐ selbständig
☐ teils selbständig/teils unselbständig
☐ SchülerIn
☐ StudentIn
☐ sonstiges: _____
☐ PräsenzZivildienerIn
☐ Hausfrau/Hausmann, Betreuungsaufgaben
☐ karenziert
☐ pensioniert
☐ arbeitssuchend

Einkommen: €_____ ☐ möchte ich nicht angeben
(monatlich/Netto)

Bitte geben Sie an, welche Besitztümer Sie besitzen, und die Anzahl:

☐ Auto___ ☐ Eigentumswohnung ___ ☐ (leeres) Grundstück ___ ☐ Haus___
☐ sonstiges: _____

11.5. Abstract (Deutsch)

Die vorliegende Diplomarbeit geht der Frage nach, wie es um das subjektive Wohlbefinden (SWB) der BewohnerInnen des 15. und 19. Wiener Gemeindebezirks bestellt ist und welche Schlüsse dies hinsichtlich der Lebensqualität und Zukunftstauglichkeit Wiens generell zulässt. Drei Aspekte stehen hierbei im Vordergrund: der bauliche, der gesellschaftliche und der methodische.

Der theoretische Teil beschäftigt sich mit der Begriffsbestimmung des SWB und den Unterschieden bzw. Gemeinsamkeiten in Bezug auf Glück, Lebenszufriedenheit etc. und schildert unterschiedliche Messmethoden und deren Vor- und Nachteile. Die Bedeutsamkeit des SWB wird allgemein und im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Umfeld beleuchtet. Dies leitet über zum Themengebiet des SWB in der Stadt und den lebensraumbezogenen Einflüssen auf dasselbe sowie einem, teils historischen, Blick auf die Methoden der Stadtforschung.

Die Vision vom „Wohlbefinden für alle“ findet im darauf folgenden Abschnitt ihren Ausdruck einerseits in der Theorie der Stadtutopie, andererseits in konkreterer Form in zwei Disney’schen Stadtkonzepten, deren Ziel es war, nicht nur das Wohnen zu revolutionieren, sondern auch gesellschaftliche Normen. Dem US-amerikanischen Exkurs folgt ein Vergleich mit der „europäischen Stadt“, welcher zu Wien, einigen Studien zur Lebensqualität Wiens und den unterschiedlichen medialen Bildern der Stadt überleitet.

Der empirische Teil stellt die Studie „Living conditions, quality of life, and subjective well-being in regions“ von Ponocny et al. vor, die anhand von qualitativen und quantitativen Methoden das SWB der BewohnerInnen unterschiedlicher Regionen Österreichs zu erheben versuchte und deren qualitatives Datenmaterial zum 15. und 19. Bezirk, bestehend aus je 50 Einzelinterviews und je zwei Gruppendiskussionen, die Basis der vorliegenden Diplomarbeit bildet.

Die Analyse der Daten bestätigt die Wichtigkeit des gesellschaftlichen Aspekts hinsichtlich des Wohlbefindens in der Stadt und zeigt auf, wie dringlich es wäre, hier an ernst gemeinten und nachhaltigen Lösungen zu arbeiten, die jedeN BetroffeneN einbeziehen. So lange BürgerInnen und Regierende sich nicht als Gemeinschaft und als füreinander verantwortlich empfinden und dementsprechend handeln, über die eigene Familie, die eigene Gruppe, die eigene Stadt, die eigene Landesgrenze hinaus, kann

bestenfalls von einem Scheinfrieden gesprochen werden, der sich nicht mit dem utopischen Gedanken und somit auch nicht mit einer „Stadt der Zukunft“ laut obiger Definition vereinbaren ließe, unabhängig von baulichen Gegebenheiten (welche im aktuellen Zustand als überwiegend positiv bezeichnet werden). Intelligente Revolutionierungen in Sachen Arbeits-, Bildungs-, Geld-, Wohn-, Familien- und Moralsystem auf holistischer Basis werden vonnöten sein, um Wien zu einer Wohlfühlstadt für alle BewohnerInnen zu machen.

In methodischer Hinsicht hat sich der Fokus auf die qualitativen Erhebungsmethoden des Interviews und der Gruppendiskussion als sehr aufschlussreich erwiesen und kann auch für zukünftige Befragungen empfohlen werden; Verbesserungsvorschläge zur Güte der Verfahren werden diskutiert.

11.6. Abstract (English)

The thesis in hand considers the question how the inhabitants of the 15th and 19th District of Vienna assess their subjective well-being (SWB) and which conclusions can be drawn for the city of Vienna regarding quality of life and capability for the future. Three aspects are focused: the constructional, the social and the methodological one.

The theoretical part deals with the definition of SWB and the differences and similarities to luck, life satisfaction, etc., and names diverse methods of measurement together with their advantages and disadvantages. The importance of SWB is elucidated in general as well as in societal issues. This forges a bridge to the topic of SWB in the city, environmental influences on SWB, and a, partly historic, view on various methods of urbanism.

The vision of "Well-being for everyone" finds its expression in the following chapter via the theory of Urban Utopia on one hand and on the other hand via two concrete town planning concepts by Disney with the goal to not only revolutionize the way of residing but also social norms. This US-American excursus is followed by a comparison with the "European city" which leads to the city of Vienna (Austria), some studies about the quality of living in Vienna, and the different views regarding Vienna constructed by the media.

The empirical part introduces the study "Living conditions, quality of life, and subjective well-being in regions" by Ponocny et al. which intended to examine the SWB of residents of various regions in Austria via qualitative and quantitative data. The qualitative data related to Districts 15 and 19 (50 one-on-one interviews and 2 focus groups each) provided the basis for this thesis.

The analysis of the data confirms the importance of the social aspect concerning the well-being in the city and highlights the precedence of working on honest and sustainable solutions which integrate each person concerned. As long as citizens and policy-makers don't see themselves to be part of the same community and to be responsible for each other and act accordingly, beyond the own family, the own group, the own city, the own national border, only a hollow peace exists, at an outside estimate, which cuts across the utopian concept and the "City of the Future" according to the aforesaid definition regardless of the constructional circumstances (which are predominantly described as positive in their current state). Intelligent modifications

regarding work, education, the monetary system, housing, family system and moral code on a holistic basis will be necessary to turn Vienna into a city of well-being for all its inhabitants.

In methodological terms the concentration on qualitative techniques, the interview and the focus group, has proven to be quite revealing and thus can be recommended for further inquiries; suggestions for quality improvements are discussed.

μ) LITERATURVERZEICHNIS

Acarturk, C., de Graaf, R., van Straten, A., ten Have, M. & Cuijpers, P. (2008). Social Phobia and Number of Social Fears, and their Association with Comorbidity, Health-Related Quality of Life and Help Seeking. A population based-study. *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology, 43,* 273-279. doi: 10.1007/s00127-008-0309-1

Bartling, H. (2004): The Magic Kingdom Syndrome: Trials and Tribulations of Life in Disney's Celebration. *Contemporary Justice Review: Issues in Criminal, Social, and Restorative Justice*, *7*(4), 375-393. doi: 10.1080/1028258042000305866

Baum, H. S. (2000). Culture matters – but it shouldn't matter too much. In M. A. Burayidi (Hrsg.), *Urban Planning in a Multicultural Society* (S. 115-136). Westport: Praeger.

Bayrhammer, B. & Neuhauser, J. (2013). *Österreich droht Psychologenmangel* [2.4.2013], DiePresse.com. Zuletzt abgerufen am 14.9.2013, http://bild-psy.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/p_bildungspsychologie/medienberichte/_99_02.04.2013_DiePresse_%C3%96sterreich_droht_Psychologenmangel.pdf

Blanchflower, D. G. & Oswald, A. J. (2004). Well-being over time in Britain and in the USA. *Journal of Public Economics, 88*, 1359-1386.

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (2011). *Armuts- und Ausgrenzungsgefährdung in Österreich. Ergebnisse aus EU-SILC 2010. Sozialpolitische Studienreihe* (Band 8) [Broschüre]. Wien: BMASK.

Bohnsack, R. (2003). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden* (5. Auflage). Opladen: Leske + Budrich.

Bucher, A. A. (2009). *Psychologie des Glücks. Ein Handbuch.* Weinheim & Basel: Beltz.

Clos, J. (2012). *Changing Cities, Building Opportunities* [Statement anlässlich des World Habitat Day, 1.10.2012], United Nations Human Settlements Programme (UN-Habitat). Zuletzt abgerufen am 9.9.2013, http://www.unhabitat.org/downloads/docs/11313_1_594575.pdf

Conceição, P. & Bandura, R. (2008). Measuring Subjective Wellbeing: A Summary Review of the Literature. *Working Papers*, United Nations Development Program.

Davern, M. T., Cummins, R. A. & Stokes, M. A. (2007). Subjective Wellbeing as an Affective-Cognitive Construct. *Journal of Happiness Studies, 8,* 429-449. doi: 10.1007/s10902-007-9066-1

Dhiman, O. P. (2010). *Betrayal of Gandhi.* Delhi: Kalpaz Publications.

Diener, E., Suh, E. M., Lucas, R. E. & Smith, H. L. (1999). Subjective Well-Being: Three Decades of Progress. *Psychological Bulletin, 125,* 276-302.

Disney, W. (1966). *The Epcot / Florida 1966 Film (Full Version)* [Transkript & Video], Walt Disney Productions, The Walt Disney Company. Zuletzt abgerufen am 11.7.2013, https://sites.google.com/site/theoriginalepcot/the-epcot-film-video

Egolf, B., Lasker, J., Wolf, S. & Potvin, L. (1992). The Roseto Effect: A 50-Year Comparison of Mortality Rates. *American Journal of Public Health, 82,* 1089-1092.

Ehmayer, C. (2003). *Das Wesen von Wien. Ein stadtpsychologisches Forschungsprojekt* [Forschungsbericht]. Zuletzt abgerufen am 11.7.2013, http://www.stadtpsychologie.at/sites/default/files/Bericht_WESEN%20WIEN.pdf

Ehmayer, C. (2011). *Die AKTIVIERENDE STADTDIAGNOSE. Ein umwelt- und gemeindepsychologisches Diagnoseverfahren, das zukunftsfähige Potenziale einer Stadt sichtbar machen und kommunales Engagement aktivieren kann*. Zuletzt abgerufen am 11.7.2013, http://www.stadtpsychologie.at/sites/default/files/Aktivierende%20Stadtdiagnose_Ehmayer.pdf

Exner, A., Lauk, Ch. & Kulterer, K. (2008). *Die Grenzen des Kapitalismus. Wie wir am Wachstum scheitern.* Wien: Ueberreuter.

Franzen, A. & Pointner, S. (2007). Sozialkapital: Konzeptualisierungen und Messungen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 47,* 66-90.

Frey, B. S. & Stutzer, A. (2000). Happiness, Economics and Institutions. *The Economic Journal, 110*(466), 918-938.

Froschauer, U. & Lueger, M. (2003). *Das qualitative Interview.* Wien: WUV/ Universitätsverlag.

Gennawey, S. (2011). Walt Disney's EPCOT and the Heart of Our Cities. In C. D. Emerson (Hrsg.), *Four Decades of Magic – Celebrating the First Forty Years of Disney World – a Collection of Essays* (S. 97-112). USA: Ayefour Publishing.

Geras, N. (2000). Minimum Utopia: Ten Theses. *Socialist Register 2000: Necessary and Unnecessary Utopias, 36*, 41-52.

Gilbert, D. (2006). *Ins Glück stolpern. Über die Unvorhersehbarkeit dessen, was wir uns am meisten wünschen.* München: Riemann.

Hannigan, J. (2000). *Fantasy City. Pleasure and profit in the postmodern metropolis.* USA/Canada: Routledge.

Häußermann, H. & Siebel, W. (2004). *Stadtsoziologie. Eine Einführung.* Frankfurt/New York: Campus.

Hawlik, J. (1997). *Wien. Spuren in die Zukunft.* Himberg: Wiener Verlag.

Helliwell, J. F. (2007). Well-Being and Social Capital: Does Suicide Pose a Puzzle? *Social Indicators Research, 81*, 455-496. doi: 10.1007/s11205-006-0022-y

Hidaka, B. H. (2012). Depression as a disease of modernity: Explanations for increasing prevalence. *Journal of Affective Disorders, 140*, 205-214. doi: 10.1016/j.jad.2011.12.036

Hölzl, E. (1994). Qualitatives Interview. In Arbeitskreis Qualitative Sozialforschung (Hrsg.), *Verführung zum Qualitativen Forschen – Eine Methodenauswahl* (S. 61-68). Wien: WUV/Universitätsverlag.

Hooghe, M. (2012). I'm Happy, Hope You're Happy Too. Examining the Different Dynamics of Individual Subjective Well-Being and View on Society. *Journal of Happiness Studies, 13*(1), 17-29. doi: 10.1007/s10902-011-9247-9

Hopf, C. (1991). Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In U. Flick, E. v. Kardorff, H. Keupp, L. v. Rosenstiel & S. Wolff (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung* (S. 177-182). München: Psychologie Verlags Union.

Iyengar, S. & Simon, A. (1993). News Coverage of the Gulf Crisis and Public Opinion. A Study of Agenda-Setting, Priming, and Framing. *Communication Research, 20,* 365-383. doi: 10.1177/009365093020003002

Jagodzinski, W. (2010). Economic, Social and Cultural Determinants of Life Satisfaction: Are there Differences between Asia and Europe? *Social Indicators Research, 97*, 85-104.

Kahnemann, D. & Krueger, A. B. (2006). Developments in the Measurement of Subjective Well-Being. *Journal of Economic Perspectives, 20*(1), 3-24.

Kennedy, R. F. (1968). *Robert. F. Kennedy Speeches, Remarks at the University of Kansas, March 18, 1968* (Transkript), JFK Library Web site. Zuletzt abgerufen am 11.7.2013, http://www.jfklibrary.org/Research/Research-Aids/Ready-Reference/RFK-Speeches/Remarks-of-Robert-F-Kennedy-at-the-University-of-Kansas-March-18-1968.aspx

Klein, S. (2008). *Die Glücksformel oder: Wie die guten Gefühle entstehen* (ungekürzte Großdruck-Ausgabe). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Lamnek, S. (2005). *Gruppendiskussion – Theorie und Praxis* (2. überarbeitete & erweiterte Auflage). Weinheim & Basel: Beltz.

Lueger, M. (2010). *Interpretative Sozialforschung: Die Methoden.* Wien: Facultas, WUV.

Lyubomirsky, S., Sheldon, K. M. & Schkade, D. (2005). Pursuing Happiness: The Architecture of Sustainable Change. *Review of General Psychology, 9*(2), 111-131. doi: 10.1037/1089-2680.9.2.111

Maderthaner, R. (1995). Soziale Faktoren urbaner Lebensqualität. In A. Keul (Hrsg.), *Wohlbefinden in der Stadt* (S. 172-197). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Maderthaner, R. (1998). Wohlbefinden, Lebensqualität und Umwelt. In I. Kryspin-Exner, B. Lueger-Schuster & G. Weber (Hrsg.), *Klinische Psychologie und Gesundheitspsychologie – Postgraduelle Aus- und Weiterbildung* (S. 483-508). Wien: WUV/Universitätsverlag.

Madreiter, T. (2009). In Zukunft Wien. In Magistratsabteilung 18/Wiener Planungswerkstatt (Hrsg.), *In Zukunft Stadt/In Zukunft Wien* [Publikation anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in der Wiener Planungswerkstatt] (S. 24-25). Wien: MA 18.

Maerki, D. O. (2009). Zukunft des Wohnens – wie werden wir im Jahr 2030 in der Stadt wohnen? In Magistratsabteilung18/Wiener Planungswerkstatt (Hrsg.), *In Zukunft Stadt/In Zukunft Wien* [Publikation anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in der Wiener Planungswerkstatt] (S. 40-43). Wien: MA 18.

Magistrat der Stadt Wien/MA 23 – Wirtschaft, Arbeit und Statistik (2012). *Bezirksporträts. Wien und seine Bezirke im Überblick. Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 2012.* Wien: Magistrat der Stadt Wien.

Marcus, M., Yasamy, M. T., van Ommeren, M. & Chisholm, D. (2012). *Depression. A Global Public Health Concern* [Paper], WHO Department of Mental Health and Substance Abuse. Zuletzt abgerufen am 11.7.2013, http://www.who.int/mental_health/management/depression/who_paper_depression_wfmh_2012.pdf

Mayring, P. (1991). Qualitative Inhaltsanalyse. In U. Flick, E. v. Kardorff, H. Keupp, L. v. Rosenstiel & S. Wolff (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung* (S. 209-213). München: Psychologie Verlags Union.

Mieg, H. A. & Hoffmann, Ch. (2006). Einführung in das Schwerpunktthema „Stadtpsychologie“. *Umweltpsychologie, 10*(2), 3-9.

Morus, T. (1981). *Utopia* (Basel, Birkhäuser Verlag, 1947, Übers.). Zürich: Diogenes. (Original erschienen 1516)

Nussbaum, M. (2007). Human Rights and Human Capabilities. *Harvard Human Rights Journal, 20,* 21-24.

Okulicz-Kozaryn, A. (2013). City Life: Rankings (Livability) Versus Perceptions (Satisfaction). *Social Indicators Research, 110*, 433-451. doi: 10.1007/s11205-011-9939-x

Opaschowski, H. W. (2007). *MINIMEX. Das Zukunftsmodell einer sozialen Gesellschaft.* Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

Opaschowski, H. W. (2009). *Wohlstand neu denken. Wie die nächste Generation leben wird.* Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

Österreichischer Städtebund/SORA Institute for Social Research and Consulting (2012). *Städtebarometer 2012. Das Lebensgefühl in Österreichs Städten* [Presseunterlage]. Wien: SORA.

Pager, D. (2003). The Mark of a Criminal Record. *American Journal of Sociology, 108,* 937-975. doi: 10.1086/374403

Pearlin, L. I. (1989). The Sociological Study of Stress. *Journal of Health and Social Behavior, 30*(3), 241-256.

Ponocny, I., Weismayer, C., Dressler, S. & Stross, B. (2012). *Living conditions, quality of life, and subjective well-being in regions: A methodological pilot study with explorative interviewing and quantitative measurement (*unveröffentlichter Projektbericht). Wien: Modul University.

Putnam, R. D. (2001). Social Capital: Measurement and Consequences. *Isuma Canadian Journal of Policy Research, 2,* 41-51.

Putnam, R. D., Leonardi, R. & Nanetti, R. Y. (1993). *Making Democracy Work: Civic Traditions in Modern Italy*. Princeton: Princeton University Press.

Quong, J. (2004). The Scope of Public Reason. *Political Studies, 52,* 233-250. doi: 10.1111/j.1467-9248.2004.00477.x

Reichertz, J. (1991). Objektive Hermeneutik. In U. Flick, E. v. Kardorff, H. Keupp, L. v. Rosenstiel & S. Wolff (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung* (S. 223-228). München: Psychologie Verlags Union.

Roost, F. (2000). *Die Disneyfizierung der Städte. Großprojekte der Entertainmentindustrie am Beispiel des New Yorker Times Square und der Siedlung Celebration in Florida.* Opladen: Leske + Budrich.

Saage, R. (1999). *Innenansichten Utopias. Wirkungen, Entwürfe und Chancen des utopischen Denkens.* Berlin: Duncker & Humblot.

Salesses, P., Schechtner, K. & Hidalgo, C. A. (2013). The Collaborative Image of the City: Mapping the Inequality of Urban Perception. *PLoS ONE 8*(7): e68400. doi:10.1371/journal.pone.0068400

Sandercock, L. (2000). When Strangers Become Neighbours: Managing Cities of Difference. *Planning Theory & Practice, 1*(1), 13-30.

Sandercock, L. (2003). *Cosmopolis II. Mongrel Cities of the 21st Century.* London/New York: Continuum.

Schmidt, B. (1988). *Kritik der reinen Utopie. Eine sozialphilosophische Untersuchung.* Stuttgart: J. B. Metzler.

Siebel, W. (2000). Wesen und Zukunft der europäischen Stadt. *disP – The Planning Review, 141*, 28-34.

Spöhring, W. (1995). *Qualitative Sozialforschung* (2. Auflage). Stuttgart: Teubner.

Stevenson, B. & Wolfers, J. (2008). Economic Growth and Subjective Well-Being: Reassessing the Easterlin Paradox. *Nber Working Paper Series*, Working Paper 14282.

Strauss, A. & Corbin, J. (1996). *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung.* Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union.

Tönnies, F. (1991). *Gemeinschaft und Gesellschaft: Grundbegriffe der reinen Soziologie* (3. unveränderte Auflage). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. (Original erschienen 1887)

United Nations Human Settlements Programme (UN-Habitat) (2012). *State of the World's Cities 2012/2013 – Prosperity of Cities* [Bericht]. Nairobi: UN-Habitat.

U.S. Department of Commerce, BEA Bureau of Economic Analysis, Survey of Current Business (1991). *Gross Domestic Product as a Measure of U.S. Production*. Zuletzt abgerufen am 11.7.2013, http://www.bea.gov/scb/pdf/national/nipa/1991/0891od.pdf

Veenhoven, R. (2008). Sustainable Consumption and Happiness. In S. Reddy (Hrsg.), *Green consumerism: Approaches and Country Experiences* (S. 39-68). Hyderabad: Icfai University Press.

Wilkinson, R. G. (1997). Health inequalities: relative or absolute material standards? *BMJ, 314,* 591-595.

Xanthos, C., Treadwell, H. M. & Holden, K. B. (2010). Social determinants of health among African-American men. *Journal of Men's Health, 7,* 11-19. doi: 10.1016/j.jomh.2009.12.002

Yang, A. X., Hsee, C. K. & Zheng, X. (2012). The AB Identification Survey: Identifying Absolute versus Relative Determinants of Happiness. *Journal of Happiness Studies, 13*, 729-744. doi: 10.1007/s10902-011-9288-0

Zellmann, P. & Opaschowski, H. W. (2005). *Die Zukunftsgesellschaft …und wie wir in Österreich mit ihr umgehen müssen.* Wien: Österreichische Verlagsgesellschaft.

LEBENSLAUF

Persönliche Daten

Anna Exel
geboren am 03.05.1982 in Judenburg, Steiermark
zurzeit Basislager in Rudolfsheim-Fünfhaus

Ausbildung

1992 – 1995	Bundesgymnasium Knittelfeld
1995 – 2000	Abteigymnasium Seckau + Matura
2000 – 2003	ein Schnuppersemester Japanologie/Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Universität Wien
	ein Schnuppersemester Elektrotechnik, TU Wien
	Tonassistentenkurs, SAE Wien
	Audio-Engineer-Kurs, SAE Wien
seit 2003	Diplomstudium Psychologie, Universität Wien

Gelegenheitsarbeiten neben der Ausbildung

2001 – 2008	CamSecurity GmbH (Parkaufsicht, Platzzuweiserin, Garderobiere)
	Doro Filmproduktionsges.mbH (Digitalisiererin)
	Actors & Company Künstleragentur GmbH (Komparsin bei diversen Werbespots)
2005 – 2011	BuPP – Bundesstelle für Positivprädikatisierung von Computer- und Konsolenspielen (Gutachterin und Präsentatorin, Standbetreuerin bei Veranstaltungen, Führerin für Schulklassen durch die Game City)

Fixanstellungen neben der Ausbildung

Sommer 2009	N.T.V. – New Trend Videothek (Verkaufshilfe)
2009 – Ende 2010	dm drogerie markt GmbH (Handelsangestellte)
Okt. 2011 – Feb. ~12/ Sept. ~12 – Feb. ~13/ seit Sept. 2013	Universität Wien, Fakultät für Psychologie (Studienassistentin im Rahmen des „Supervised Orientation Tutorium“ [SOT, vormals CBM])
SoSe 2012	Universitäre Projektmitarbeit am Institut für Angewandte Psychologie: Arbeit, Bildung, Wirtschaft („Nationaler Bildungsbericht Österreich 2012“ sowie „Nachhaltigkeit von Gewaltprävention in Schulen: Erstellung eines Online-Fragebogens für Lehrkräfte“)
Mai – Juli 2013	Universitäre Projektmitarbeit am Institut für Wirtschaftspsychologie, Bildungspsychologie und Evaluation („Reflect“)

Praktikum im Rahmen der Ausbildung

WiSe 2008/09	CBM – Cascaded Blended Mentoring in der Studieneingangsphase (u. a. Analyse qualitativer Daten, Unterstützung bei der Erstellung von Materialien für die Lehrveranstaltung „Orientierung und Basiskompetenzen für das Psychologiestudium“, Einschulung einer Diplomandin in das bei CBM verwendete Analyseprogramm MAXqda)

Sprachkenntnisse

Deutsch in Wort und Schrift (sehr gut)
Englisch in Wort und Schrift (sehr gut)
Französisch in Wort und Schrift (Grundkenntnisse)
Latein (Grundkenntnisse)

Weitere Kenntnisse

mehrjährige praktische Erfahrung im Umgang mit der E-Learning-Plattform *Moodle*